



Voltaire.

Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte des Liberalismus

von

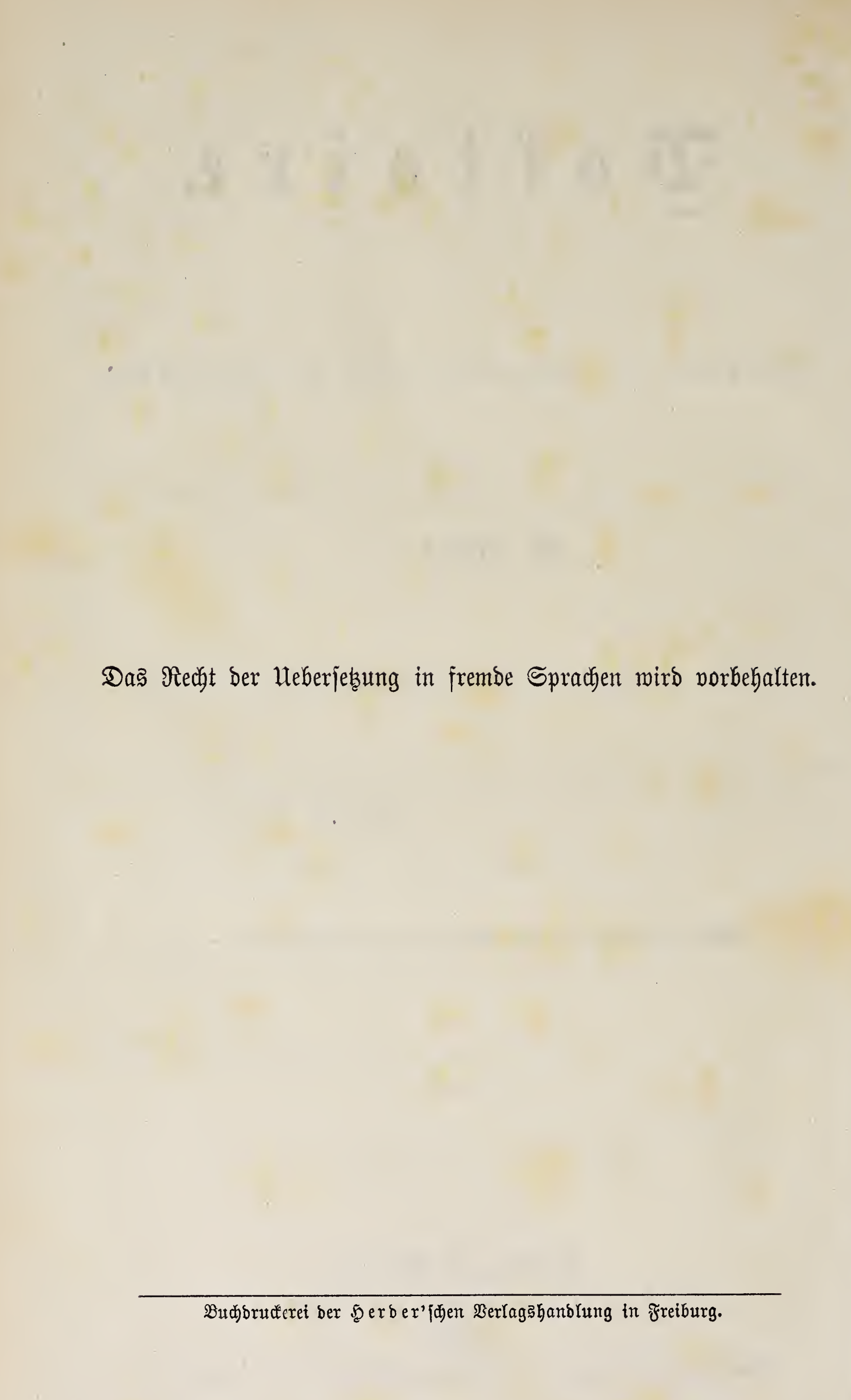
W. Kreiten S. J.

Erste Hälfte (1694—1750).

„Corrupti sunt et abominabiles facti sunt in studiis suis.“ Ps. XIII. 2.

(Ergänzungshefte zu den ‚Stimmen aus Maria-Laach‘. — 7.)

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1878.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.



Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt.

Einleitung.

Gegenstand und Zeitgemäßheit der nachstehenden Arbeit dürften einer ausführlichen Erörterung wohl leicht entrathen.

Dem Centenarium Voltaire's gegenüber ist eine Studie über das Leben des „Geisteskönigs des 18. Jahrhunderts" sicherlich an der Stelle. Als zum ersten Mal davon die Rede war, dem Patriarchen von Fernay eine Statue zu errichten, schrieb Graf de Maistre: „Bisweilen möchte auch ich Voltaire ein Standbild setzen lassen durch die Hand des — Henkers." Die Welt hat Fortschritte gemacht seit jener Stunde; eine Statue genügt der Andacht der Voltaire-Gläubigen jetzt nicht mehr, die Völker des Erdkreises sollen bei der Weltausstellung kommen und gleichsam mit den Werken ihrer Kunst und Industrie ein Opfer darbringen zu dem Feste, das der französische Radicalismus seinem „König-Voltaire" weiht.

Ein Centenarium, d. h. eine nationale, ja internationale Feier für Voltaire! Nein, die Menschen wissen entweder nicht, was sie beginnen, sie kennen ihren Helden nicht, oder aber es vollzieht sich durch sie einer der großartigsten Acte des Gotteshasses, der Revolution und des Gesellschaftsbankerottes, den das 19. Jahrhundert noch gesehen hat. Die Vernunftgöttin, wie sie die Blutmänner von 1793 auf den Altar erhoben, oder die Statue Voltaire's im Heiligthum der Internationale von 1878 — was ist trauriger?

Wollen jedoch die Vertreter des Liberalismus in allen seinen Schattirungen, vom beutelustigen Proletarier hinauf zum materialistischen Professor, einen Vertreter in den vergangenen Zeiten suchen, so gehen sie wirklich nicht fehl, wenn sie den Weg nach Fernay einschlagen. Voltaire ist für sie in der That nicht bloß ein Ideal, sondern auch ein Vater.

Wenn das folgende Jahrhundert überhaupt auf dem vorhergehenden fußt und die von jenem angebahnte Geistesrichtung fortführt und ent-

wickelt, so steht auch die heutige glaubenslose Philosophie mit jener des 18. Jahrhunderts in engster Beziehung, der Liberalismus ist ein Sohn des Voltairianismus. Andere Geister jener Zeit mögen in ihrer revolutionären Auflehnung gegen das Christenthum mehr positive Kenntnisse, tieferes Studium, größere Wuth und unerbittlichere Logik aufgewendet haben, Keinem aber ist es gelungen, gleich Voltaire der „philosophischen" Richtung seinen Namen, der ganzen Zeit seinen Geist und dem Kampf gegen die Kirche seine persönliche Signatur zu geben. Voltaire hat eine Schule gebildet, seinen Namen einer Familie hinterlassen, er ist Vater geworden. Nicht mit Unrecht sagt daher Condorcet: „Das Leben Voltaire's muß die Geschichte des Fortschrittes sein, den die Künste seinem Genie schulden; die Geschichte der Macht, welche er über die Ideen seines Jahrhunderts ausgeübt; die Geschichte endlich jenes Kampfes, den er bereits in seiner Jugend den Vorurtheilen (d. h. der Religion) erklärte und bis zu seinem letzten Athemzuge durchgeführt hat." — „Voltaire hat nicht alles gesehen, was er gethan, aber er hat alles gethan, was wir sehen." Letzteres gilt nicht bloß für Frankreich, sondern auch zum guten Theil für Deutschland.

Einer der größten „Geistesheroen" unseres Vaterlandes, Göthe, gesteht offen in seinen Gesprächen mit Eckermann: „Sie haben keinen Begriff von der Bedeutung, die Voltaire und seine großen Zeitgenossen in meiner Jugend hatten, und wie sie die ganze sittliche Welt beherrschten. Es geht aus meiner Biographie nicht deutlich genug hervor, was diese Männer für einen Einfluß auf meine Jugend gehabt, und was es mich gekostet, mich gegen sie zu wehren und mich auf eigene Füße in ein wahres Verhältniß zur Natur zu stellen." Was der Hof Friedrichs II. mit seiner aufgeklärten Akademie gewesen, erzählt jede Geschichte, ebenso was die Aufklärer deutscher Zunge von Voltaire entlehnten.

Freilich, der salon- und kathederfähige Liberalismus unserer Tage ist wie ein Emporkömmling, der nur allzugerne seinen gemeinen Vater und die Stätte seiner Geburt vergißt. So redet er auch nur selten mehr ausdrücklich von Voltaire und hütet sich besonders, allzusehr auf den Charakter des Meisters zu trumpfen. Und doch ist dieser Charakter unumgänglich nothwendig zum Verständniß dessen, was Voltaire gethan hat. Schon Friedrich II. schlug zur Ehrenrettung seines Freundes vor, das Talent desselben vom Charakter zu trennen, alles Licht auf das erstere, allen Schatten auf den letzteren fallen zu lassen und zu bedauern, daß ein so großer Geist ein so kleiner Mensch gewesen. Allein dieser

Vorschlag ist nicht annehmbar. Wenn ein Mann wie Voltaire auftritt, allem Bestehenden den Krieg zu erklären und auf den Ruinen der Religion und der Gesetze das hohe Ideal der reinen Menschlichkeit aufzustellen, wenn er sich anheischig macht, die Menschheit auf dem Wege des Großen, Wahren und Guten zum Glück zu führen, so haben wir nicht bloß das Recht, wir haben die Pflicht, diesen Mann zu fragen, wie er sich die Wahrheit, die Größe, die Tugend und das Glück denke, inwiefern er diese Ideale selbst anstrebe, ob er von sich selbst sagen könne, wie Jener, der da kam als Lehrer und Erlöser: „Folget mir nach!" Finden wir, daß bei Voltaire Punkt für Punkt die Vorzüge der menschlichen Natur, ihre edelsten Aspirationen in ihr Gegentheil verkehrt sind, so ist das nichts Zufälliges für sein Werk, es ist dessen vollkommenste Widerlegung und Verurtheilung. Wer wie Voltaire lügt, wie Voltaire haßt, wie Voltaire neidisch, cynisch, habgierig, verleumderisch ist, der werfe sich nicht als Prophet der Wahrheit, Liebe, Barmherzigkeit, Reinheit auf — wer wie Voltaire das Menschengeschlecht, „diesen dummen Scherz des Schöpfers", verachtet, der kann nicht als Weltverbesserer gelten — wer endlich wie Voltaire aus eigener Schuld sein ganzes Leben hindurch elend ist, der kennt sicher selbst nicht den Weg zum Glück. „Oder kann ein schlechter Baum gute Früchte bringen?"

Die Augenfälligkeit der Wahrheit von der nothwendigen Wechselwirkung zwischen Leben und Lehre, Charakter und Wirken, preßt denn auch einem liberalen Professor fast wider seinen Willen das Geständniß aus, daß Voltaire gerade jenen Charakter haben mußte, um ein trefflich zugerichtetes und leistungsfähiges „göttliches Rüstzeug" zu sein. Dasselbe hatte übrigens lange vor Strauß bereits Condorcet gesagt, indem er behauptete, daß Voltaire's Einfluß ebensosehr dessen Charakter und Lebensweise, als dessen Werken zuzuschreiben sei. Anstatt uns daher mit den Werken, die hundertmal widerlegt sind, lange herumzuschlagen, wird es eine viel lohnendere Arbeit sein, als Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der glaubensfeindlichen Philosophie ein möglichst getreues Lebens- und Charakterbild des Mannes selbst zu geben, und dadurch dem heutigen Geschlecht des Liberalismus gleichsam „den Spiegel seiner Geburt" vorzuhalten. Ein Blick in diesen Spiegel dürfte genügen, einem jeden aufrichtigen, sittlich empfindenden Herzen für ewige Zeiten nicht bloß vor Voltaire, sondern auch vor seinen Werken und seiner Geistesrichtung einen unüberwindlichen Ekel einzuflößen.

Eine ruhige, objectiv gehaltene Darstellung der Lebensschicksale Vol-

taire's schien uns umsomehr am Platze, als wir in Deutschland katholischerseits außer einigen Artikeln und dem veralteten Leben Voltaire's von Zabuesnig kaum eine namhafte Schrift über diese so außerordentlich einflußreiche Persönlichkeit besitzen. Dazu kommt noch, daß gerade in letzter Zeit zwei vielgelesene Schriftsteller, Hettner und Strauß, es noch einmal versuchten, den Charakter Voltaire's auch in Deutschland wieder in günstigerem Lichte zu zeigen und dieß auch wirklich durch ihre großartigen „wissenschaftlichen" Taschenspielerkünste zu Stande brachten. Die Vorträge von Strauß erlebten sogar in wenigen Jahren vier Auflagen, ein Zeichen, daß noch immer eine geheime Sympathie für den „Philosophen" in unserem Vaterlande lebendig ist.

Wenn uns der Raum nicht gestattete, eine bis in's Einzelste eingehende Geschichte Voltaire's zu schreiben, so waren wir auf der anderen Seite doppelt bemüht, unserer Erzählung das objectiv historische Gepräge zu geben. Über die Zuverlässigkeit und Unparteilichkeit unserer Quellen kann kein Zweifel obwalten, da sie zum weitaus größten Theil in den eigenen Werken Voltaire's und vorzugsweise in seiner ausgedehnten Correspondenz bestehen. „Diese Briefe, in denen Voltaire ganz erscheint, in denen er den Freunden seine Schwächen, seine Launen, seine Rachepläne wie seine Wohlthätigkeit und Gemüthsfülle, seine Furcht wie seinen Muth zeigt, diese Briefe sind die beste Antwort, die man seinen Feinden geben kann. Wir haben hier keine Beicht, welche mit Eitelkeit und für die Leserwelt geschrieben wäre, und in welcher der Autor sich so darstellt, wie er angesehen werden will; wir haben den Mann selbst, wie er in den einzelnen Momenten seines Lebens war und wie er sich blicken läßt, ohne sich zu zeigen oder zu verbergen." [1] Voltaire selbst theilte dieses optimistische Urtheil über seine Briefe keineswegs; er schrieb sogar an einen seiner Freunde: „Verbrennen Sie, verbrennen Sie diese Papiere (seine Briefe), man würde mich zu sehr in meiner Häßlichkeit oder zu sehr im Négligé darin sehen." Die Freunde glaubten diesen Wunsch nicht erfüllen zu sollen, und so befindet sich der Geschichtsschreiber in der Lage, die ganze „Häßlichkeit" Voltaire's mit seinen eigenen Worten erzählen zu können. Außer den 42 Bänden der Gesammelten Werke (Ausgabe von Paris 1818—1820) benutzten wir verschiedene Biographien, die theils von Freunden (Condorcet, Strauß), theils von Gegnern (Maynard, Kervan) verfaßt wurden.

---

[1] Einleitung in die Briefe. Ausgabe von Kehl. S. 1.

Zum Schluß noch eine Bemerkung.

Der Gegenstand der Arbeit brachte es mit sich, daß Verhältnisse und Dinge zur Sprache kommen, die nicht für jedes Auge gemacht sind. So vorsichtig wir auch in der Auswahl sein mochten, unmöglich konnte Alles umgangen werden, was das sittliche Zartgefühl oder den Wohlanstand verletzt. Wie ein Muttermal des Fluches ist den „Vätern und Müttern der philosophischen Kirche" der Stempel der Infamie aufgebrannt — und auch das gehört zu diesem Fluch, daß ihr Leben der Jugend nicht erzählt werden kann.

---

1. Geburt und Erziehung.

1694—1710.

Das siebenzehnte Jahrhundert ging zu Ende. Äußerlich glanzvoll, innerlich krankend, übertrug es in die folgende Zeit den Keim des Todes und der Verwesung. Freilich schien der Abend des Jahrhunderts Ludwig' XIV. nicht ahnen zu lassen, wie zehn Decennien später vermöge der Principien und des Geistes, den der „große" König Frankreichs seinem Zeitalter gegeben hatte, das stolze absolute Königthum ein Raub des geknechteten Volkes und die so einheitlich zusammengeknetete Monarchie der blutige Schauplatz hundertfacher Parteikämpfe sein werde. Und doch lag bereits im siebenzehnten Jahrhundert die Wurzel zu der Riesengiftblüthe verborgen, von deren Duft die Nationen der alten Welt berauscht, ihrem Untergang entgegen taumeln sollten.

„Ludwig XIV. war mit einer Peitsche, dem Scepter und Symbol der absoluten Monarchie, in das Parlament getreten, und die Franzosen wurden an die Kette gelegt für hundert und fünfzig Jahre." [1] Aber es ist eine große Gefahr, wenn alle Gewalt in einer einzigen Hand liegt. Ludwig XIV. wollte nicht, wie seine Ahnen, bloß der erste, er wollte der einzige Edelmann seines Landes sein. Durch seine Gunstbezeigungen verwandelte er den alten Adel in eine glänzende Hofdienerschaft, die Alles von ihm erwartete, die ohne ihn Nichts war. Um sich in dem goldenen Haufen von Versailles zu verlieren, verließen die Adeligen ihre Ahnensitze in den Provinzen und vertauschten die wirkliche Macht und den heilsamen Einfluß, den sie auf ihre Untergebenen ausgeübt, mit dem traurigen Vorrecht, den Launen eines Despoten zu dienen. Was dem Politiker Richelieu nicht ganz gelungen war, das führte Ludwig XIV. durch: er brach die Macht des Adels, nicht durch Zwang, sondern durch Gunst. Ein Lächeln des Königs ward höher geschätzt, als eine gewonnene Schlacht; die Einladung zu einem Hoffest galt mehr, als eine wohlregierte

[1] Chateaubriand.

Provinz. Schmeichelei trat an die Stelle der Thatkraft, Gunst übervortheilte das Verdienst, und was schlimmer war, als alles Andere, die entnervende Unthätigkeit des Hoflebens erschlaffte die Sitten und das traurige Beispiel des Thrones verderbte die Herzen. Der Prachtaufwand, die Feste und Intriguen verschlangen oft in wenig Monaten die Einkünfte eines Jahres. Dann blieb dem Edelmann nichts übrig, als entweder sich eine Zeitlang auf seine Schlösser zurückzuziehen, bis den armen Pächtern neue Summen abgepreßt waren, oder sich durch die erniedrigendste Schmeichelei bei Maitressen und Günstlingen, durch Lug und Unrecht ein einträgliches Amt oder einen unter klingenden Namen versteckten Gnadengehalt zu erbetteln. Und da der König selbst in seinen weltlichen Ämtern nicht immer Stellen genug schaffen konnte, um die große Zahl der Bewerber zu befriedigen, so warf er sein Auge auf die Kirche; sie mußte nun durch ihre Einkünfte die glänzende Erbärmlichkeit der entarteten Söhne und Töchter jener Ahnen unterhalten, welche einst zur Ehre Gottes und zum Heil ihrer Seelen die hohen Klöster erbaut, die reichen Stiftungen gemacht hatten. So wuchs nach und nach jenes traurige Geschlecht der Pfründen-Abbés heran, Lebemänner, die, der Kirche oft nur durch die Tonsur angehörend, ihren Ehrennamen und ihr geistliches Gewand durch Ausschweifung und nicht selten durch Unglauben herabwürdigten.

Die Entsittlichung der höheren Stände, der Greuel an heiliger Stätte und eine allgemeine Verwilderung und Erschöpfung des Volkes durch die langjährigen ungerechten Kriege des Königs waren schwere Schäden für Frankreich, aber ein noch tieferes, weit gefährlicheres Übel hatte sich allmählich im Geheimen ausgebildet. Ludwig XIV. verging sich nämlich noch in anderer Weise an der Kirche und an der französischen Gesellschaft, und fast Alle waren ihm hierzu behilflich. Nicht zufrieden damit, „der große König“ zu sein, wollte er auch eine Art Hoherpriester werden. Durch seine bald offen gewaltthätigen, bald heimlich politischen Unternehmen gegen Rom brachte er einen bedeutenden Theil des Klerus dahin, den Willen des Königs der Gewalt des Papstes vorzuziehen und eine Art Nebenkirche zu bilden, die sich in kleinlichem Patriotismus die Bezeichnung ihrer Beschränktheit als Ehrentitel beilegte. Durch die fortgesetzte Opposition und theilweise Lostrennung von Rom, dem Jungbrunnen alternder Nationen, entwickelte sich in dem socialen Körper des Volkes immer mehr der Aussatz der Häresie, des Indifferentismus und des Unglaubens. Aus dem Protestantismus entstanden, zersetzte der Jansenismus das reine Blut der kirchlichen Lehre und des Glaubens, lähmte

den Pulsschlag der Liebe und überlieferte durch seine leidenschaftlichen Zänkereien und lächerlichen Wunderspiele die Religion wo nicht dem Haß, so doch der Verachtung des stolzen Weltgeistes. Freilich mußte die Secte bis jetzt noch im Verborgenen schleichen, weil sie den Zorn des Gewaltigen fürchtete, aber sie bestand trotzdem fort, denn alle weltlichen Mittel waren nicht im Stande, eine religiöse Ketzerei von Grund aus zu vernichten, so lange nicht der geistige Arm des Papstes volle Freiheit zu ihrer Vertilgung hatte.

Waren die Schattenseiten des ausgehenden 17. Jahrhunderts dunkel und unheilkündend, so mögen doch auch die Lichtseiten das Auge der Mitlebenden nicht mit Unrecht geblendet haben. Ludwig XIV. hatte bereits seit langen Jahren seinen Unordnungen entsagt; eine rechtmäßige Ehe mit der frommen, sittenstrengen Madame de Maintenon hatte die Ausschweifung vom Throne zurückgescheucht; selbst die Opfer der früheren Leidenschaft des Königs, Madame de Montespan und De la Vallière, lebten in klösterlicher Eingezogenheit und strenger Buße. Der Einfluß solcher Bekehrungen war ein außerordentlicher, wenn auch nicht stark genug, die Folgen des schlechten Beispiels vollständig aufzuheben. Die Ausschweifung blieb bestehen, nur wagte sie sich nicht mehr in das Sonnenlicht des Thrones, sondern suchte ihre geheimen Schlupfwinkel in den Hotels der Adeligen oder den Versammlungsorten der Literaten und Schöngeister. Zur Sittenlosigkeit kam dadurch leider die Heuchelei, die Orgie wurde zur Cabale, die Lebemänner bildeten sich aus zu Empörern. Einige dieser Schlupfwinkel haben in der Geschichte einen Namen, und nur zu oft werden wir Voltaire in dieselben begleiten müssen, denn hier sammelte sich Alles, was gegen Gott, König und Familie Verbrechen und Verrath begangen oder ersonnen hatte; in die obscönen Lieder mischte sich mit der Zeit immer kühner und häufiger Gottesläugnung und Auflehnung, bis mit dem Tode Ludwigs XIV. der äußere Damm einbrach und die gestauten Schlammfluthen sich in das breite Bett der Regentschaft und des Hirschpark-Regimentes (Ludwig' XV.) ergossen.

Auch an großen, sittenreinen und eifrigen Bischöfen und Priestern fehlte es der französischen Kirche im 17. Jahrhundert nicht. Bossuet, „der Adler von Meaux", Fenelon, Massillon, Bourdaloue sind bekannte Namen, und ihre Träger verstanden es, durch die Macht ihres Wortes sowie durch die Gründlichkeit ihrer Beweise die Leidenschaft zu zügeln und den Unglauben zu entwaffnen. Unter den andern Prälaten, Ordensleuten und Weltpriestern leuchteten gleichfalls zahlreiche Persön-

lichkeiten durch die Heiligkeit ihres Wandels, den Eifer ihres Glaubens und den Glanz ihres Wissens hervor, ja, es dürfte wohl scheinen, daß kaum ein früheres Jahrhundert der französischen Kirche so reich gewesen an glänzenden Zierden des Heiligthums, wie gerade das siebenzehnte. Der angedeutete Verfall jedoch machte sich allmählich auch hier bemerklich: höfischer Sinn und schismatische Tendenz griffen um sich, und noch Ludwig XIV. sollte es erleben, daß vierzehn Bischöfe gegen eine päpstliche Bulle zu protestiren wagten. Ebenso traten im Ordensleben die zwei entgegengesetzten Strömungen zu Tage. Während der Jansenismus sich in einigen klösterlichen Gemeinden einnistete, in anderen der Weltgeist seine Verheerungen anrichtete, erhob sich wie ein ernster Bußprediger in der Wüste die neue Genossenschaft von La Trappe und sah von allen Seiten die Büßer herbeieilen. Zur nämlichen Zeit stand ein Mann nach dem Herzen Gottes auf, der aus Liebe zum armen Gotteskinde sich zu den Armen und Kindern herabließ, um durch gläubige Erziehung des armen Volkes dem Eindringen der Glaubenslosigkeit in die unteren Volksschichten zu wehren. La Salle und Rancé sind die Männer, wie sie das siebenzehnte Jahrhundert brauchte und wie sie das achtzehnte Jahrhundert hätte hören sollen; allein Voltaire und Rousseau waren angenehmere Apostel für die fleischlichen Ohren und ihnen sollte für einige Zeit wenigstens der Sieg verbleiben.

Auf dem Gebiete der Literatur, jenem untrüglichen Spiegel der Gesellschaft, konnte die Doppelströmung der Zeit nicht verfehlen, sich ebenfalls fühlbar zu machen. Die schöne Literatur im strengen Sinne war nach dem Ausdruck Louis Veuillot's in Frankreich nicht von guter Herkunft. „Sie ist eine Tochter des Protestantismus und sehr nahe mit dem Heidenthum verwandt; der Skepticismus, der Spott, die Unfläthigkeit waren stets ihre Hauptcharakterzüge. „Es genügt, bloß ihre Gründer zu nennen: Villon, Rabelais, Marot, Montaigne u. s. w. Freilich gelang es unter Ludwig XIV. dem christlichen Genie eine Zeit lang, diesen heidnischen Ursprung und die antichristlichen Instincte derselben in den Hintergrund zu drängen, allein der alte Sauerteig trieb ruhig im Verborgenen fort und sprengte bald wieder die schwache Fessel. Ja, während Corneille und Racine die französische Dichtkunst zum glänzendsten Höhepunkte ihrer Entfaltung erhoben, standen ihre Zeitgenossen Lafontaine und Molière immer noch mit einem Fuß in dem alten Morast, in welchem Chaulieu und La Fare sich zur nämlichen Zeit nach Herzenslust herumwälzten.

So rangen im ganzen öffentlichen Leben zwei Gesellschaften um die Herrschaft, die eine christlich, sittlich, ordnungsliebend, und diese fiel wegen ihres äußeren Glanzes und der Gunst des Hofes dem Fremden am meisten in die Augen und erweckte günstige Hoffnungen für die Zukunft; die andere, ungläubig, sittenlos, Aufruhr sinnend, verbarg sich meistens und erschien nur zeitweilig an der Oberfläche; aber auch sie war vorhanden wie der Schlammsatz in einem hellen Moorteiche, und es bedurfte nur eines starken Windstoßes, um die ganze Wassermenge zu trüben. Der Windstoß kam und zwar zum größten Theil durch den Mann, dessen Namen das achtzehnte Jahrhundert zu tragen verdient, durch Voltaire. Durch das Böse seiner Zeit verdorben, sollte er seinerseits wiederum die Zeit verderben. In seiner Jugend zwischen die beiden Gesellschaften gestellt oder vielmehr vor dem Erwachen seiner Vernunft auf die linke Seite geschleppt, war sein Herz verderbt und Gott entfremdet, ehe es die Tugend und Gott gekannt hatte. Fast noch ein Knabe tritt er in die Welt ein durch die Pforten des Temple, jenes berüchtigtsten unter allen Schlupfwinkeln des Lasters; ein sittenloser Abbé führt ihn ein, und der Abschaum des verdorbenen Adels empfängt ihn mit offenen Armen. Eine unbesonnene Regierung schickt den jugendlichen Empörer in die Verbannung nach England, dem Herde des Unglaubens, damit er dort seine schwankende Gottlosigkeit in ein festes System zu bringen und seine Ausschweifung zum Princip zu erheben lerne. Eine ehebrecherische Marquise bietet sich dem Heimkehrenden als Braut zur philosophischen Ehe an, und um diesen Bund noch fruchtbarer zu machen, eilt Voltaire an einen freigeistigen Hof, wo er nicht bloß den persönlichen Unglauben stärkt, sondern geradezu den Haß jeder Religion und die gewaltigen Umsturzgedanken der Encyklopädie aus den Unterhaltungen des königlichen Gönners schöpft. Von Berlin vertrieben, in Paris verfolgt, zieht sich der grollende Philosoph endlich in die Schweiz zurück und spinnt von dort aus über ganz Europa seine Netze, schürt den Feuerherd der Empörung und untergräbt langsam durch seine Pioniere der Aufklärung den Boden, auf dem die Gotteshäuser und die Throne standen.

Das ist die Stellung Voltaire's in der Entwicklungsgeschichte nicht bloß Frankreichs, sondern auch Europa's. Von seiner Zeit mehr beherrscht als sie beherrschend, versteht er es dennoch wie kein Anderer in seinem Jahrhundert, dessen verborgenen Ideen aufzufassen und durch das Zaubermittel einer anziehenden Sprache fruchtbar zu machen für die Nachwelt. „Er hat das Jahrhundert der Aufklärungsliteratur mit heraufgeführt

und bis dahin begleitet, wo es seine Errungenschaft auf der Schwelle des Revolutionszeitalters niederlegte.“ Aber auch „wie ein Fluß von den Gebirgs- und Erdarten, die er auf seinem Wege durchströmt, gewisse Bestandtheile bis zum Ende seines Laufes mit sich führt, so waren bei Voltaire von den Eindrücken, die er in den verschiedenen Perioden seiner wechselvollen Laufbahn, in den frühesten besonders, in sich aufnahm, die Spuren lebenslänglich zu erkennen“. Diese verschiedenen Einflüsse der Zeit, der Wechsel und die Mannigfaltigkeit derselben, zeigen nur zu deutlich, daß Voltaire kein ganzer Charakter, kein Mann im eigentlichsten Sinne des Wortes war; nicht eine klar vorgezeichnete Laufbahn hat er mit Willensstärke und Überlegung durchmessen; nur vom Höhepunkte seines Grabhügels mag man rückwärts schauend eine dunkle Kette sich durch seine Tage schlingen sehen, über deren Bedeutung und Schwere sich Voltaire erst ziemlich spät ein Urtheil bildete und die er lange forttrug, ohne sie zu kennen. „Wenn auch die Wirkungen, die er hervorbrachte, so ziemlich in Einer Richtung lagen, so war doch jede von ihnen das Ergebniß des Zusammenspiels gar verschiedener Kräfte, die in ihm durcheinandergingen, reiner (?) und unreiner Triebfedern, die ihn gleichermaßen bewegten. ‚Mein Name ist Legion‘, konnte Voltaire's Dämon mit jenem des Gergeseners sprechen; in der Legion aber waren neben den bösen auch zahlreiche gute (?) Geister, und selbst von den ersteren eigneten sich nur wenige (?), in Schweine, wohl aber manche, in Katzen und Affen zu fahren.“ [1]

Diese, selbst von den wärmsten Freunden Voltaire's anerkannte Charakterlosigkeit oder chamäleonartig zu Tage tretende Vielgestaltigkeit des Instinctes bietet nicht die geringste Schwierigkeit für den parteilosen Darsteller seines Lebens. Es wäre nichts grundverkehrter, als von vorneherein eine Tendenz in Thatsachen hineinlegen zu wollen, die in keiner systematischen Verbindung stehen, oder Dinge durch Unterschiebung einer Absichtlichkeit mit einander zu verknüpfen, welche vereinzelte Offenbarungen eines vielgestalteten bösen Instinctes waren. Es ist daher auch einzig unsere Aufgabe, dem Leben des Mannes in seinen Hauptschritten zu folgen, gleichsam die stoßweisen Auswürfe des unheilschwangeren Kraters zu verzeichnen. Erst in der letzten Periode werden wir die lange vermißte Einheit in einer grausenerweckenden Bestimmtheit auftreten sehen; bis

[1] D. Strauß, Voltaire.

dahin aber wäre es ein Fehler, sie in die Geschichte hineinzuschmuggeln, während sie im Leben gefehlt hat.

Nach dieser Orientirung treten wir nunmehr an unsere eigentliche Aufgabe heran.

Seltsam! Über Zeit und Ort der Geburt „des größten Geistes der Neuzeit“ herrschte lange ein tiefes Dunkel, veranlaßt durch die eigenen widersprechenden Angaben Voltaire's[1]; indessen steht jetzt durch das Taufbuch der Pariser Pfarrei St. André des Arcs fest, daß am 22. Nov. 1694 getauft wurde der am vorhergehenden Sonntag (21. Nov.) geborene Franz Marie Arouet, Sohn des Franz Arouet, ehemaligen Notars am Chatelet, und seiner Gattin, der Frau Maria Margaretha Daumart. Durch diesen Taufschein ist auch Paris als Geburtsort hinreichend festgestellt.

Der Vater des Knaben war ein ehrenwerther Geschäftsmann, dem die höchsten Familien der Monarchie ihr Vertrauen schenkten. Seit längerer Zeit hatte er sein Notariat niedergelegt und war als Sportelempfänger (receveur des épices) an der königlichen Rechnungskammer in Paris angestellt. Die Mutter hatte leider durch ihr Vorleben und theilweise auch durch ihr leichtfertiges Betragen nach der Heirath nur allzu gerechten Anlaß zu schlimmen Nachreden gegeben. Es fehlte sogar nicht an Stimmen, welche die Frage nach dem wirklichen Vater Voltaire's

[1] In seinem Commentaire historique sagt Voltaire selbst: „Die Einen lassen François von Voltaire am 20. Februar 1694, die Andern am 20. November geboren werden. Wir haben Denkmünzen auf ihn, die beide Daten tragen.“ — Im Jahre 1765 schreibt er an Damilaville: „Ich bin geboren im Jahre 1694 den 20. Februar und nicht den 20. November, wie einige schlechtunterrichtete Commentatoren sagen.“ — Am 25. November 1777 heißt es in einem Briefe an Friedrich II.: „Heute bin ich 84 Jahre alt.“ — 1763 den 25. Februar sagt er zu Bernis, er sei 1693 geboren. — In einem Schreiben an d'Argental vom 1. Januar 1777 lesen wir: „Sagen Sie nicht, daß ich bloß 82 Jahre zähle, das ist eine grausame Verleumdung. Und wenn es selbst nach einem verdammten Taufschein wahr wäre, daß ich im Monat November 1694 geboren bin, so müßte man mir doch zugestehen, daß ich in meinem 83. Jahre bin. Sie werden sagen, daß 83 Jahre mich ebensowenig als 82 vor der Wuth der mich verfolgenden Barbaren bewahren werden, aber meine Bemerkung bleibt bestehen.“ — In einem anderen Briefe an denselben vom 3. Januar 1770 heißt es: „Man soll's überall sagen und durchaus nicht verhehlen, daß ich 78 Jahre zähle, denn Alles in Allem genommen macht man sich doch ein Gewissen daraus, einen armen Menschen, der den Achtzigern nahe ist, gar so arg zu quälen.“ Besonders in den vielen Contracten, in denen es sich um eine Leibrente handelt, suchte Voltaire mit der größten Genauigkeit ein begonnenes Jahr als ein vollendetes zu zählen und gern alle Wahrscheinlichkeit für ein möglichst hohes Alter zu benutzen. (Maynard I. 17.)

als eine offene bezeichneten, und, was schlimmer ist, die Äußerungen des Sohnes sind keineswegs geeignet, den Verdacht von der Mutter zu entfernen.

Franz Maria war das jüngste der fünf Kinder des Sportelempfängers, von denen aber zwei bereits gestorben waren. Von den Überlebenden erlangte sein Bruder Armand eine gewisse Berühmtheit in der Geschichte des Jansenismus, während eine Tochter seiner Schwester Maria die letzte Pflegerin ihres Oheims Voltaire wurde und als Mad. Denis, auch Gros Chat genannt, die letzten Jahre des Philosophen durch ihre eigene Schmach noch trauriger machte. Franz kam äußerst schwächlich zur Welt; da seine Mutter, des Kindersegens überdrüssig, ihn vollständig vernachlässigte, wäre er wohl gestorben, wenn nicht ein Hausfreund sich seiner angenommen und ihn verpflegt hätte. Franz de Castagnier de Chateauneuf, der Pathe des Kindes, war ein trauriger Vertreter jener verdorbenen Klasse der Pfründenabbés; wegen seiner galanten Abenteuer und glaubenslosen Gespräche genoß er einen gewissen Ruf unter den Lebemännern des 17. Jahrhunderts. Er hatte auch mit der Mutter Voltaire's offenkundige Beziehungen unterhalten, und diese mochten wohl den Grund zu dem Verdachte gegeben haben, als sei er selbst der Vater des Kindes. Jedenfalls nahm er sich des vernachlässigten Geschöpfes mit einer väterlichen Liebe an, stieg jeden Tag die Treppe in's Dachzimmer der Amme hinauf und berieth sich mit ihr über die Mittel, das Leben des Kindes zu erhalten. Dieß gelang; blieb die Gesundheit Voltaire's auch immer schwächlich und gebrechlich, so war sie doch auch wiederum so zähe und elastisch, daß sie für ein Alter von achtzig und mehr Jahren ausreichte.

Der Knabe war geistig äußerst geweckt und der Pathe beeilte sich, ihm persönlich die erste wissenschaftliche und moralische Erziehung zu geben. Auf den Knieen Chateauneufs lernte der kleine Voltaire das Lesen in den Fabeln Lafontaine's[1] und den Katechismus in der Moïsade. In diesem allseitig nichtswürdigen Gedicht hatte ein gewisser Lourdet zum ersten Mal in Frankreich offen die Offenbarung angegriffen und Moses einfach in's Reich der Fabeln und Legenden verwiesen. Mit drei Jahren wußte das arme Kind diese glaubenslosen Verse bereits auswendig, und der Pathe war so stolz auf diesen Erfolg, daß er sich seiner Freundin, der alternden Ninon de Lenclos gegenüber rühmte,

[1] Nach Anderen in den berüchtigten Contes desselben Dichters.

der kleine Franz habe freilich zwei Taufen empfangen [1], aber keine müsse besonders gewirkt haben, denn er wisse trotz seines zarten Alters schon die Moïsade auswendig. Die alte Courtisane war entzückt über diese Nachricht und ruhte nicht eher, als bis man ihr das kleine Wunder gezeigt und auch sie zur Vollendung der Geistesbildung des Knaben beigetragen hatte. Ohne weiter auf den Charakter und die Lebensweise dieser zweiten Erzieherin und „Geistesmutter“ des künftigen Voltaire einzugehen, möge die Bemerkung genügen, daß sie die französische Aspasia genannt wurde und seit den Tagen Richelieu's bis gegen Ende des Jahrhunderts die vornehme Welt um die Wette in ihre Netze zu ziehen verstand. Chateauneuf war einer der letzten ihrer Freunde und Voltaire der Erbe ihres Geistes und ihrer Bibliothek, deren Bücher ihm wegen der von ihr hinzugefügten Randglossen für seine späteren Schmutzchroniken sehr erwünscht waren.

Auch in der Poesie unterrichtete der schöngeistige Pathe den frühreifen Knaben und gab den kindlichen Versuchen desselben meistens eine satirische Wendung gegen den älteren Bruder Armand, der in jansenistische Hände gefallen war, ebenfalls dichterische Velleitäten hatte, sich aber mit Franz nicht messen konnte; dadurch wurde zwischen den beiden Brüdern Haß und Neid erregt, und der Streit artete schließlich so sehr aus, daß der Vater ernstlich um die Zukunft „seiner beiden Narren“ besorgt wurde. Nicht energisch oder scharfsichtig genug, um mit Chateauneuf, dem Urheber des Übels, zu brechen, suchte er nach einem anderen Auskunftsmittel und übergab seinen Jüngsten den Jesuiten zur Erziehung.

Obgleich bürgerlichen Standes, wählte Arouet für seinen Sohn das fast ausschließlich von Adeligen besuchte Colleg Louis le Grand, in der Hoffnung, der Knabe würde unter den reichen Mitschülern künftige Gönner und Beschützer finden. Franz war 10 Jahre alt, als er 1704 vom damaligen Rector des Collegs, P. Le Picart, aufgenommen wurde. Voltaire's spätere Äußerungen über die Zeit seines Aufenthaltes bei den Jesuiten sind je nach Umständen verschieden und widersprechend. „Das eine Mal,“ sagt Strauß, „fließt er über von Lob und Dankbarkeit, aber da will er die Jesuiten für sich gewinnen; seine wahre (?) Meinung müssen wir an solchen Orten suchen, wo er ohne Nebenabsicht redet.“

[1] Voltaire hatte gleich nach der Geburt die Nothtaufe empfangen und wurde erst am folgenden Tage in die Kirche gebracht.

In seinem philosophischen Wörterbuch [1] faßt er die Summe seiner Wissenschaft zusammen, indem er sagt: „Ich wußte Latein und dummes Zeug", unter letzterem versteht er die christliche Philosophie und den Katechismus. Von allen Unterrichtsfächern waren dem Knaben die klassischen Studien am liebsten und in ihnen machte er auch die besten Fortschritte. P. Porée, ein namhafter neulateinischer Dichter, erkannte bald die ausgeprägte Anlage seines Zöglings für neuere Literatur, und trug daher kein Bedenken, zu Gunsten dieses Talentes eine Ausnahme von dem althergebrachten Studienplan zu machen und dem Schüler Unterricht in der französischen Verskunst zu geben. Die dramatischen Aufführungen im Collegium weckten ebenfalls im Knaben das schlummernde Talent für das Drama, und wollten wir ihm glauben, so hätte er bereits während dieser Jahre ein Stück geschrieben. Jedenfalls haftete seinem Geiste etwas von der äußeren Einfachheit und Steifheit der Schülerdramen des Collegs an, das seinen besten späteren Schöpfungen einen klassischen Charakter aufprägt, seine schwächeren dagegen auch jeden inneren Lebens beraubt. Mehr Sorge als die wissenschaftliche Ausbildung verursachte seinen Lehrern die moralische Erziehung des Knaben. Was ihnen von seinen Mitschülern darüber erzählt wurde, was sie selbst nur zu bald wahrnahmen, mußte sie überzeugen, daß das arme Kind nicht erzogen, sondern bekehrt werden müsse [2].

Eines Tages fand der Präfect in Voltaire's Pult mehrere ganz im ungläubigen Geiste der Moïsade gehaltene poetische Versuche. Erschrocken über eine so frühreife Gottlosigkeit, dachten die Patres daran, den Zögling zu entlassen, um seine Mitschüler vor der Verführung zu schützen, aber Voltaire versprach so ernstlich Besserung und Buße, daß man sich bewegen ließ und ihn behielt. Statt wie bisher mit den Knaben zu

---

[1] Artikel Education.

[2] Durch seine Frühreife und seine Erfolge aufgebläht, war Voltaire gegen seine Mitschüler frech und gebieterisch. Überall verlangte er, selbst vor Herzogs- und Pairssöhnen, den ersten Platz. Als die Kinder einmal während des Winters um den Ofen saßen, forderte er, daß man ihm die wärmste Stelle auf der Bank überlasse: „Platz," rief er einem der bereits Sitzenden zu, „Platz, oder ich schicke dich zum Pluto." „Warum sagst du nicht gleich in die Hölle? dort ist es noch heißer," erwiederte der Andere. „Bah," sagte Voltaire, „Pluto oder die Hölle, Eines ist ebenso zweifelhaft, als das Andere." — Ein anderes Mal wurde Voltaire von einem Kameraden beschuldigt, ihm sein Trinkglas versteckt zu haben. „Arouet, gib ihm sein Glas," sagte ein Dritter, „du bist ein rechter Zänker und wirst nicht in den Himmel kommen." „Schau, schau," erwiederte Arouet, „was will der Naseweis da mit seinem Himmel? Der Himmel ist nichts als der große Schlafsaal der Welt."

spielen, suchte jetzt Arouet mit Vorliebe die Gesellschaft der Patres auf, ließ sich mit ihnen in ernste Gespräche über Literatur, Geschichte und Politik ein und suchte nur die religiöse Unterhaltung ferne zu halten. Um zu zeigen, daß er sich auch in der Poesie bekehrt habe, bearbeitete er zwei lateinische Oden eines seiner Lehrer, und zwar mit einem solchen Geschick, daß die Patres eine davon unter seinem Namen drucken ließen. Die Bekehrung des Knaben war aber eine geheuchelte; Chateauneuf trug Sorge, daß die Früchte seines ersten Unterrichtes durch die Erziehung der Jesuiten nicht verkümmert würden. An den Ferientagen begleitete der Abbé als Stellvertreter des Vaters den Zögling in die Stadt und führte ihn dort in jene Kreise ein, in denen er selbst seine Unschuld und seinen Glauben verloren hatte. So kam Voltaire schon als Knabe in die verderbten Gesellschaften der Sully, Chaulieu, in den Temple und in das Kaffeehaus der Croix de Malte.

Ein einziger Ausflug des Zöglings mit Chateauneuf genügte, um die monatelangen Bemühungen der Lehrer zu zerstören. Diesem Chateauneuf verdankt die Welt daher nicht bloß das Leben, sondern auch zum großen Theil die ganze Geistesrichtung des künftigen Voltaire. Die Patres mußten sich von der Fruchtlosigkeit ihrer Mühen immer mehr überzeugen und dachten zum zweiten Mal an die Entlassung des Knaben, als plötzlich (1708) der Verführer starb. Aber bereits war es zu spät, auch nach dem Tode des Abbé beharrte Voltaire auf dem einmal eingeschlagenen Wege und wurde mit den Jahren immer kühner und frecher. So reizte er in einer feierlichen Schulsitzung durch seine impertinenten Fragen und gottlosen Einwürfe den P. Le Jay so sehr, daß dieser ihn beim Kragen faßte, ihn derb schüttelte und ausrief: „Unglücklicher, du wirst eines Tages die Fahne des Deismus in Frankreich aufpflanzen.“ P. Pillou, der Beichtvater des jungen Arouet, soll ihm seinerseits gesagt haben, „er sei nur ein Ruhmthier (animal de gloire), es verzehre ihn die Ehrsucht und alle Mittel würden ihm einst gut sein, um Ehre zu erjagen“ [1]. P. Porée und P. Tournemine suchten zwar dem Zögling durch Güte und Milde bessere Gesinnungen einzuflößen, aber sie erreichten höchstens, daß der Schüler sie weniger haßte, als die anderen Professoren.

Endlich hatte Voltaire die Rhetorik im Collegium absolvirt und nahm Abschied von seinen Lehrern. „Sie haben mich gelehrt,“ schrieb er 1739 an den P. Tournemine, „die Tugend, die Wahrheit und die Literatur zu

[1] Duvernet, Leben Voltaire's, S. 18 f.

lieben." Leider war es mit der Tugend- und Wahrheitsliebe des Jünglings schlecht bestellt, und auch der literarische Ballast nicht gar allzu schwer. Von den klassischen Studien, welche damals die Hauptrolle in der Bildung spielten, hatte er nur das Latein betrieben, das Griechische war ihm ziemlich fremd geblieben. Wenn er später von den griechischen Auctoren redete, geschah es immer in einer Weise, welche durchblicken ließ, daß er sie nur aus Übersetzungen kannte. Übrigens gesteht er nicht bloß, daß er Demosthenes kaum verstehe [1], sondern auch, daß er „der am wenigsten griechisch angelegte Mensch der Welt" sei. Was ihm an positiven philologischen Kenntnissen abging, wußte er übrigens durch keckes Auftreten, satirische Lebendigkeit und unerschöpflichen Redefluß zu verbergen. Dagegen läßt sich nicht läugnen, daß er von den Jesuiten einen bedeutenden Schatz ästhetischer Principien und einen allgemeinen Überblick über die alten Literaturen mit in's Leben nahm, wie er auch selbst zu wiederholten Malen anerkannte. Ebenso hatte sich während der Studien seine Liebe zur Poesie immer mehr entwickelt. Doch was war das für die so stürmische, klippenreiche Lebensfahrt, welche dem sechzehnjährigen Jüngling bevorstand?

Man erzählt, der Rector des Collegiums Louis-le-Grand habe nach dem Ausscheiden Voltaire's neben dessen Namen als kurze Charakteristik folgende Worte geschrieben: „Ingeniosus puer, insignis nebulo", zu deutsch: „Ein pfiffiger Kopf, ein grundschlechtes Herz."

[1] An Thieriot 7. Mai 1739.

2. Der erste Eintritt in's Leben.

1710—1718.

„Was willst du werden?“ fragte Arouet den heimkehrenden Sohn. — „Literat!“ antwortete dieser. — „Aber!“ rief erschreckt der ehrliche Beamte, „das ist ja der Beruf eines Menschen, der für die Gesellschaft unnütz, seiner Familie zur Last und des Hungertodes sicher ist. Literat, nein, das geht nicht, wähle einen anderen Stand.“ — Der Sohn beharrte auf seinem Entschluß und der Vater mußte ihn unter Androhung seines Zornes zu dem Studium der Rechte zwingen.

Damit die Versuchung zu einem ausschweifenden und verschwenderischen Leben minder groß wäre, erhielt Voltaire nur wenig oder gar kein Taschengeld. Damit glaubte der Vater Alles gethan zu haben und ließ den Sohn seiner Wege gehen. Allein dieser wußte Rath. Er hatte reiche Freunde unter den alten Bekannten des verstorbenen Chateauneuf; durch diese stand ihm der Zutritt in die glänzendsten Gesellschaften offen. Bald erwarben ihm sein Witz und seine Fertigkeit im Versmachen einen gewissen Ruf unter den Schöngeistern des Temple [1] und der Croix-de-Malte, so daß er oft in poetischen Anliegen Rath und Beistand leisten mußte. Diese dichterischen Frohndienste trugen ihm auch baare Münze ein. Wenn aber diese Geschenke der Gönner nicht ausreichten, so wendete sich Voltaire wohl an irgend einen Wucherer, der dem Sohne des reichen Beamten gerne gegen hohe Zinsen eine Summe vorstreckte. Um Geld und Ehre zugleich zu verdienen und den Vater von dem Nutzen des Literatenthums womöglich zu überzeugen, bewarb er sich um den 1712 ausge-

---

[1] Unter der Bezeichnung le Temple verstand man eine geschlossene Gesellschaft von Adeligen, Dichtern und ausschweifenden Abbés, die sich häufig im Temple, dem Palaste ihres Präsidenten, des Herzogs Vendôme, versammelten. Der Temple war das ehemalige Kloster der Tempelherren und wurde — ein Wunder der strafenden Gerechtigkeit! — während der Schreckensherrschaft zum Gefängniß der zahlreichen adeligen Schlachtopfer. — Die Croix-de-Malte war ein damals berühmtes Café, der Sammelplatz der bürgerlichen Schöngeister.

schriebenen Preis für das beste Gedicht auf ein Gelübde Ludwigs XIV. Aber der Stoff war zu heilig für den jungen Lebemann, daher mißglückte die Ode vollständig. Ein anderer durchaus verdienstvoller Dichter, Abbé du Jarry, erlangte den Preis, zog sich dafür aber den Zorn und Haß des zurückgesetzten Rivalen in vollstem Maße zu. Voltaire ergoß seinen Mißmuth in einem Spottgedicht, dem selbst der begeistertste Voltairianer keinen Witz und keinen Geschmack abgewinnen kann, indem die ganze Pointe darin besteht, daß die Preisrichter und der Gekrönte als Unken und Kröten quakend und kreischend im Morast am Fuße des Parnasses vorgeführt werden [1]. Eine so platte und gemeine Rache erzürnte mit Recht alle anständigen Leute, und der Dichter konnte nicht umhin, sein eigenes Werk als „sehr verdammenswerth und nur durch den Leichtsinn der Jugend entschuldbar" zu verwerfen.

Der Vater sah das Treiben des Sohnes mit wachsender Besorgniß. In die Collegien ging der Student nur höchst selten, das pedantische Wesen der Professoren langweilte ihn. Um seinen Eifer für das Studium zu spornen, versprach Arouet dem Jüngling, ihm demnächst nach damaliger Sitte ein Amt zu kaufen; aber Voltaire antwortete stolz, er gedenke sich Bedeutung und Ansehen nicht zu erkaufen, sondern zu erwerben. Noch einmal wartete der Vater; als sich jedoch täglich die Klagen über die Verschwendung und Ausschweifung seines „poetischen Narren" (wie er Franz zum Unterschied von Armand, dem „düsteren Narren", nannte) mehrten, sann er auf ein Mittel, den jungen Wüstling von Paris zu entfernen.

Eine Gelegenheit dazu bot sich, als der Marquis von Chateauneuf, ein Bruder des verstorbenen Abbé, Ende 1713 als Gesandter nach dem Haag ging und sich bereit zeigte, den Jüngling als Page in sein Gefolge aufzunehmen. Gern ging der Vater auf dieses Anerbieten ein und Voltaire begleitete den Gesandten nach Holland. Ernster als sein Bruder, meinte der Marquis es redlich mit seinem Schützling und überwachte ihn streng im Gesandtschafts-Hôtel. Diese Bevormundung gefiel dem leichtsinnigen Pagen keineswegs, auch fand er die gewählte Gesellschaft, die sich um den Gesandten versammelte, nicht nach seinem Geschmacke. Lieber verkehrte er mit den zahlreichen Hugenotten und andern französischen Flüchtlingen, welche theils um des Protestantismus willen, theils wegen Rebellion und anderer Vergehen in Holland eine Zuflucht gesucht

[1] Oeuvres, Le bourbier.

hatten; mit diesen harmonirte er in Sitten und Gesinnung. Übrigens sah sich der Marquis durch eine leichtsinnige Liebschaft, welche der erst 19jährige Page in einer der verrufensten Emigranten-Familien anknüpfte, schon nach kurzer Zeit gezwungen, ihn seinem Vater zurückzuschicken.

Wie dieser den Heimkehrenden aufnahm, läßt sich denken; nicht nur wollte er den Unverbesserlichen enterben, sondern er erwirkte auch einen Haftbefehl gegen ihn, um ihn „auf die Inseln" zu schicken. Schon traf Voltaire seine Vorbereitungen zur Abreise, als es einigen Freunden noch im letzten Augenblick gelang, den Vater zu bestimmen, daß er seinem Sohn die Wahl zwischen der Auswanderung und einer ernsten Berufsthätigkeit gestatte. Voltaire schwankte nicht lange; er blieb in Paris und trat in das Bureau eines Anwaltes. Natürlich war es ihm jetzt ebenso wenig darum zu thun, ein geschickter Anwalt zu werden, als es ihm früher um das aufgedrungene Studium der Jurisprudenz Ernst gewesen war. Hatte er sich als Rechtsstudent gerade genug Kenntnisse erworben, um später einen Proceß nach dem andern geschickt zu führen, so erlernte er als Rechtspraktikant auf der Amtsstube des Maître Allain bloß hinreichende Geschäftskniffe, um in der Folge als durchtriebener Finanzmann sich fremden Besitz anzueignen, ohne mit dem Gesetz in offenen Conflict zu gerathen.

Im Bureau Allain's fand Voltaire in dem zwei Jahre jüngeren Thieriot einen seiner würdigen Genossen, mit dem er einen Freundschaftsbund für das ganze Leben schloß. In der Folgezeit wurde Thieriot, ein träger, aber genußsüchtiger Mensch, der „Ruhmesherold", die „Lobposaune", der „Siegelbewahrer" Voltaire's, dessen Ruhm und dessen Werke er in allen Gesellschaften zu verbreiten hatte; für jetzt lag ihm nur erst die Aufgabe ob, die Gedichte auf Schauspielerinnen u. s. w. abzuschreiben, welche Voltaire ihm unbemerkt unter die Acten schob. Abends gingen sie zusammen in's Theater, wo sie sich bereits durch galante Verse freien Zutritt hinter die Coulissen verschafft hatten. Nach dem Theater kamen die Versammlungen im Temple.

Seit der Groß-Prior Vendôme wegen seiner sittenlosen Aufführung von Ludwig XIV. verbannt worden war, feierte diese Gesellschaft ihre Orgien nicht mehr im Temple, sondern in dem Hôtel Boisboudrand, unterschied sich aber in ihrer Haltung gar nicht von der früheren. Der Aushängeschild ihrer Zusammenkünfte war die Literatur, aber in Wirklichkeit kamen die Mitglieder nur zusammen, um in der unverschämtesten Weise allen ihren Lüsten und der Gottlosigkeit zu fröhnen. Meistens

endeten ihre Soupers damit, daß die hohen Herrschaften, Herzöge, Grafen und Abbés betrunken unter dem Tisch lagen und auch dort noch stotternd und stammelnd fortfuhren, in die schändlichsten Gotteslästerungen und die unfläthigsten Schmutzworte auszubrechen. Der Wahlspruch der Gesellschaft lautete: „Mensch und Welt haben nur insoferne Werth, als man genießen kann", oder, wie Voltaire die Devise faßte: „Le plaisir voilà tout l'homme". Durch seine schwache Gesundheit war Voltaire allerdings gehindert, in gleicher Weise an den Ausschweifungen sich zu betheiligen; um so eifriger that er mit bei den gottlosen Gesprächen und in der unzüchtigen Poesie. Einige seiner damaligen Gedichte sind uns aufbewahrt. Wir heben eines der am wenigsten unanständigen hervor, weil es so recht den Geist des Temple und die Quelle der Voltaire'schen Philosophie zeigt. Eine vornehme Dame hatte sich von der Gesellschaft des Temple zurückgezogen, um, wie es in jenen noch gläubigen Zeiten oft geschah, durch aufrichtige Buße das Ärgerniß zu sühnen. Voltaire schreibt ihr und fragt:

„Votre esprit éclairé pourra-t-il jamais croire
D'un double testament la chimérique histoire
Et les songes sacrés de ces mystiques fous . . .
Le plaisir est l'objet, le devoir et le but
De tous les êtres raisonnables. . . .
Vous m'avez donc quitté pour votre directeur,
Ah! plus que moi cent fois Couët[1] est séducteur . . .
Allez, s'il est un dieu, sa tranquille puissance
Ne s'abaissera point à troubler nos amours . . .
La loi de la nature est sa première loi. . . ."[2]

In diesen wenigen Versen einer frühen Jugend finden wir bereits im Keim das ganze philosophische Credo Voltaire's: Die Priester sind Betrüger; Gott kümmert sich um Nichts; Genuß ist der Endzweck des Menschen; mit anderen Worten: Deismus und Sensualismus. Zu bemerken ist nur, daß dieß wohl Argumente sein sollen, eine Frau zum Laster zurückzuführen, aber noch keineswegs Ausbrüche eines systematischen Hasses sind. Trotzdem war die Schule des Temple für den jungen

[1] Richtiger Couette, ein damals beliebter Gewissensführer. Er war Canonicus von Notre-Dame und Generalvicar des Cardinal Noailles. Dem Dichter trat er zweimal hindernd in den Weg, wofür dieser ihn auf seine Weise in diesem Gedicht und in dem „Mittagsmahl des Grafen von Boulainvilliers" verewigte, indem er ihn eine lächerliche und höchst läppische Rolle spielen ließ.

[2] Epître à Me de G**.

Mann von unberechenbarem Schaden, denn sie nahm seinem Herzen den letzten Rest des Schamgefühls, und bereitete ihn zur endgiltigen Verstockung des Gotteshasses vor.

Nach derartig durchschwärmten Nächten war an ernste Arbeit während des Tages nicht zu denken; kein Wunder also, wenn nach kurzer Probe der Anwalt Allain dem Wüstling die Thüre wies. Der alte Arouet gerieth bei dieser Nachricht außer sich vor Zorn; ohne Barmherzigkeit sollte der Sohn nun nach Amerika. Allein dieser hatte das Gewitter vorhergesehen und bei Zeiten Vorkehrungen getroffen. Ein Freund aus dem Temple ging zu dem erzürnten Vater und rühmte ihm das poetische Genie des Sohnes, dessen Unglück einzig darin bestehe, daß er in schlechte Gesellschaft gerathen sei; daher möge der Vater erlauben, daß der junge Mann einige Zeit auf dem Schlosse Saint-Ange bei Fontainebleau im Kreise einer vornehmen Familie zubringe. Arouet ließ sich noch einmal umstimmen, und der Freund führte Voltaire in sein väterliches Schloß zu dem alten Caumartin, der in der Stille des Landlebens vom öffentlichen Leben ausruhte. Caumartin hatte unter Ludwig XIV. hohe Staatsämter bekleidet; sein Leben am Hofe hatte ihn mit der Welt unter allen Formen bekannt gemacht, und da er mit einem riesenhaften Gedächtniß ein eifriges Studium verband, so war er eine lebendige Bibliothek und eine unerschöpfliche Chronik seiner Zeit. Er fand bald Gefallen an dem jungen Gast, denn dieser verstand meisterhaft die Kunst des Zuhörens, wenn der eitle Greis von seinen Erlebnissen am Hofe oder von Heinrich IV. und der Liga erzählte. Die Begeisterung des Erzählers ging in die Seele des Zuhörers über und bildete sich hier mit der Zeit zu dem Doppelplan eines Epos und einer Geschichte, der „Henriade" und des „Zeitalters Ludwig' XIV." aus. Das Leben auf Saint-Ange war ganz angenehm. Caumartin, ein Kind seiner Zeit und seines Standes, setzte sich über das Kirchengebot des Fastens hinweg, und „man lebte fröhlich bei Fasanen und Rebhühnern auf dem Schloß, während die Mönche und Quiseln bei Häring und Stockfisch Buße thaten".

Unterdessen starb im September 1715 Ludwig XIV. Der Herzog Philipp von Orléans übernahm die Regentschaft während der Minderjährigkeit des Thronfolgers. Wie ein Jubelruf drang die Nachricht vom Tode des strengen Gebieters in alle Schlupfwinkel des Lasters, in die zahlreichen Verbannungsorte der sittenlosen Adeligen und selbst in die Staatsgefängnisse. „Das Eis der Frömmigkeit und Heuchelei war gebrochen; aber was unter dieser Decke zum Vorschein kam, war ein fauler

Pfuhl sittlicher Verdorbenheit. Der Regent selbst . . . zeigte sich wenigstens von Einem Erbfehler der Bourbonen frei, von der Bigotterie. Da jedoch kein sittlicher Halt an die Stelle gesetzt worden war, so ließ er sich in alle die Laster fallen, die während der letzten Regierungsjahre seines Oheims unter dem Deckmantel der Frömmigkeit (?) gewuchert hatten, und fand am Ende noch etwas darin, wenigstens die Heuchlermaske zu verschmähen. Seine Tochter, die Herzogin von Berry, stand hinter dem Vater nicht zurück, und sogar das Verhältniß zwischen Vater und Tochter blieb von dem greuelhaftesten Verdachte nicht frei." [1] Nun gab es frohe Tage für die Pasquillen-Dichter. Auch Voltaire hielt sich nicht länger ruhig in Saint-Ange; seine Entfernung von Paris glaubte er nicht besser benutzen zu können, als indem er kleine Spottgedichte nach Paris schickte, in der Hoffnung, daß Niemand auf ihn als Verfasser rathen werde. Er täuschte sich; die paar Strophen, welche er über die Blutschande des Herzogs in Umlauf setzte, wurden confiscirt und als sein Werk erkannt. Sein Protestiren und Ableugnen half nichts; ein Verbannungsbefehl (5. Mai 1716) verwies ihn nach Tulle. Kaum hatte der Vater den neuen Fehltritt und die Strafe des Sohnes erfahren, als er beim Regenten einkam, statt Tulle Sully-sur-Loire als Verbannungsort zu bestimmen; dort lebten Verwandte, deren Einfluß vielleicht heilsam sein konnte. Aber was kümmerten Voltaire die Verwandten des Vaters, er lud sich auf das nahegelegene Schloß ein, welches einem anderen Freund aus dem Temple, dem Herzog von Sully, gehörte. Von dem Leben auf diesem Schlosse spricht Voltaire in sieben Briefen an Freunde und Gesellen aus dem Temple in einer Weise, daß jede Analyse unmöglich ist. Seltsam! nach einiger Zeit dieses ausgelassenen Treibens verleiden Langweile und Überdruß ihm diesen Aufenthalt. War es die Stimme einer edleren Regung, der Ekel vor der andauernden Ausschweifung? Oder war es bloß das Gefühl der Verbannung, das ihn drückte? „Ich schreibe Ihnen aus einem Aufenthalte, welcher der liebenswürdigste von der Welt sein würde, wenn er nicht mein Verbannungsort wäre, und in dem mir zur höchsten Glückseligkeit nichts fehlt, als die Freiheit, ihn zu verlassen." [2] Endlich siegte der Überdruß und hinter dem Rücken seines Gastherrn ließ er dem Regenten eine Epistel voll des übertriebensten Lobes und der ekelhaftesten Schmeichelei zustellen. Besonders beklagte er sich, daß man ihn so elender Reimereien fähig gehalten habe, wie jene, derent-

[1] Strauß, Voltaire, 4. Ausg. S. 15. [2] An Chaulieu 15. Juli 1716.

wegen er verbannt worden. Diese Epistel bewirkte, daß seine Verbannung Anfang 1717 nach achtmonatlicher Dauer aufgehoben wurde.

In Paris wurde dem Heimkehrenden nicht der erwartete Empfang. Das Haus des Vaters wagte er nicht zu betreten, die Freunde im Temple rechneten es ihm als ein unverzeihliches Verbrechen an, durch eine Schmeichelei vom Regenten Gnade erwirkt zu haben. Wollte Voltaire bei ihnen wieder in Aufnahme kommen, so durfte er diese Schmach nicht auf sich sitzen lassen, und er begann daher, zuerst im Gespräch und dann in Versen seine Spottsucht an der Aufführung des Regenten zu üben. Als er sich so Muth gemacht, schrieb er ein lateinisches Pasquill, das, mit den Worten „Regnante Puero" beginnend, im Lapidarstil die Schmach des Herrschers geißelte. Trotz aller Vorsicht gelangten die Verse in die Hand des Regenten und reizten dessen Zorn. Am 16. Mai erhielt der Polizei-Lieutenant Befehl, den Dichter in die Bastille zu bringen. Voltaire leugnete und protestirte, er habe an dieser Ruchlosigkeit keinen Antheil, aber er ward überführt durch einen Offizier, Beauregard, der aus des Dichters eigenem Munde gehört hatte, daß er und kein Anderer das Pasquill gefertigt habe. Am Pfingstfeste in aller Frühe schon, wie Voltaire mit einigen blasphemischen Anspielungen erzählt[1], überraschten ihn die Häscher und führten ihn in das Gefängniß ab, wo er bis zum April des folgenden Jahres, also ungefähr 11 Monate, verbleiben mußte.

Eine Note aus den Polizei-Registern jener Zeit enthält folgendes Signalement des Gefangenen: „Arouet von Voltaire ist groß, mager, und hat vollständig das Aussehen eines Satirs. Er ist ein Adler an Geist, an Gemüth aber ein durchaus verkommenes Subject."[2] Die Jesuiten hatten geschrieben: „Ingeniosus puer, insignis nebulo"; beide Urtheile decken sich.

Aus der Polizeinote erhellt, daß schon um jene Zeit der Sohn Arouets seinen Familiennamen geändert hatte. Aus finanziellen und civilrechtlichen Rücksichten behielt er freilich auch in Zukunft für öffentliche Actenstücke den Namen Arouet noch bei, „vergaß ihn aber," wie er selbst sagt, „im übrigen Leben sehr gerne" und „hielt gar wenig darauf". Woher stammt der neue Name, der so berüchtigt werden sollte? Die verschiedensten Erklärungen sind darüber gegeben worden. Nach Einigen soll

[1] Oeuvres: La Bastille.

[2] Vgl. Delort, Histoire de la détention des philosophes. Paris 1829. t. II. p. 30.

Arouet diesen Namen aus Dankbarkeit gegen die Stadt Volterra in Toscana angenommen haben, weil diese ihn einst (?) während einer Krankheit gepflegt habe. Aber Voltaire war nie in Volterra und Italien. Andere wollen, der Name käme von einem Familiengut, Volterre; wo jedoch dieses Gut zu suchen sei, ist unerfindlich. Wir übergehen andere ähnliche Erklärungsversuche und sehen mit vielen Neueren in dem Namen Voltaire ein bloßes Anagramm aus Arovet l. j. (le jeune). Das de (von) ist ein reines Phantasiegebilde des eiteln Dichters, der nicht länger unter bürgerlichem Namen mit seinen hochadeligen Freunden verkehren wollte und sich daher selbst den Adelstitel gab in Erwartung der Hofchargen und Ehrennamen, die Fürsten und Könige ihm einstmals so reichlich verleihen sollten.

---

3. Ödipus. Neue Verbannung.

1718—1722.

Die elfmonatliche Einsamkeit in der Bastille brachte Voltaire keineswegs auf ernstere Gedanken; er verließ das Gefängniß, mehr als je entschlossen, durch poetisch-literarische Leistungen seinem Namen Geltung zu verschaffen. Und wirklich folgte auf die Schmach der Bastille in kurzer Zeit der Triumph des Theaters.

Im Jahre 1715 hatte Voltaire den Freunden im Temple den Plan einer Tragödie, Ödipus, vorgelegt, und dann von Schloß zu Schloß ziehend einzelne, bereits fertige Scenen den hohen Gönnern vorgelesen. Der Dichter behielt auch für die Zukunft die Gewohnheit bei, nicht nur seine Freunde um das Urtheil über seine Poesien anzugehen, sondern auch die Verbesserungsvorschläge der Schauspieler und sogar die Kritiken der Zuschauer zu beachten; nicht selten geschah es, daß von einem Abend zum andern ein Trauerspiel durchaus verändert aufgeführt wurde; daher stammt das Wort, Voltaire mache seine Stücke zwischen den Vorstellungen. Es war diese anscheinende Demuth des Dichters „nur eine Eitelkeit, die eine andere im Schach hielt“ [1]. So übte er denn auch nach der Entlassung aus der Bastille mit vieler Mühe und großer Nachgiebigkeit in eigener Person sein dramatisches Erstlingswerk mit dem Schauspielerpersonal des Théâtre Français ein, und am 18. Nov. 1718 kam der Ödipus zur ersten Aufführung. Das Stück hatte einen außerordentlichen, bis dahin kaum erhörten Erfolg; an fünfundvierzig Abenden hintereinander wurde es immer wieder verlangt. Voltaire war mit einem Schlage der Lieblingsdichter des Tages geworden. Der Herzog von Orléans bewilligte ihm ein Geldgeschenk und eine goldene Denkmünze, die Herzogin nahm die Zueignung des im folgenden Jahre gedruckten Stückes an.

Welches ist der literarische Werth des Ödipus? In seiner Vorrede stellt Voltaire selbst einen Vergleich zwischen dem Original des Sophokles

---

[1] Strauß. Ebendas. S. 16.

und seiner eigenen Bearbeitung an. Er fällt über das Meisterwerk des griechischen Tragikers ein verwerfendes Urtheil, das sich summarisch in den Schlußworten ausspricht: „Sie sehen, daß ich in der Kritik des Sophokleischen Stückes nur jene Fehler hervorgehoben, die zu allen Zeiten und überall als solche gelten müssen, d. h. Widersprüche, Absurditäten und hohle Declamationen." Daß der Voltaire'sche Ödipus an solchen Mängeln nicht leide, ist dem Dichter unzweifelhaft. Da dürfte es nun wohl nützlich sein, die Revision des Processes Voltaire contra Sophokles bei dem geistreichen Villemain [1] nachzulesen. Der scharfsinnige Kritiker hebt besonders hervor, daß Voltaire in grellem Widerspruch gegen alle innere und äußere Wahrheit ganz moderne Ideen in die strenge Form der alten Fabel gegossen und sich dadurch nicht allein gegen die griechischen Sitten, sondern auch gegen die höchsten Forderungen der Kunst versündigt habe. Den zeitgenössischen Kritikern mißfiel besonders eine lächerliche Liebschaft, welche der Dichter in die schreckliche Ödipusfabel verwebt hatte, indem er die schon zweimal verheirathete Jokaste zu Lebzeiten ihres Mannes mit ihrem Jugendliebhaber, dem ältlichen Philoktet, kokettiren läßt, was sich bei dem ruhmrednerischen Wesen des Letzteren ganz komisch ausnimmt. Voltaire fühlte das Richtige dieser Bemerkung nur zu sehr, und es galt, einen Grund zu finden, der es wahrscheinlich machte, daß er nur durch äußere Umstände und gegen sein eigenes besseres Kunstgefühl diese Liebschaft eingeführt habe. Er schob die Schuld auf die widerspenstigen Schauspieler, die das Stück ohne Liebschaft nicht hätten aufführen wollen [2]. Schade nur, daß er einige Jahre vorher diese Ausrede zum Voraus als unwahr dargestellt hatte, indem er einem Freunde zu beweisen suchte, die Liebschaft sei „ein nothwendiger Fehler, weil ihm sonst der Stoff für die drei ersten Acte gemangelt hätte" [3].

Aber was die gesunde Kritik an dem Ödipus tadelt, die Verquikung der alten Fabel mit modernen Ideen, die zahlreichen Anspielungen, mit einem Worte die Tendenz, das mag gerade zum Erfolg des Stückes in jener Zeit beigetragen haben. So wird erzählt, daß z. B. der Vers Philoktets, mit seinem revolutionären Beigeschmack:

„Was war ich ohne ihn (Herkules)? — Nichts als ein Königssohn!"

mit wahrer Phrenesie beklatscht worden sei. Mehr noch als gegen Thron

---

[1] Cours de littérat. franç. 4. leç.

[2] Brief an P. Porée, 7. Januar 1729.

[3] Vgl. Lettres sur l'Oedipe.

und König war jedoch das Stück gegen Altar und Priester gerichtet. Condorcet, der Biograph Voltaire's, führt die zwei seither oft citirten Verse aus dem Ödipus an:

„Nicht was der dumme Haufe meint, sind uns're Priester,
Denn uns're Gläubigkeit macht all' ihr Wissen aus" —

und sagt dann mit Emphase, „es sei dieß der erste Aufruf zu einem Kriege gewesen, den selbst der Tod Voltaire's nicht beendet habe". Diese Verse sind nicht die einzigen in ihrer Art; der Gedanke, die Priester als Betrüger zu brandmarken, zieht sich durch das ganze Gewebe des Stückes und klingt in dem Munde der alten strenggläubigen Helden doppelt tendenziös und erkünstelt [1]. In wiefern diesen Hetzereien des Dichters gegen den Klerus bewußte Absicht oder bloße Frivolität zu Grunde lag, läßt sich schwer bestimmen. Aber daß man dem französischen Publicum vom Theater herab solches bieten durfte, ist ein trauriges Zeichen dafür, daß die Regentschaft gründlich mit aller „Bigotterie" aufgeräumt hatte.

---

[1] Zum Belege führen wir noch einige an:

„Der Pfaffenglaube soll uns nie in Schlummer wiegen;
Verräther stehen oft am Fuße der Altäre,
Und durch ihr falsches Wort, das sie den Göttern leih'n,
Knechten sie uns nach eig'nem Sinn in's heil'ge Joch.
Seht zu, und untersucht mit größter Sorgfalt selbst . . .
Nur dir sollst du vertrau'n, mit deinem Auge seh'n,
Der eig'ne Sinn sei dir Orakel, Dreifuß, Gott" . . .

Philoktet meint (III. Act 3. Scene), „er bedürfe der Götter nicht, und erwarte ihre Antwort bloß aus Mitleid mit dem blinden Pöbel". Derselbe Held sagt (III. Act 5. Scene):

„Herr, hättet ihr nur eines Königs Arm zu fürchten,
Hier wäre Philoktet zum Kampf für euch gerüstet.
Doch nun erhob ein Priester sich, der doppelt schrecklich,
Weil er mit heil'gem Pfeil vor uns'rem Blick euch trifft;
Auf eitlen Götterspruch mit stolzer Kraft gesteift,
Ist oft den Fürsten selbst furchtbar ein Hoherpriester.
Starrköpfig tritt das Volk in blindem Glaubenseifer
Aus Gottesfurcht das heiligste Gesetz mit Füßen
Und glaubt, es ehre Gott, wenn es verräth den König."

Die Anspielung auf die Zwistigkeiten zwischen Rom und Versailles ist unverkennbar; klarer tritt sie noch hervor, wenn es in der 4. Scene desselben Actes heißt: „Ich schwanke nicht, o Fürst, zwischen einem Priester und dir; ein Priester, wer er immer sei, welcher Gott ihn auch begeistere, er muß für seinen König beten und darf ihm niemals fluchen", besonders nicht mit der Excommunication drohen.

Trotz des großartigen dramatischen Triumphes war Voltaire um diese Zeit auf dem Punkte, Paris und Frankreich zu verlassen. Ein Freund aus dem Temple, Louis Armand, Herzog von Richelieu, der Großneffe des bekannten Cardinals, einer der damals berüchtigtsten Lebemänner von ganz Frankreich [1], hatte den Dichter an sich gezogen und ihn in manche Geheimnisse der damaligen französischen Politik und Finanzwirthschaft eingeweiht. Richelieu, ein persönlicher Feind des Regenten, betheiligte sich mit dem regsten Eifer an der Verschwörung, welche der spanische Gesandte Cellamare zn Gunsten Philipp' V. angezettelt hatte. Durch ihn wurde Voltaire bei den Verschworenen eingeführt und auch dem Baron Görz empfohlen, der eine Neugestaltung Europa's zu Gunsten Karl' XII. von Schweden beabsichtigte. Diesem nordischen Emissär bot sich der Dichter als Agent an; als Abbé verkleidet wollte er mit ihm nach Italien gehen, dort neue Intriguen anspinnen und schließlich an den schwedischen Hof ziehen. Allein ehe die Zeit zur Abreise gekommen war, traf die Nachricht von dem tragischen Ende Karl' XII. ein. Görz mußte schleunig Paris verlassen und fand im folgenden Jahre den Tod durch Henkershand; Voltaire war froh, ihm nicht gefolgt zu sein.

Wohl ebenso zufrieden war er, daß sein Name nicht auf der Liste der Verschwörer von Cellamare stand, denn diese fiel bald darauf in die Hände der Regierung und brachte den Herzog Richelieu in die Bastille. Ließ sich nun auch nicht mit absoluter Gewißheit feststellen, daß Voltaire an der Verschwörung betheiligt gewesen, so hatten doch die politischen Spione so viel verdächtigende Momente gegen den Dichter gesammelt, daß der einmal aufgeschreckte Regent nur einen Vorwand suchte, sich seiner zu entledigen. Manche geflügelte Worte gegen den Regenten gingen allerdings unter Voltaire's Namen um, aber diese reichten zu einer Verurtheilung nicht hin, und deßhalb ergriff Philipp von Orléans mit Eifer die Gelegenheit der Verbreitung eines Gedichtes, das unter dem Titel Philippiques mit juvenalischem Spott die gegen den Regenten gerichtete Anklage des Puero regnante erneuerte und ausführte. Das Pasquille, von einem gewissen La Grange verfaßt, wurde dem Verfasser des Puero regnante zugeschrieben, und ohne dessen Vertheidigung abzuwarten, erging gegen ihn ein neues Verbannungsdecret (Mai 1719.)

Voltaire scheint Schlimmes geahnt zu haben, denn noch vor Unter-

---

[1] Sein eigener Stiefvater erwirkte 1711 einen Haftbefehl gegen ihn wegen seiner Ausschweifungen.

zeichnung des Decretes hatte er Paris verlassen und sich nach Sully gewendet, dessen Reize er bereits kannte. Auch die Langweile plagte ihn dieses Mal nicht mehr, denn er durfte nach Belieben den Ort der Verbannung wählen und wechseln; nur der Aufenthalt in der Hauptstadt war ihm untersagt. So wanderte er „von Schloß zu Schloß“, überall als ein berühmter Dichter, ein geistreicher Gesellschafter und gefürchteter Satiriker von Fürsten und Herzögen, Herren und Damen mit offenen Armen empfangen, gefeiert und verhätschelt. Besonders zog es ihn oft und unwiderstehlich nach Vaux-Villars bei Melun, dem Schlosse des Marschall Villars, und so bald sich nur irgend eine Gelegenheit bot, mit Anstand dort zu erscheinen, ließ er sie gewiß nicht vorübergehen. Was ihn aber in Villars anzog, war nichts Geringeres als die Marschallin selbst, welcher er den Hof machen zu dürfen glaubte. Nach einer Aufführung des Ödipus hatte diese ihn nämlich in ihre Loge rufen lassen und einige freundliche Worte mit ihm gewechselt. Das reichte hin, das eitle Herz des Dichters in Flammen zu setzen, und er suchte sich ihr zu nähern, wo er nur konnte. Seine Verbannung kam ihm daher auch ganz gelegen, da sie ihm Anlaß bot, die Marschallin auf ihrem Schlosse zu besuchen. Doch all' seine Mühe war umsonst; denn wenngleich die Herzogin von Villars ein Kind ihrer Zeit war, so besaß sie doch noch einen Rest von Pflichtgefühl. Das Ende dieser Sänger- oder Ritterfahrten Voltaire's ist für ihn charakteristisch. Da er bereits für sich selbst verzweifelte, machte er Verse an die Herzogin für einen ebenfalls verliebten Finanzmann, der den Dichter dafür mit klingender Münze bezahlte [1]. Als dann später die Herzogin sich vollkommen bekehrte und zum großen Ärger der hohen Gesellschaft eine „Quisel“ wurde, lud sie den ganzen Haß des Dichters auf sich; und wenn er auch noch einmal die „liebenswürdige Heilige“ um ihre Fürsprache bei der Königin bitten ließ, so redete er doch gewöhnlich nur mit Abscheu von ihrem „elenden Leben“ [2].

Die verlorene Liebesmühe hatte ihn nach seinen eigenen Worten „viel Zeit“ gekostet. Das ärgerte ihn dießmal um so mehr, als er gerade mit der Ausarbeitung eines neuen Trauerspieles beschäftigt war. Zur Vollendung dieser Tragödie trieb ihn sein Verhältniß zu einem Fräulein de Livry, die er während seines ersten Exils in Sully kennen gelernt

[1] Maynard, Voltaire, I. S. 105.
[2] An Frau Du Deffand, 4. Juni 1764.

und in die Schauspielerkunst eingeführt hatte. Ihr Auftreten auf der Schloßbühne in Sully hatte ihr einigen Beifall eingebracht; in der Überzeugung, in Paris werde ihrer noch größere Ehre warten, hatte Voltaire sie dem Théâtre Français als Jokaste aufgedrängt, als welche sie jämmerlich ausgezischt worden war. Aber weder sie noch er ließen sich irre machen; sie bat daher während der zweiten Verbannung in Sully den Freund, ihr eine Rolle „auf den Leib zu schreiben". So entstand Artemire, welche wirklich bei der Gesellschaft des Schlosses große Freude erregte. Da unterdessen der Regent den wirklichen Verfasser der Philippiques entdeckt hatte, erhielt Voltaire die Erlaubniß, mit seiner Freundin und seinem neuen Stück nach Paris zurückzukehren. Am 15. Februar 1720 fand die erste Vorstellung statt: die unbeholfene Schauspielerin wurde schon gleich zu Anfang ausgepfiffen; da hielt sich Voltaire nicht mehr; er eilt auf die Bühne, gibt sich als Dichter des Ödipus zu erkennen und redet sehr eifrig über die Nachsicht, die man neuen Stücken und neuen Künstlerinnen schulde. Freilich wurde nun die Tragödie ruhig zu Ende gespielt, aber so viel hatte der Dichter gesehen, daß er ein zweites Mal mit dem Stück und der Freundin sein Glück nicht versuchen dürfe. Er zog daher Artemire zurück. Nur durch die Bitten der Regentin ließ er sich bewegen, die stark veränderte Tragödie noch einmal zur Aufführung zu bringen; auch in ihrer neuen Gestalt fand sie nur schwachen Anklang und Voltaire zerschlug die ganze Form, brachte einige Bruchstücke als Schmuck in späteren Stücken an und vernichtete den Rest. Die Freundin blieb ihm so lange treu, bis ein Besserer sich ihr vorstellte, dann hielt sie es mit Voltaire's Wissen mit Beiden und ging schließlich mit einer Schauspielerbande nach England. Nachdem sie dort in Armuth gerathen und mancherlei Wechsel des Schicksals erfahren hatte, kehrte sie als Marquise de Gouvernet nach Paris zurück; Voltaire wollte sie besuchen, allein die Marquise wies ihm förmlich die Thüre. Sie hatte sich bekehrt und wollte selbst als Wittwe nichts mehr von den Vergehen ihrer durch Voltaire verführten Jugend wissen. „O Freunde," schrieb Voltaire nach dem fehlgeschlagenen Besuche, „ich habe eine Fahrt über den Cocytus gemacht."

Der Fall des Stückes, die Untreue der Freundin, endlich eine bittere Satire, welche der witzige Piron auf das eitle Gebahren Voltaire's veröffentlichte, waren Alles, was der Dichter mit sich nahm, als er Paris wieder verließ, das er vor einigen Monaten so hoffnungsreich betreten hatte. Ein stiller, aber bitterer Groll gegen die Gesellschaft, die ihm nicht zur

Verwirklichung aller seiner Hoffnungen geholfen hatte, setzte sich in seinem Herzen fest. Er wandte seine Schritte zuerst nach dem Schlosse Richelieu's, der, seit dem 30. August 1719 aus der Bastille entlassen, sein ausschweifendes Leben mit doppeltem Eifer fortsetzte, dann nach Sully und schließlich nach der Source, dem Wohnsitze Bolingbroke's. Hier ging ihm ein neuer Stern auf; eine der wichtigsten Perioden seiner Entwickelung begann mit diesem Besuche.

Die Ausbrüche des Unglaubens bei Voltaire waren bisher mehr nur ein Schlummerlied für sein und seiner Freunde unruhiges Gewissen gewesen; Alles, was er gegen die Religion vorgebracht, bestand in dem ziemlich landläufigen Vorwurf von Betrügereien des Klerus. Nie hatte der junge Mann über diese Punkte ernst nachgedacht und noch viel weniger sich bemüht, Beweise für seine Behauptungen beizubringen. Ihm fehlten hierzu auch die nöthige Belesenheit und der äußere Anstoß, denn weder er noch seine Freunde im Temple hatten sich mit philosophischen Studien abgegeben; es war leichter, sich über Alles hinwegzusetzen und freudig zu genießen. Auf den Schlössern, die der Dichter bisher besucht hatte, war ebenfalls der Unglaube höchstens ein praktischer, die Theorie kam nie zur Sprache; meistens sogar wären die sittenlosen Edelleute höchst entrüstet gewesen, wenn man sie als Ungläubige betrachtet hätte. Anders aber standen die Sachen in der Source.

Harry, Baron St. John Lidgard, Viscount von Bolingbroke, 1678 von einer Dissidenten-Familie geboren, trat sehr früh zum Anglikanismus über. Nach einer ausschweifenden Jugend widmete er sich dem öffentlichen Leben und wurde 1710 Staatssecretär. Obgleich innerlich mit aller Religion zerfallen, hielt er der Königin wegen an den Vorschriften der Hochkirche fest und spielte sogar den Eiferer, indem er die Nonconformisten verfolgte. Als jedoch beim Tode der Königin Anna (1714) die Partei der Tories ihre Macht verlor und das Haus Hannover den Thron bestieg, büßte Bolingbroke als erklärter Feind des neuen Herrscherhauses seine Ämter ein und floh nach Frankreich. Hier schloß er sich, wenngleich erst nach langem Bedenken, dem Prätendenten an, der zu Bar in Lothringen residirte, und übernahm von diesem die Siegel. Deßhalb wurde er 1715 in England des Hochverrathes angeklagt, einige Zeit darauf jedoch ebenfalls vom Prätendenten seines Amtes entkleidet, weil er, wie es scheint, den Letzteren verrathen hatte, um sich mit dem Hannoveraner auszusöhnen. In der That erhielt er 1723 die Erlaubniß zur Rückkehr nach England; zwei Jahre später wurden ihm auch seine

Güter zurückgegeben. Von da an lebte er zurückgezogen auf seinem Landsitze einzig der Schriftstellerei und philosophischen Propaganda. Er starb 1751, und seine Schriften, die er einem Freund zur Herausgabe hinterließ, wurden 1753 durch die Großjury von Westminster als glaubensfeindlich verurtheilt.

Es ist schwer zu sagen, worin eigentlich das System des Bolingbroke'schen Unglaubens besteht. Bald nimmt er einen Schöpfer und eine allgemeine Vorsehung an, bald läugnet er sie thatsächlich wieder einige Seiten weiter; die Unsterblichkeit der Seele ist ihm jetzt ein unantastbares Dogma, bald darauf eine Mythe; die Geistigkeit der Seele ist ihm ein Unding, die Tugend bloß Eitelkeit. Besonders scharf tritt er gegen die Nothwendigkeit und Wirklichkeit einer übernatürlichen Offenbarung auf, indem er Moses absurd, Paulus und die Apostel närrisch, Christus einen Erneuerer aber Verdunkler Plato's nennt. Auch läugnet er den civilisirenden Einfluß des Christenthums, weil es einen falschen Begriff von der göttlichen Gerechtigkeit gebe. Bolingbroke glaubte sich berufen, den reinen Theismus und das Naturgesetz wieder zu Ehren zu bringen, welche die Theologen und Philosophen vor ihm durch eine Wolke von Hypothesen und Trugschlüssen verdunkelt hätten. Infolge dieser Überzeugung, die er in einem Briefe an Pope aussprach, suchte er auch überall für seine Erfindungen eifrige Propaganda zu machen, und wer es wagte, ihm zu widerstehen, den schalt er einen Narren, einen eitlen Sophisten oder Atheisten [1]. Neben diesen falschen Ideen besaß der philosophische Lord eine reiche Menge von Kenntnissen, redete mehrere Sprachen und vereinigte, wie Voltaire sagt, die Solidität eines Engländers mit der Feinheit eines Franzosen und den Religionshaß mit epikuräischer Liebenswürdigkeit.

Als Voltaire den Lord zum ersten Male besuchte, lebte dieser mit seiner zweiten Frau, einer Französin, auf dem reizenden Landsitze La Source. Mehr noch das Interesse Bolingbroke's für die französische Literatur als seine Beziehungen zu vielen Freunden Voltaire's ließen dessen Ankunft willkommen erscheinen. Literatur und Poesie traten jedoch bald in den Hintergrund gegen die philosophischen Ideen des Engländers, die Voltaire gleichsam als neue Offenbarungen gläubig aufnahm. Jetzt erst wurde er sich seines eigenen Unglaubens klar. Die Belesenheit, mit welcher Bolingbroke seine Meinungen aus allen möglichen Autoren des In- und Auslandes, der Vorzeit wie der Gegenwart vertheidigte, imponirte dem

[1] Vgl. Picot, Mémoires ecclés. du 18me siècle, t. II. p. 284 ff.

jungen Dichter, der von solcher Gelehrsamkeit keine Ahnung hatte. Mit der nämlichen Andacht, mit welcher er früher den Erzählungen Caumartins über Heinrich IV. und Ludwig XIV. gelauscht hatte, horchte er jetzt auf die philosophischen Auseinandersetzungen des Lord. Daher erklärt sich, daß viele philosophische Werke Voltaire's nicht nur dem Geist, sondern auch oft dem Wortlaute nach Copien Bolingbroke'scher Schriften sind; sogar in der Art der Controverse, d. h. in den Titulaturen, die den Gegnern ertheilt werden („Narr", „Sophist" ꝛc.), ahmte der Schüler den Meister nach. Der Umgang Bolingbroke's wirkte auf Voltaire mehr, als das Studium eines glaubenslosen Buches es vermocht hätte; der Unglaube trat ihm hier gleichsam in einer glänzenden und imponirenden Personification gegenüber.

Auch praktische Winke ertheilte der ruhig berechnende Engländer seinem heißspornigen Zögling. Um Einfluß zu haben, lehrte er ihn, muß man unabhängig sein; dazu aber gehört Besitz und Vermögen. Nichts ist so traurig, als eine leere Börse; das Gold allein gibt Macht und Ehre und Unabhängigkeit. Vorläufig heißt es klug sein; man darf den Feind nicht angreifen, bevor man nichts mehr von ihm zu befürchten hat; man muß die Religion schonen und dem König schmeicheln, so lange sie Macht besitzen, uns zu schaden. Nicht blinde Wuth, sondern vernünftiger Haß führt zum Ziele und bisweilen ist auch die Heuchelei eine nothwendige Tugend[1].

Bei Voltaire fielen diese Lehren auf fruchtbaren Boden; fortan werden wir ihn bestrebt finden, durch Reichthum seine Unabhängigkeit zu erwerben, durch Schmeichelei die Gunst der Mächtigen zu erlangen und, wo andere Mittel nicht mehr ausreichen, durch Heuchelei die Wachsamkeit seiner Feinde zu täuschen.

Als Voltaire von der Source zurückkehrte, war in ihm der englische Deismus der französischen Nation eingeimpft.

---

[1] Vgl. De Kervan, Voltaire, p. 43.

4. Finanzielles. Reise nach Holland.

1722—1723.

Die Gelegenheit, Bolingbroke's Lehren in Anwendung zu bringen, ließ nicht lange auf sich warten. Am 1. Januar 1722 starb der alte Notar Franz Arouet. Der Sohn wohnte mit seinem Bruder Armand dem Leichenbegängniß bei, redet aber sonst in den Briefen aus jener Zeit nicht weiter von dem Verlust, der ihm wahrscheinlich keine Thränen kostete. Um so öfter kommt dafür die Erbschaftsangelegenheit und der Proceß zur Sprache, den er ihretwegen führen mußte. Bis zum letzten Augenblick hatte nämlich der Vater sehr viel Kreuz mit seinen „beiden Narren" gehabt und Bedenken gehegt, ihnen, obgleich sie volljährig waren, den Besitz der Erbschaft ohne Weiteres zu überlassen; in der Person des Präsidenten de Nicolai hatte er ihnen daher einen Vormund gegeben, ja, um diese Maßregel wirksamer zu machen, denselben geradezu als Universalerben eingesetzt [1]. Das war gegen die Erwartung Voltaire's, der sein Vermögen selbst verwalten wollte; er strengte also einen Proceß gegen den unbequemen Vormund an und gewann denselben nach drei Jahren. Die Erbschaft, die ihm ausbezahlt wurde, belief sich nach seinen eigenen Worten auf 4250 Franks Rente. Dieses Kapital legte er sofort bei der „indischen Gesellschaft" an, welcher er bereits andere Gelder anvertraut hatte; denn trotz seines ausgelassenen Treibens hatte er sich doch bereits im Stillen ein kleines Vermögen erworben.

In früherer Jugend war er wohl bisweilen in Geldnoth gekommen, wenn er es seinen reicheren Genossen im Aufwand gleichthun wollte. Da hatte er freilich an die Thüren der Juden geklopft; schon mit 13 Jahren unterzeichnete er einen Schuldschein von 500 Francs, läugnete ihn aber später so lang es ging beharrlich ab; über eine andere Anleihe berichtet er uns in seinen Briefen vom Jahre 1721, über eine dritte Schuld-

[1] So erklärt sich auch, was Lepan in seinem „Leben Voltaire's" sagt, der Vater habe seinen zweiten Sohn enterbt.

verschreibung bei einem berüchtigten Wucherer erzählt er in der Einleitung zum Dépositaire. Wenn er sich jedoch in der äußersten Noth einige Male von den Juden prellen ließ, so wußte er es bald so einzurichten, daß er selbst Kapitalist wurde und den erlittenen Schaden mit Zinseszinsen einbrachte; neben den Jugendschulden treten bald die Jugendspeculationen in den Vordergrund. Allerdings forderten die damaligen Finanzverhältnisse in Frankreich geradezu einen schlauen Kopf zu allerlei Manschereien und gewagten Speculationen heraus.

Die französischen Staatsfinanzen befanden sich beim Tode Ludwig' XIV. in kläglichstem Zustande. Der Regent und seine Minister mußten auf diesen Punkt ihr Augenmerk richten, wenn Frankreich überhaupt in Europa seine Bedeutung bewahren sollte. Man begann mit der Verringerung des Armeebestandes und einer Verminderung oder theilweisen Einziehung der Pensionen. Viel versprach man sich ebenfalls von der Niedersetzung einer Gerichtskammer zur Vermögensconfiscation und weiteren Bestrafung derer, die unter der früheren Regierung mit den Staatsgeldern übel gewirthschaftet hatten. Das Volk spendete dieser Maßregel seinen Beifall, weil es eben Alles, was den Schein einer strengen Gerechtigkeit für sich hat, liebt und gerne jene gedemüthigt sieht, von denen es geplagt wurde. Aber im Grunde war die Justizkammer vom Übel. Den gemeinsten Denunciationen war Thür und Thor geöffnet, und es begann ein förmlicher Schacher um eine bestimmte Loskaufssumme. Diese Summe selbst war meistens sehr gering, während um so mehr den Cavalieren und Hofdamen zu bezahlen war, welche beim Regenten ihren Einfluß zu Gunsten der Beschuldigten geltend machten. Den bedrohten Finanzmännern war natürlich die Justizkammer ein Dorn im Auge. Einige der am meisten Compromittirten baten Voltaire, die unliebsame Einrichtung in einer Satire zu geißeln. Bald erschien denn auch eine anonyme Ode, welche den Zweck hatte, „das infame Tribunal zu schmähen, das Frankreichs Elend vollendete“ [1]. Die feurige, geradezu revolutionäre Sprache dieses Gedichtes drückte der Justizkammer so unauslöschlich den Stempel der Tyrannei und der Immoralität auf, daß es unmöglich war, sie länger beizubehalten. Ein solcher Dienst forderte einen Lohn, und die erlösten Finanzbeamten scheinen sich nicht karg bewiesen zu haben. Ein neuerer Schriftsteller sagt, daß der Lohn, den Voltaire für dieses Gedicht empfangen habe, das erste goldene Ei seines

---

[1] Oeuvres, La Chambre de Justice.

künftigen Reichthums gewesen sei[1]. Thatsache ist, daß Voltaire bereits 1719 eine ziemliche Summe Geldes in der „indischen Gesellschaft" angelegt hatte[2].

Nach dem mißlungenen Versuche mit der Justizkammer sann der Regent auf andere Mittel. Mit dem schottischen Schwindler Law begann für das arme erschöpfte Land die „Periode der Gründungen". Ohne auf Einzelheiten einzugehen, die unserem Gegenstand ferne liegen, begnügen wir uns mit der Schilderung, welche Bissing in seinem Werke: „Frankreich unter Ludwig XVI." entwirft.

„Paris glich in jenen Tagen einem Tollhause. Kein Mensch sprach mehr von etwas Anderem, als von dem System Law's, von Mississippi-Actien, Goldminen, Credit und Papiergeld. Auch die Provinzen wollten nicht zu kurz kommen; wer etwas zu geben hatte, eilte nach der Hauptstadt, um des großen Glückes theilhaftig zu werden, sein hartes Geld gegen das gewinnreiche Papier einzutauschen. Tausende drängten sich von Morgens bis Abends an den Thüren der Bank, und die Beamten derselben hatten die größte Mühe, die Rasenden durch die Erklärung zufrieden zu stellen, man möge sich doch beruhigen, es werde Jedem nach der Reihe sein Geld schon abgenommen ... Die nie ruhende Fama trug aber unterdessen das Wort der Unglückspropheten in stets weitere Kreise, und eines Tages konnte man auf allen Gesichtern die verhängnißvolle Frage lesen: ‚Wie, wenn wir beschwindelt wären?!' — Die Actien fallen, und in Folge davon drängt bald Alles in fieberhafter Angst nach der Bank, um die Scheine wieder los zu werden. Aber die Zahlungen sind rasch erschöpft. Vergeblich sind jetzt alle Mittel der brutalsten Gewalt, zu denen man seine Zuflucht nimmt, vergebens auch die Verlockungen durch beispiellose Erhöhung der Dividenden — das System ist unrettbar verloren. Law flieht und der Bankerott liegt am Tage. Tausende von Familien kamen an den Bettelstab; es war nur ein Schrei des Jammers und der Entrüstung durch ganz Frankreich."[3]

Die Schilderung ist nicht zu dunkel, Voltaire selbst bestätigt an vielen Stellen seiner Werke ihre Wahrheit. Er hatte das Unsichere und Tolle des Systems von vornherein erkannt und oftmals seine Freunde darauf hingewiesen. Indem er aber den Schotten auf seine und der Armen Gefahr ruhig fortwirthschaften ließ, trug er Sorge, in dem einmal getrübten Wasser der öffentlichen Verhältnisse mit möglichst vielem Nutzen auf eigene Faust zu fischen. Die Bank Law's und die Mississipi-Actien waren nicht die einzigen Gründungen jener Zeit. Wer dem Regenten

---

[1] M. Desnoiresterres, Étapes de Voltaire.
[2] Brief an Mad. de Bernières, 1719.
[3] Bissing, Frankreich unter Ludwig XVI. Freiburg 1872. S. 15 f.

irgendwie Hebung des Wohlstandes, Credites u. s. w. in Aussicht stellte, erhielt ohne viele Mühe ein Privilegium für das gewagteste Unternehmen, besonders wenn er bei Hofe einflußreiche Gönner besaß. Voltaire hatte deren am Herzog von Richelieu und dessen Freundinnen, und da der Herzog selbst durch seinen großartigen Aufwand nicht selten in Geldnoth kam, so traten Voltaire und Richelieu zu manchem Geschäfte zusammen. Natürlich wissen wir heute nicht mehr genau, worin die Unternehmungen bestanden, denn alle ihre Chancen beruhten eben auf der Heimlichkeit. So wurde Voltaire noch im Jahre 1719 Actionär in einer neugegründeten Gesellschaft, welche eine „Judenkasse" (caisse de juiverie) einrichtete. In einem anderen Falle von bedeutender Tragweite spielte er sogar die Hauptrolle. Es handelte sich um die Pacht gewisser Zölle, und dießmal scheint er die Mitbetheiligten vollständig in seiner Gewalt gehabt zu haben. Er schreibt ganz zuversichtlich, „man könne ihn nicht mehr umgehen, und sollte man es dennoch wagen, so würde sein Credit bei gewissen Personen mächtig genug sein, um das ganze Unternehmen zum Scheitern zu bringen". Er beeilt sich nicht einmal, auf das Drängen Richelieu's nach Paris zu kommen und die Geschäfte einzuleiten. „Sie sagen, daß wenn ich heute, Donnerstag, nicht in Paris bin, der ganze Handel für mich verloren ist. Sagen Sie aber Ihren Herren, daß der Handel in diesem Falle nur für *sie* allein verloren wäre, daß man mir das ausschließliche Privileg versprochen hat, und ich mir gegebenen Falles jene Gesellschaft wählen werde, die mir am besten gefällt . . . Die Herren von der Salzsteuer können ruhig noch acht Tage warten," denn Voltaire war eben in Vaux-Villars bei der Marschallin. In demselben Briefe ist noch eine andere Finanzoperation dunkel angedeutet, welche bedeutend mehr versprach, und für welche Richelieu ebenfalls vom Regenten ein Privilegium besaß [1]. Noch einmal: „Wir wissen nicht, worin das Geschäft bestand, denn die Dunkelheit war vor Allem nothwendig, um die schmachvollen Manipulationen mit Staatsgeldern zu verhehlen." [2]

So hatte Voltaire fleißig den ersten Rath Bolingbroke's auszuführen gesucht, und fast der Erste seiner Art, war er ein Dichter und Actionär zugleich geworden. Das konnte ihm jedoch nicht genügen.

---

[1] Vgl. hierzu Lettres inédites recueillies par M. de Cayrol. Paris 1856. I. p. 2—5.

[2] Maynard, I. S. 107.

An dem englischen Lord und dessen Freunden hatte er staunend wahrgenommen, wie in anderen Ländern ein literarisches Genie nicht bloß auf Theatern oder in schöngeistigen Salons sein Wort zu sprechen wagt, sondern auch in den Versammlungen der Volkslenker oder in den Cabineten der Politiker seine Stimme erheben kann. Durfte also nicht auch Voltaire sein Glück in der Diplomatie versuchen?

An der Spitze Frankreichs stand damals als allmächtiger Minister ein Mann, der viel besser war, als sein Ruf, zu dessen Trübung Voltaire selbst nicht am wenigsten beigetragen hat. Von armen Eltern geboren, war Wilhelm Dubois als Knabe nach Paris gekommen und hatte sich durch Energie und Geschicklichkeit zum Erzieher des Herzogs von Orléans emporgearbeitet, der ihn zum Lohne während seiner Regentschaft zum ersten Minister ernannte. In seiner verwahrlosten Jugend ziemlich ausschweifend, erkrankte Dubois auf einer Reise nach Holland 1716, und diese Krankheit bewog ihn, von jenem Augenblick an „außerordentlich keusch und mäßig zu leben". Vier Jahre nach dieser Lebensänderung wurde er zum Priester und Erzbischof von Cambrai geweiht und zum Cardinal ernannt. Tressan, der Bischof von Nantes, und der berühmte Massillon konnten ihm mit gutem Gewissen das erforderliche Zeugniß eines reinen Lebens und der nothwendigen theologischen Kenntnisse geben. Der tugendhafte und umsichtige Fenelon empfiehlt in einem seiner Briefe den Abbé Dubois als einen seiner intimen Freunde — ein Beweis, daß bereits früher die Sitten des nachherigen Cardinals bei Weitem nicht so scandalös waren, als Saint Simon oder Voltaire und nach ihnen fast die meisten Geschichtsschreiber uns glauben machen wollen [1]. Als Diplomat wird Dubois fast höher als Richelieu geschätzt, und wären ihm die Zeitumstände günstiger gewesen, so hätte er vielleicht Frankreich zu einer solideren Stellung gebracht, als Richelieu oder Mazarin. Er starb vor Überanstrengung und hinterließ, ein Zeichen seiner Uneigennützigkeit, ein höchst unbedeutendes Vermögen.

Bei diesem gewandten Menschenkenner und Diplomaten suchte Voltaire zuerst durch eine höchst schmeichelhafte Epistel sich in Gunst zu setzen

[1] Vgl. über Cardinal Dubois: Picot, Mélanges de philosophie, d'histoire, de morale et de littérature, t. VIII. p. 176. Rohrbacher, Histoire de l'Église, Livr. 88, § 7. — Auch in manchen katholischen Handbüchern und Encyklopädien wird ruhig das verdammende Urtheil über Dubois ausgesprochen. Ein Heiliger mag er nicht gewesen sein, aber so „schamlos", als man ihn macht, war er noch viel weniger.

(1721)[1], dann deutete er ihm seinen Wunsch an. Aber der ersehnte Auftrag wollte nicht kommen. Daher suchte der Dichter sich selbst eine politische Beschäftigung, durch deren glückliche Erledigung er den Cardinal von seinem Eifer und seiner Fähigkeit zu überzeugen hoffte. Er gab sich daran, alle möglichen Erkundigungen über einen gewissen Juden Salomon Levi einzuziehen, der als Spion zwischen Deutschland und Frankreich ab- und zuging. Was er über diese Persönlichkeit auftreiben konnte, stellte er fleißig zusammen und übergab dem Cardinal am 28. Mai 1722 eine ausführliche Denkschrift, in der er sich am Schluß anheischig machte, den Spion dieses Spions zu spielen und demselben auf Schritt und Tritt durch Deutschland zu folgen. Auch diese Denkschrift blieb unbeachtet.

Bei seinen diplomatischen Anerbieten verfolgte Voltaire jedoch eine Nebenabsicht; er wünschte nämlich auf Staatskosten eine Reise nach Brüssel zu machen, um den dort lebenden Dichter J. B. Rousseau zu besuchen. Aber was ihm durch die Diplomatie nicht gelang, das ermöglichte ihm die Freigebigkeit der Frau von Rupelmonde. Diese, eine ebenso glaubens- als sittenlose Dame — in damaligen Vaudevilles und Spottliedern wird sie wegen ihrer freien Sitten gefeiert —, hatte an dem Dichter Geschmack gefunden und ihn eingeladen, sie nach den Niederlanden zu begleiten. Im

[1] Es ist nicht uninteressant, an einem Beispiel zu zeigen, wie Voltaire in seinem Urtheil über die Menschen seinen poetischen Mantel nach dem Winde hängte:

1719 heißt es von Dubois: „Die Seele Richelieu's . . . hat den weisen Dubois gesehen, und zum ersten Male fühlte sie Neid." „Auf außerordentlichen Wegen in wohlüberlegten Schritten führt dein (Dubois) erhabener Geist das Geschick Frankreichs" u. s. w. (Épître au Cardinal Dubois.)

1722. „Gedenken Sie bisweilen eines Menschen (Voltaire), der in Wahrheit nur den Schmerz hat, Ihre Eminenz nicht so oft unterhalten zu können, als er es wünschte, und der von allen Gnaden, die Sie ihm gewähren können, die Ehre Ihrer Unterhaltung als die schmeichelhafteste ansieht." (Brief vom Juli 1722.)

„L'abbé Dubois, ...
Mit sur son front, très-atteint de folie,
La même mitre, hélas! qui décora
Ce Fénelon, que l'Europe admira."
(Les chevaux et les ânes.)

„Unter dem Ministerium Dubois war Alles ruhig und lächerlich." (Histoire du Parlement. ch. 62.)

„Ses mœurs, ses débauches, ses maladies, qui en étaient la suite, sa petite mine et sa basse naissance jetaient sur lui un ridicule ineffaçable." (Ibid.)

Juni 1722 wurde die Reise angetreten; die Frucht dieser gemeinsamen Fahrt und der auf derselben geführten philosophischen Gespräche liegt uns vor in einem berühmten Gedichte, das zum ersten Male „auf einigen Seiten und in sehr schönen (?) Versen die stärksten (?) Einwürfe gegen das Christenthum zusammenstellen, sowie auch die Antworten geben wollte, welche die überzeugten oder politischen Frömmler jenen Schwierigkeiten entgegenstellen (?). Das berühmte (?) Glaubensbekenntniß des savoyischen Vicars (von J. J. Rousseau) soll nur ein beredter Commentar dieses Gedichtes sein" [1]. Wir haben hier gleichsam das Programm, die Quintessenz der Encyklopädie, eine der ersten überlegten Manifestationen des Voltaire'schen Unglaubens; das Gedicht verdient daher eine nähere Beachtung.

Seinem späteren Titel „Für und Gegen" [2] entsprechend, zerfällt es in zwei Haupttheile, einen Beweis gegen und einen für das Christenthum. So ist anscheinend alle Voreingenommenheit vermieden, und mit objectiver Gleichgültigkeit ladet der Dichter die Freundin ein, nach ihrem besseren Wissen und Gewissen zu wählen:

„Du willst also, schöne Uranie, daß ich auf deinen Befehl als ein neuer Lucrez mit kühner Hand vor deinem Blick des Aberglaubens Binde zerreiße, vor deinen Augen das gefährliche Bild entwerfe der heiligen Lügen, von denen die Welt angefüllt ist, mit meiner Philosophie dich das Grauen des Grabes und die Schrecken des anderen Lebens verachten lehre. Glaube nur nicht, daß ich, vom Irrthum meiner Sinne berauscht, als profaner Schänder meiner Religion wie ein Wüstling das Gesetz vernichten will, welches meine Ausschweifungen verdammt. Komme, dringe ein mit mir in die Tiefen des Heiligthums eines Gottes, den man uns verkündigt und dennoch verbirgt. Ich will diesen Gott lieben, suche in ihm meinen Vater; man zeigt mir aber in ihm einen Tyrannen, den ich hassen muß. Er schuf die Sterblichen nach seinem Ebenbild — um sie tiefer zu erniedrigen; er gab uns schuldige Herzen, um das Recht zu haben, uns zu strafen! [3] Er gab uns den Hang zur Lust, um besser uns mit unaussprechlicher Qual zu peinigen, die selbst ein Wunder ewig macht. Kaum hatte er den Menschen geschaffen, da gereut es ihn schon, als hätte der Meister seines eigenen Werkes Fehler nicht vorhergesehen. Blind in

---

[1] Avertissement des Éditeurs de Kehl.

[2] Früher hieß es: Épître à Uranie oder Épître à Julie.

[3] Vergleiche Göthe's Lied:

. . „Ihr führt in's Leben uns hinein
Und laßt den Armen schuldig werden,
Dann übergebt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden."

seinen Wohlthaten, blind in seinem Zorn, vernichtet er uns Alle, nachdem er uns kaum hat geboren werden lassen." ... In derselben Weise geht es weiter über die Geschichte nach der Sündfluth bis zur Menschwerdung, die in gotteslästerlicher Frivolität erzählt wird. Es folgt dann die Schwierigkeit, warum trotz des Todes Christi nicht alle Menschen gerettet und besonders warum die Heiden so ungerecht behandelt werden, da sie doch unmöglich von dem „idumäischen Zimmermann" wissen können. Nach dieser Ausführung ruft der Dichter entrüstet aus:

„Nein, ich erkenne nicht in diesem Zerrgebilde
 Den Gott, dem ich Verehrung schulde;
Ich glaubt' vielmehr ihn zu beleid'gen
Durch solchen Unverstand und solchen Ehrendienst!

O Gott, zu dem ich fleh', o hör' aus Himmelshöh'n
 Den Ruf der tiefgefühlten Klage.
Nicht darf's mißfallen dir, wenn ich ungläubig bin,
 Mein Herz ist offen deinen Augen;
Die Thoren lästern dich, und ich verehre dich:
Ich bin kein Christ — doch nur — um besser dich zu lieben!!"

Damit ist der erste Theil, das „Gegen", abgethan; nun folgt ziemlich kurz das „Für". „Christus erscheint dem Dichter mit einem Kreuz auf der Wolke, zu seinen Füßen der besiegte Tod. Er tritt glorreich aus den Höllenpforten hervor, sein Reich ist angekündigt durch Propheten, sein Thron mit Martyrerblut besiegelt; alle Schritte seiner Heiligen sind Wunder, ihnen verspricht er unendliche Güter; seine Beispiele sind heilig, seine Moral ist göttlich; er tröstet im Stillen die Herzen, die er erleuchtet, und bietet für die höchsten Übel einen Trost, und wenn er auf Täuschung seine Lehre aufbaut, so ist es immerhin noch ein Glück, von ihm getäuscht zu werden!!"[1]

Nach diesem Gegenbild soll „die schwankende Uranie die dunkle Wahrheit suchen. Bedenke, daß die ewige Weisheit des Allerhöchsten mit eigener Hand auf den Grund deines Herzens die Naturreligion geschrieben hat. Glaube, daß die naive Einfalt deines Geistes nicht ewig von ihm gehaßt wird ... Glaube, daß ein bescheidener Bonze und ein humaner Derwisch eher Gnade finden vor ihm, als ein unerbittlicher Jansenist oder ein ehrsüchtiger Papst. ... Wenn Gott beleidigt werden kann, so geschieht es bloß durch Ungerechtigkeiten. Gott richtet uns nur nach unseren Tugenden und nicht nach unseren Opfern".

Das wäre also der „erste Schuß gegen die Festung der Kirche", das Credo der „Philosophie" in seiner ursprünglichen Form. Es ist freilich weder sehr positiv, noch sehr solid, aber das mag die Schuld der

---

[1] „Et si sur l'imposture il fonde sa doctrine,
C'est un bonheur encore d'être trompé par lui."

Eltern dieses Kindes sein, und von einer Buhlerin und einem jungen Wüstling dürfen wir kaum Besseres erwarten. Das Seltsamste ist nur seine Form, die, dem Zweifelsystem Bayle's abgelauscht, von der vielgerühmten philosophischen Unparteilichkeit der Encyklopädisten so stark angewendet wurde. Aber dieses Gedicht zeigt auch, wie die ganze Unparteilichkeit nur Täuschung ist, denn während auf der einen Seite in 81 Versen die Einwürfe mit möglichster Schärfe vorgebracht werden, sind die sogenannten Antworten, die weder „ein überzeugter noch ein politischer Frömmler" je gegeben hätte, möglichst kurz in 15 Versen abgemacht. Dann ist es freilich leicht, zu sagen: „Nun wähle die dunkle Wahrheit!"

Unter so tiefsinnigen Gesprächen kamen die beiden Reisenden nach Brüssel, und daß die Moral dem philosophischen Dogma entsprach, beweist Voltaire's Brief an Thieriot vom 11. September 1722, dessen Inhalt wir anstandshalber verschweigen. Daher will es uns auch mehr als wahrscheinlich dünken, was J. B. Rousseau erzählt: „Als ich bei dem Gouverneur zu Mittag speiste, frug mich Graf Lamoy, wer denn jener Mensch gewesen, den er soeben in der Kirche des Sablons gesehen und der durch seine Unanständigkeiten während des Gottesdienstes alle Leute so sehr geärgert habe, daß das Volk auf dem Punkte war, ihn zur Thür hinauszuwerfen. Einige Augenblicke später erfuhr ich durch ein Billet Voltaire's, daß er es gewesen, der um Mitternacht angekommen sei und durch sein edles Auftreten seine Ankunft angemeldet habe."

Wie oben angedeutet, hatte Voltaire die Reise nach Brüssel gewünscht, um mit J. B. Rousseau zusammenzutreffen; über diesen auch fernerhin mit Voltaire's Lebensgeschichte verknüpften Dichter müssen wir ein paar Worte einschalten. Er wurde am 10. April 1670 zu Paris geboren; obgleich der Sohn armer Eltern — sein Vater war Schuhmacher —, erhielt er doch eine gute Erziehung und studirte im Collegium der Jesuiten, unter deren Leitung er sich eine seltene Gewalt über die Sprache erwarb. Seine ersten Erfolge verleiteten ihn, sich ganz der Literatur zu widmen — zu seinem Unglück! Nicht zufrieden mit dem fleckenlosen Ruhm, den ihm seine „Psalmen" und religiösen Oden beim Hofe eintrugen, wollte er auf dem Theater und in den Salons nicht hinter seinen Kunstgenossen zurückbleiben. Allein weder für den Kothurn, noch für die Komödie, noch für das leichte Lied war er gemacht; seine Versuche fanden keinen Anklang. Dieser Mißerfolg reizte ihn um so mehr, als er ihn theilweise auf Rechnung der Intriguen schreiben zu dürfen glaubte, welche man gegen ihn wegen seiner frommen Lieder angezettelt

hatte. Er wollte sich durch Parodien rächen, welche er über neuerschienene Gedichte veröffentlichte; dabei aber geschah es, daß man ihm auch solche Parodien zuschrieb, an denen er ganz unschuldig war. Dadurch kam es zu verschiedenen Processen, deren schließliches Ende war, daß er zur ewigen Verbannung verurtheilt wurde (1712). Er floh nach Solothurn, ging von dort zum Prinzen Eugen nach Wien und zuletzt, nachdem er auch dessen Gunst verscherzt hatte, nach Brüssel.

Als ihm 1716 die Erlaubniß zur Heimkehr in Form einer Begnadigung angeboten wurde, nahm er sie nicht an, sondern verlangte eine Revision des Processes. „Ich liebe Frankreich," sagte er, „aber mehr noch liebe ich meine Ehre und die Wahrheit." So lebte er in Brüssel in ziemlich dürftigen Verhältnissen, einzig von den Wohlthaten einiger reichen Freunde, die ihm sein poetisches Talent erworben hatte. Dieses poetische Talent war es, was den verbannten Dichter dem jüngeren Voltaire so werth machte. Beide kannten sich aus jener Zeit, wo Voltaire noch bei den Jesuiten studirte und von diesen dem schon berühmten Odendichter als ein keimendes Talent vorgestellt worden war. Seit jenem Augenblick hatte Rousseau auch in der Fremde der poetischen Entwicklung Voltaire's eine liebevolle Aufmerksamkeit geschenkt, und dieser seinerseits in mehreren Briefen seine tiefste Hochachtung, seine dankbare Liebe und seine unterwürfige Lernbegierde gegen den älteren Dichter ausgesprochen. Trotz aller Fehler und Mängel hatte Letzterer ein anerkanntes Verdienst vor allen Poeten seiner Zeit, das auch der strenge Boileau in seinen alten Tagen noch offen gerühmt hatte. Keiner nämlich besaß wie Rousseau eine so harmonische Sprache, einen so stolzen und geschmeidigen Versbau. So versprach sich denn Voltaire von diesem Meister manchen nützlichen Wink und manche Andeutung zur Verbesserung seines großen epischen Gedichtes über Heinrich IV., das er seit mehreren Jahren bereits unter Händen hatte.

Nachdem also Voltaire sich, wie oben erzählt, bei Rousseau angemeldet hatte, wurde er von diesem zu mehreren vornehmen Gönnern geführt, „stieß aber auch hier durch seine Frechheit und Anmaßung ungemein an". Elf Tage blieben sie zusammen, während deren Voltaire dem „Meister" die bereits fertigen Bruchstücke der „Henriade" vorlegte und sich ein Urtheil darüber erbat. Rousseau fand die Dichtung in Plan und Ausführung sehr schön, nur „die bissigen und ungerechten Declamationen gegen Kirche, Papst und Klerus" mißfielen ihm und mußten nach seiner Meinung ausgemerzt werden, da schon vom rein ästhetischen Standpunkt

ein Epos keine Satire sei. Voltaire nahm die Kritik gut auf und schied in bester Freundschaft, um mit Frau von Rupelmonde seine Reise nach dem Haag fortzusetzen. Hier langten sie im October an und wurden großartig empfangen. Voltaire erzählt, wie seine Zeit zwischen Festen und dem „Gedicht" schnell dahin gehe und wie er sein einziges Vergnügen daran habe, „die Rabbiner, Wiedertäufer, Calvinisten, Arminianer, Socinianer u. s. w. in religiöse Dispute zu verwickeln, wo sie dann Alle herrlich durcheinander redeten und im Grunde auch Alle Recht hätten". In Holland fand sich in der That um jene Zeit ein seltsames Amalgam von allen Secten und Ketzereien; die Verwesung hatte sich hier fast zuerst am protestantischen Körper offenbart. Wir erinnern nur an jene seltsame Dreiheit: Jurieu (1637—1713), Bayle (1647—1706), Spinoza (1632—1677). Jurieu rief: „Die Gesammtheit aller Secten ist die Kirche Christi"; Bayle sprach: „Die Gesammtheit aller Zweifel ist die Vernunft des Menschen"; Spinoza folgerte: „Die Gesammtheit aller unvollkommenen endlichen Wesen ist das vollkommene unendliche Wesen, Gott." Jeder von den Dreien hatte seinen Satz in ein wissenschaftliches System gebracht, Schüler gebildet und durch Bücher auch in den weitesten Kreisen Propaganda angestrebt. Voltaire neigte durch persönliche Anlage am meisten zum Zweifelsystem Bayle's, dem er so trefflich sein „Für und Gegen" abgelauscht hatte. Wann Voltaire zum ersten Male das in der Entwicklung des Unglaubens so epochemachende Werk des exilirten Apostaten[1] gelesen habe, steht nicht fest, aber wir dürfen annehmen, daß er es bereits um diese Zeit kannte; jedenfalls ist sicher, daß es nicht wenig zu seiner glaubenslosen Geistesrichtung beigetragen hat. Obgleich wegen seines bedeutenden Umfanges und seiner unbeschreiblichen Formlosigkeit nur sehr wenig in Frankreich verbreitet, hatte doch einige Jahre nach seinem Erscheinen (1697) das „historische kritische Dictionnaire" in einzelnen Gesellschaften, besonders bei den Freunden des Temple, eine günstige Aufnahme gefunden. „Es wurde aus mehr als einer Ursache gesucht," bemerkt Picot, „besonders sind die zahlreichen Obscönitäten eines der größten Anziehungsmittel gewesen."[2] So mag denn auch Voltaire den „wolkenversammelnden Zeus", wie Bayle sich nannte, schon in Paris gefunden

[1] Bayle war zum Katholicismus aus Überzeugung übergetreten, aber nach 17 Monaten aus Rücksichten für seine Familie wieder abgefallen und wurde in Folge dessen aus Frankreich verbannt.

[2] Mémoires I. Einl. 86.

haben; wie sehr er ihn aber in der Folge studirte, copirte und fortsetzte, zeigen die eigenen späteren Werke am besten. Bayle steht somit zwischen dem paradoxalen Montaigne und dem glühenden Vorkämpfer des Unglaubens, Voltaire, er leitet durch seine Zweifel naturgemäß das sechzehnte Jahrhundert zum achtzehnten über.

Im Haag, einem der Knotenpunkte der religiösen Wirren Hollands, fand Voltaire ein recht schönes Feld für die Bestätigung seiner späteren Lieblingsthese vom Fanatismus der Religionen, indem er hier jede Secte die andere verfolgen und verdammen sah. Dieser Anblick freute ihn so, daß er durch Intriguen die Ausbrüche dieser Intoleranz noch vermehren wollte, aber einmal wäre ihm das beinahe theuer zu stehen gekommen. Er hatte nämlich zwei holländische Gelehrte, Basnage und Le Clerc, in einen blutigen Kampf hineingehetzt, der schon auf dem Punkte war, einen tragischen Ausgang zu nehmen, als noch im letzten Augenblick die Gegner das geheime Spiel Voltaire's zufällig entdeckten und nun allen Zorn gemeinsam gegen ihn kehrten. Dadurch sah er sich genöthigt, möglichst bald ein so gefährliches Feld zu räumen und nach Brüssel zurückzukehren.

Rousseau hatte von dem Streich gehört und schaute deßhalb mit einigem Unbehagen der Ankunft des Störenfrieds entgegen, nahm ihn übrigens wie das erste Mal freundlich auf. „Aber der Name Rousseau war für Voltaire von keiner guten Vorbedeutung. Wie später Jean Jacques, so wurde damals Jean Baptiste mit einem Mal sein erbitterter Gegner.“ Der Anlaß der Feindschaft ist schwer zu bestimmen, schreibt doch Voltaire selbst: „Ich könnte wirklich nicht angeben, welches der Grund jener öffentlichen Entzweiung zwischen diesen zwei berühmten Männern war. Sehr wahrscheinlich war es einzig die unglückselige Eifersucht, welche immer jene verfeindet, die nach denselben Ehren streben.“ An einer andern Stelle meint er, nicht Eifersucht, sondern gekränkter Stolz habe Rousseau gegen ihn aufgebracht. Als dieser ihm nämlich seine „Ode an die Nachwelt“ vorgelesen, habe Voltaire behauptet, eine solche Ode werde wohl nie an ihre Adresse gelangen. Inde irae! Indeß wie Strauß mit Recht bemerkt, war diese Antwort Voltaire's derart, daß man sie nur Jemanden in's Gesicht sagt, mit dem man schon zerfallen ist. Wir sind somit auf die Erzählung Rousseau's angewiesen, die auch Voltaire im Wesentlichen zugesteht. — Nach dieser Erzählung las Voltaire auf einer Spazierfahrt dem Freunde das „Für und Gegen“ in seiner ursprünglichen Gestalt vor, und unterdrückte nicht einmal jene Stelle, in welcher das

Wort infâme dem Namen des Heilandes beigegeben war. Entrüstet über diese Gotteslästerung unterbrach Rousseau die Lesung und drohte sofort den Wagen zu verlassen, falls Voltaire nicht ein anderes Gespräch beginne. Voltaire fügte sich und bat sogar den Odendichter, doch ja nichts über diese Verse laut werden zu lassen [1].

Obgleich einige Tage darauf die beiden Dichter noch nicht als erklärte Gegner schieden, war dennoch der Grund zu einer jener literarischen Feindschaften gelegt, die in Voltaire's Leben „eine so große und widerwärtige Rolle spielten, indem er . . . einmal gereizt, sich immer mehr in die Leidenschaft hineinhetzte, und dann . . . sich ohne Unterschied aller Waffen bediente, durch die er dem Andern wehe thun, ihn als Schriftsteller und Menschen vernichten zu können glaubte. Wenn ich erwähne, daß er in der Folge Rousseau gerne daran erinnerte, wie dessen Vater der Schuhmacher des seinigen gewesen, so wird man schon mehr als genug haben, obwohl es noch lange nicht die häßlichste Wendung in diesem Kampfe ist.“ [2]

Im Spätherbst kehrte Voltaire mit seiner Begleiterin nach Paris zurück. Trotzdem er Rousseau gebeten hatte, von dem „Für und Gegen“ nicht zu sprechen, vermochte er selbst in seiner Dichtereitelkeit nicht von dieser kühnen Geistesthat zu schweigen. Abschriften des Gedichtes, die er verbreitete, zogen ihm selbst von Freunden manche Unannehmlichkeiten zu, da nicht alle im Unglauben so weit fortgeschritten waren, daß sie Christus den „Infamen“ nennen ließen. Der Dichter sah sich genöthigt, mehrere der anstößigsten Ausdrücke zu ändern, ehe er das Gedicht drucken ließ. Allein trotz der Milderungen erregte es bei seinem Erscheinen (1732) auf allen Seiten Widersprüche. Der Erzbischof Ventimille erhob Klage wegen Gotteslästerung, und der Dichter wurde vor den Polizei-Lieutenant citirt. Er fand nichts einfacher, als seine Autorschaft zu läugnen und

---

[1] Als Rousseau in späterer Zeit diese Erzählung veröffentlichte, wußte Voltaire ihr nichts Anderes als einige Witze entgegenzustellen. So wirft er Rousseau vor, von dem Verfasser der „Moïsade“ sei doch wohl nicht zu erwarten, daß er sich über das „Für und Gegen“ geärgert habe, und doch wußte Voltaire am besten, daß nicht Rousseau der Auctor der „Moïsade“ war. Übrigens, meint Voltaire, sei von einem Menschen wie Rousseau, dessen Name in den Registern der Polizei figurire, nichts zu fürchten. Voltaire scheint vergessen zu haben, ja er läugnet geradezu, daß sein eigener Name sammt seinem physischen und moralischen Signalement in die Polizei-Acten eingetragen war und noch wiederholt eingetragen werden sollte. Vgl. Maynard, I. S. 115—120.

[2] Strauß, S. 20.

den unlängst verstorbenen Chaulieu als Verfasser des Gedichtes anzugeben. Der Todte konnte sich nicht vertheidigen, und der Polizei-Lieutenant that, als glaube er der Aussage Voltaire's; nur bemerkte er hämisch lächelnd, in Criminalangelegenheiten sei es bisweilen sehr gefährlich, sich des Namens eines Andern zu bedienen. Voltaire verstand, lachte und ging.

---

5. Übermuth und Züchtigungen. Die Bastille.

1723—1726.

Ein Auctor des 18. Jahrhunderts erzählt, daß man seit einer gewissen Zeit die starken Stöcke „Voltaires“ nannte, um sie von den leichteren spanischen Rohrstöcken zu unterscheiden. Ebenso sagte man anstatt „Einen durchprügeln“ einfach „Jemand voltairisiren“ [1]. Diese gewiß seltsamen Redensarten hatten ihren geschichtlichen Ursprung.

Seit seiner Befreiung aus der Bastille bewahrte Voltaire einen unüberwindlichen Haß gegen den Mann, dessen Angeberei ihn in das Gefängniß gebracht hatte. Dieser Mann, Beauregard, war aber unterdessen bedeutend im Ansehen gestiegen und ein einflußreicher Agent des Kriegsministers Le Blanc geworden, dem auch Voltaire den Hof machte, um zu einer politischen Stellung zu gelangen. Eines Tages trafen Beauregard und Voltaire vor der Wohnung des Ministers zusammen, und der Dichter konnte sich nicht enthalten, dem Offizier einige beleidigende Worte zu sagen. Beauregard ließ ihn reden und stieg in das Hotel des Ministers hinauf; Voltaire folgte ihm bis in das Cabinet Le Blanc's und rief: „Daß man Spione bezahlt, wußte ich; aber daß man sie an Ministertafeln speisen läßt, ist mir neu.“ Le Blanc, höchst empört über diese Frechheit, stimmte seinem Agenten bei, als dieser von einer Züchtigung Voltaire's redete, nur mahnte er, sie heimlich vorzunehmen. Dieser Mahnung eingedenk, ließ Beauregard eines Abends den Dichter auf der Sèvresbrücke durchprügeln und sogar im Gesichte zeichnen. Wer der nächtliche Angreifer gewesen, konnte für Voltaire keinen Augenblick zweifelhaft sein; mühsam schleppte er sich zum Maire von Sèvres, um einen Haftbefehl gegen Beauregard zu erlangen. Allein dieser war verschwunden und der Minister wußte es so einzurichten, daß er nicht so leicht gefunden würde. Auch einen Criminalproceß, den Voltaire an-

[1] Vgl. Maynard, I. S. 289.

hängig machte und sogar während seiner holländischen Reise mit allem Eifer und großen Kosten betrieb, zog der Minister möglichst in die Länge, so daß derselbe erst nach Le Blancs Sturz (Juli 1723) zum Austrag kam. Beauregard wurde nun eine Zeitlang eingesperrt; jedoch Voltaire war weder mit der Strafe des Verbrechers noch mit den hohen Kosten zufrieden, welche ihm die ganze Angelegenheit bereitet hatte. Mehr noch demüthigte ihn das Volksgespräch, das sich der Scene auf der Sèvresbrücke bald bemächtigte und dieselbe nach Lust und Laune ausschmückte. Spottverse waren im Umlauf, und wie Maynard beifügt, schien das von Beauregard gebrauchte Mittel den Parisern so probat, daß sie es gegen den Übermuth des witzigen Dichters noch mehr als einmal anwendeten. „Auf dem Strauch, wo Beauregard seine Ruthe geschnitten, grünten noch andere, die nur zu bald von Rohan, Nadal u. s. w. geschnitten werden sollten.“

Unter solchen Umständen fand Voltaire die Stadtluft ungesund und trat wieder seine Rundreise auf die Schlösser an. Nach einem kurzen Aufenthalt in Rouen und Villars traf er Mitte October in Maisons ein, einem prachtvollen Herrensitz an den Ufern der Seine. Der damalige Besitzer des Schlosses war der junge Parlamentspräsident Des Maisons, welcher dort mit seiner Mutter, einer älteren Schwester der Marschallin von Villars, förmlich Hof hielt. Dieses Schloß sammt seinen Bewohnern bietet uns einen traurigen Beleg, wie tief ein Theil der damaligen französischen Aristokratie gesunken war. Sogar der an allerlei Schande und Unglauben gewohnte Herzog von Saint-Simon entsetzte sich über diese Familie. „Ich kann es mir nicht versagen,“ bemerkt er in seinen Memoiren, „eine kurze Notiz über eine so seltene Gottlosigkeit zu geben.“ Dann erzählt er, wie sowohl der Vater als die Mutter des jungen Präsidenten durchaus aller Religion baar gewesen seien. Für ihren einzigen Sohn hätten sie einen Erzieher gesucht, der bei aller Kenntniß der Wissenschaften und des guten Tones keinen Glauben haben durfte und der „sorgsam nach Principien seinen Zögling so bilden sollte, daß auch dieser keine Religion empfange. Zu ihrem Unglück,“ fährt Saint-Simon fort, „fanden sie diesen Phönix, und der Sohn wurde wirklich seinen Eltern gleich.“ Aber auch die Strafe blieb nicht aus. Der Vater wurde in seinem achtundvierzigsten Jahre vom plötzlichen Tode hingerafft, „ohne Willen und Zeit, daran zu denken, was aus seiner Seele werde“ (1715). Zwölf Jahre später traf ein Schlagfluß die Wittwe, sie starb 46 Jahre alt „ohne einen Augenblick der Besinnung“. Und wiederum

vier Jahre später (1731) überfiel den Sohn, der trotz des Todes seiner Eltern nicht in sich gegangen war, die Pockenkrankheit, „er glaubte sich bereits todt, und dachte an das, was er sein ganzes Leben mißkannt hatte; aber die Angst, die ihn plötzlich dem Ende nahe brachte, gestattete ihm keine ruhige Überlegung. So starb er in seinem dreiunddreißigsten Jahre und hinterließ einen Sohn von sechs Monaten, der einer seiner zahlreichen Wärterinnen aus dem Arme fiel und ein Jahr nach seinem Vater starb." [1] Eine solche Familiengeschichte war wohl geeignet, auch in jenen Tagen der Frivolität den nicht ganz verdorbenen Weltkindern einen kalten Schauder einzuflößen.

Im Jahre 1723, als Voltaire nach Maisons kam, war der schreckliche Tod des Vaters schon vergessen, Wittwe und Sohn noch weit entfernt, den ihrigen zu ahnen. Ein Fest folgte dem anderen und besonders war eine dreitägige Feierlichkeit mit Theater, Tanz u. s. w. für den Anfang November angesagt, wozu die berühmteste Schauspielerin von Paris und mehr als dreißig Herren mit ihren Damen eingeladen waren. Voltaire wollte bei dieser Gelegenheit Scenen eines neuen Trauerspiels vorlesen, das er aus den umgedichteten Bruchstücken der verunglückten Artemis zusammengestellt hatte. Aber am 4. November, an welchem Tage das Fest beginnen sollte, wurden der Gastherr und der Dichter plötzlich krank. Nach Anwendung einiger Hausmittel fühlte sich der junge Präsident erleichtert, bei Voltaire jedoch brachen die ersten Anzeichen der Blattern aus. Der herbeigerufene Arzt machte eine bedenkliche Miene und man hielt es für gerathen, den Pfarrer aus dem Dorfe zu rufen. Voltaire beichtete und machte sein Testament. Indessen seine Stunde hatte noch nicht geschlagen, am 15. November befand er sich außer Gefahr und am 16. machte er bereits wieder Verse. Im Anfang des folgenden Monats war er soweit hergestellt, daß er nach Paris gebracht werden konnte, und seltsam! kaum hatte er sich 200 Schritte vom Schlosse entfernt, da stand der Fußboden jenes Zimmers, das er bewohnt, in heller Gluth, stürzte ein und setzte auch die untengelegenen und anstoßenden Zimmer in wenigen Augenblicken in Flammen. Die Krankheit nicht weniger als der Schrecken bewirkten in Voltaire eine geheimnißvolle Furcht vor dem Schloß des Freundes, das er erst drei Jahre später wieder zu betreten wagte.

Obgleich die Genesung langsam voranging und der Dichter während

[1] Saint-Simon, Mémoires, t. XII. p. 300—302.

des ganzen folgenden Jahres über Fieberanfälle und „einen scheußlichen Ausschlag (gale horrible), der seinen ganzen Körper bedeckte", zu klagen hatte, arbeitete er doch so rüstig an seiner Tragödie, daß diese am 6. März 1724 zum ersten Male aufgeführt werden konnte. Mariamne mißfiel durchaus; man hielt das Stück nicht einmal einer ernsten Kritik werth und suchte es bloß durch Scherze und Parodien vollends todt zu machen. Voltaire zog es zurück, arbeitete es gründlich um und brachte am 10. April 1725 die Umdichtung zur Aufführung. Auch dießmal war die Aufnahme bei den Zuschauern eine höchst kalte, denn trotz aller Änderungen war und blieb Mariamne eine schwache, dramatisch verfehlte Dichtung.

Wenn man die vielfachen Heimsuchungen bedenkt, welche Gott in diesen wenigen Jahren über Voltaire verhängte, die äußerst verdemüthigende Züchtigung, die Krankheit, das Mißlingen der Tragödie, den schweren Geldverlust im Proceß gegen Beauregard, so drängt sich fast die Überzeugung auf, es habe die Gnade ein letztes Mal an diesem verschlossenen Herzen um Einlaß angeklopft. Die Beicht im Anblick des Todes scheint trotz aller früheren Gotteslästerungen eine ernste gewesen zu sein; wenigstens findet sich dießmal keine Spur des Spottes oder der Heuchelei, wie wir sie leider späterhin zu verzeichnen haben. Der heilsame Eindruck der Todesnähe und des Sacramentes wurde jedoch bald verwischt durch die mehr als weltliche Umgebung des Kranken. Eine Schauspielerin, Lecouvreur, der grundschlechte Thieriot und die Familie des Maisons waren die Pfleger und Wärter des Kranken. Die Stimme dieser Freunde rief lauter als die Stimme der Gnade, und das arme Herz, um eine verscherzte Mahnung schuldiger, verhärtete sich immer mehr in seiner Bosheit. Statt für die Leiden Trost zu suchen bei dem, „der im Stillen die Seelen stärkt, die er erleuchtet, und im größten Unglück eine Stütze bietet" [1], stürzte sich der Arme kopfüber in den Strudel des Sybaritenthums und des Hoflebens.

Vor Allem war es jetzt dem Dichter um Einbringung des verlorenen Geldes zu thun, das er nicht nur durch den Proceß, sondern auch in dem damals leidenschaftlich betriebenen Pharaospiel eingebüßt hatte. Zu gelegener Zeit öffneten sich bei Hofe die goldenen Schleusen. Ludwig XV. war 1723 mündig geworden, aber das eigentliche Staatsruder führte als erster Minister der Herzog von Bourbon. Dieser lebte bekanntlich

[1] Pour et contre.

mit der berüchtigten Madame de Prie, und so war es denn wieder die „Frau", durch welche Alles bei Hofe zu erlangen stand. Auf sie baute auch Voltaire. Er besang sie in allen Tonarten, und es gab nach seinen eigenen Worten keine Thorheit (sottise), die er nicht beging, um sie sich gnädig zu stimmen. Unbeschreiblich gemein und ekelerregend tritt das damalige Treiben Voltaire's uns in einem Festspiel entgegen, das er ihr zu Ehren 1725 auf einem Schlosse veranstaltete [1]. Nicht bloß werden hier die guten Sitten, sondern auch der Klerus und die Religion in einem Stile verunglimpft, der an die schmutzigsten Gemeinheiten Rabelais' erinnert. Nachdem er auf diese Weise die Gunst der Maitresse erworben und für die Verherrlichung der Hoffeste bei Gelegenheit der Vermählungsfeier Ludwigs XV. mit Maria Lescinska in Aussicht genommen war, galt es, auch die Gunst des neuen Ehepaares zu gewinnen. Sowohl der junge König als besonders die polnische Prinzessin waren fromm; somit mußte Voltaire ihnen gegenüber einen andern Ton anschlagen und sich einen Heiligenschein geben. „Ich habe in der Welt einen kleinen Firniß von Frömmigkeit," schrieb er an eine Freundin [2], und suchte diesen Firniß noch glänzender zu machen, indem er sich als Zeugen eines Wunders in dem Hirtenbrief des Erzbischofs von Paris nennen ließ [3].

So stand er gut mit den Frommen und mit der Welt, und konnte ruhig der Vermählungsfeier entgegen sehen. Das von ihm geplante Festspiel wurde jedoch nicht angenommen, und er mußte sich begnügen, ‚Ödipus', ‚Marianne' und eine kleine geistlose Komödie ‚L'Indiscret' vor den hohen Herrschaften aufführen zu lassen. Er schien selbst zu fühlen, wie das Alles nicht recht „einschlagen" wollte; klagend schreibt er: „Die Hochzeit des Königs schadet dem armen Voltaire. Man spricht nicht davon, ihm eine Pension zu zahlen, ja nicht einmal, sie fortzusetzen . . . Das sieht vollständig der Ehe des Sol gleich, worüber die Frösche murrten." [4] Doch das Murren hörte bald auf, es erschienen am Himmel drei goldene Hoffnungssterne in Gestalt von drei Pensionen für den Dichter: die Erneuerung der Ödipuspension des Regenten (2000 Livr.), eine neue vom König (2000 Livr.) und endlich eine dritte aus der Privatschatulle der Königin (1500 Livr.).

---

[1] La fête de Bellébat.

[2] Me de Bernières, 20. Aug. 1725.

[3] Vgl. Maynard, I. S. 131.

[4] Me de Bernières, Sept. 1725.

Nach solchen königlichen Geschenken konnte der einunddreißigjährige Dichter wieder kühn in den Pariser Gesellschaften auftreten. Aber es war, wie Göthe sagt, auch hier dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

„Es galt um diese Zeit in Frankreich," bemerkt Strauß, „wie etwas später in Deutschland, den Kampf des Talentes, des Dichters insbesondere, um seine Stellung in der Gesellschaft. Dabei sind zwei Seiten zu unterscheiden, die der materiellen Existenz und die der moralischen Geltung, und es ist merkwürdig, zu beobachten, wie verschieden der Kampf bei den Nachbarvölkern aufgenommen und geführt worden ist." Der Unterschied liegt zum größten Theil in der socialen Gestaltung der beiden Länder. In Frankreich sammelten sich alle Ruhmesstrahlen in Paris und beim Hofe, hier galt es, zu gefallen und zu glänzen, während in den hundert deutschen Staaten der Mangel eines intellectuellen Mittelpunktes die Aufmerksamkeit der Schriftsteller viel mehr auf die Gesammtheit lenkte. Aber der Weg zum französischen Throne führte durch verschiedene Schichten, es bedurfte eines vertrauten Umganges mit den Höflingen und hohen Herrschaften, und dieß war beständig entweder mit Kosten oder mit Schmeicheleien verbunden. In Deutschland war jene Aufnahme bei Hofe eher Zweck als Mittel, sie setzte, wie bei Göthe, Schiller und Klopstock, bereits hohe Verdienste voraus und krönte gleichsam den Mann, der durch den Ruf seiner Werke Achtung genug erworben, um sich nicht wegen eines Günstlings wegzuwerfen. Daher in Versailles die sprüchwörtliche Schmeichelei der Dichter. „Es gab," sagt Veuillot, „keine feigere, unverschämtere, und nach dem Ausdruck Saint-Simon's ‚rasendere' Schmeichelei, als jene der Poeten. Sie waren es, die sich mit dem Weihrauchfaß um den Thron stellten und ihn wie einen Altar beräucherten. Montespan verweigerte dem königlichen Ehebrecher seine Gattin, aber weder Molière noch irgend ein anderer Dichter dachte daran, ihm seine Muse zu versagen."[1] Mancher, dem die Schmeichelei nicht die genügenden Summen einbrachte, um das Hofleben mitzumachen, schlug sich zu den Pamphletären und Satirikern, während Andere, wenn sie erst einmal Geld genug hatten, ihres Standes vergaßen, und sich als gleichberechtigt mit ihren hochgeborenen Gönnern betrachteten. Dadurch entstand dann ein widerliches Amalgam von Niedrigkeit und Anmaßung, von Schmeichelei und Herrschsucht, welches sich besonders da zeigte, wo

---

[1] Mélanges, Série 2. vol. 1. p. 6.

es an einem festen Charakter fehlte. So war es bei Voltaire, der trotz seines revolutionären Strebens doch zu sehr ein Kind des achtzehnten Jahrhunderts war, um nicht als Aristokrat auftreten und die Vortheile des hohen Standes genießen zu wollen. Es war erst seinem Zeitgenossen J. J. Rousseau vorbehalten, mit dieser Ideenrichtung zu brechen und, sich auf die Achtung des Volkes beschränkend, vornehm republikanisch schmollend in seinen Winkel sich zurückzuziehen.

Als Voltaire von Versailles mit seinen Pensionen nach Paris zurückkehrte, vergaß er in seinem vertrauten Umgange mit Fürsten und Herzogen, daß er von diesen doch nur geduldet war und daß, trotz des hochklingenden von Voltaire, sein Name Arouet sich keineswegs mit den ersten Namen Frankreichs messen durfte. In den Orgien des Temple gaben sich freilich die Träger jener Namen so viele Blößen, daß es nur zu natürlich war, wenn der geistig überlegene Voltaire sie als das behandelte, als was sie sich gaben, d. h. Brüder in Epikur und Schüler in Apoll. „Sind wir denn alle Fürsten hier oder alle Dichter?" das Wort ist bezeichnend für die Lage. Aber bisweilen trafen doch die mehr als vorlauten Sticheleien des „Bürgerlichen" einen letzten aristokratischen Fleck, und dann wurde Voltaire nicht selten durch ein deutliches Wort an seinen Platz gestellt. Man war nicht mehr im Jesuitenpensionat, sondern im Temple. So ward denn auch eine unstatthafte Äußerung des Dichters der Anlaß zu einer höchst unangenehmen Affaire mit dem Chevalier von Rohan-Chabot.

Dieser, Sprosse eines vornehmen Hauses und Feldmarschall, ohne je im Felde gewesen zu sein, traf eines Abends (December 1725) mit dem Dichter zusammen und scheint [1] durch eine Bemerkung desselben unangenehm berührt worden zu sein. „Herr Voltaire?!" rief er laut, „Herr Arouet?! wie muß man sagen? Wie heißen Sie eigentlich?" Einige Tage darauf trafen sie sich wieder bei einer Schauspielerin und der Chevalier wiederholte seine Frage. Dießmal antwortete Voltaire: „Ich trage zwar keinen großen Namen; aber ich weiß demjenigen Ehre zu machen, den ich führe. Es ist besser, der Erste als der Letzte eines berühmten Namens zu sein." Bei diesen Worten erhob Rohan seinen Stock und Voltaire rief: „Sind das Ihre Antworten?" „Ja," erwiederte der

---

[1] Über den eigentlichen Anfang der Streitigkeit gehen die verschiedensten Erklärungen; jene, die Voltaire selbst gibt, ist aus inneren Gründen die allerunwahrscheinlichste. Vgl. Maynard, I. S. 135 f.

Feldmarschall, „zu insolenten Burschen rede ich nur mit dem Prügel.“ Die Schauspielerin sah eine böse Scene voraus und wußte so geschickt in Ohnmacht zu fallen, daß es vorläufig bei der Drohung blieb. Zwei Tage später erhielt der Dichter eine Einladung zu einem Festessen im Hotel des Herzogs von Sully. Er ging hin, ohne Übles zu ahnen. Beim Nachtisch wird er von einem Lakai hinausgerufen; am Thore hält ein Wagen, zwei Kutscher öffnen den Schlag und bitten ihn, einzusteigen. Aber kaum setzt er seinen Fuß auf den Wagentritt, als der Eine ihn ergreift und der Andere einen Prügel auf dem Rücken des Überraschten spielen läßt. Als diese Execution ziemlich lange gedauert hatte, tritt der Chevalier von Rohan hervor und befiehlt den Kutschern, „ihre Arbeit“ einzustellen. Außer sich vor Scham und Zorn eilt der Dichter zu seinen vornehmen Freunden, aber zu seinem Staunen und Schrecken bleiben diese bei seinen Zornausbrüchen ganz kalt und stellen sich auf die Seite des adeligen Beleidigers. „Die Schläge sind schlecht gegeben, aber gut empfangen,“ sagen die Einen; die Anderen fügen bei: „Wir wären übel daran, wenn die Poeten keinen Rücken hätten.“ So stand Voltaire allein, und da er auch keine Aussicht hatte, einen Proceß gegen den vornehmen Feldmarschall erfolgreich durchführen zu können, beschloß er trotz seiner Feigheit, den Beleidiger zum Zweikampf zu fordern. Nach mehrwöchentlicher Übung auf dem Fechtboden schickt er dem Chevalier seine Forderung, aber in der Nacht vor dem zum Duelle bestimmten Tage wird er verhaftet und in die Bastille abgeführt.

Was hatte der Dichter denn Staatsgefährliches begangen? In seinem historischen Commentar übergeht Voltaire diese Gefangenschaft ganz und gar; auch bei den übrigen Schriftstellern jener Zeit bleibt Manches dunkel und unerklärlich. Wir schließen daher wohl am besten und richtigsten mit dem Herzog von Villars, daß in dieser Angelegenheit alle Parteien Unrecht hatten: Voltaire, indem er durch seine Unverschämtheit den Chevalier von Rohan beleidigte; dieser, weil er das Capitalverbrechen beging, einen Bürger prügeln zu lassen; die Regierung, weil sie ein allgemein bekanntes Vergehen nicht strafte, und den Geschlagenen in die Bastille sperrte, um den Schläger zu beruhigen.

Am 17. April 1726 zog also Voltaire zum zweiten Mal als Gefangener in den berühmten Kerker ein, wo er übrigens mit aller Rücksicht behandelt wurde, bis am 2. Mai ein neues Decret ihm befahl, die Bastille mit England zu vertauschen. Die Verbannung war nicht so sehr eine neue Strafe, sondern nach damaliger Rechtssitte eine nothwendige Folge

der Einkerkerung, ein Übergang in die volle Freiheit. Leider beging die Regierung den Fehler, ihm als Ort der Verbannung ein Land anzuweisen, das für ihn nur gefährlich sein konnte. In Begleitung eines Commissärs begab sich Voltaire nach Calais und schiffte sich hier nach England ein. Für den Dichter schloß die erste Lebensperiode, zum Unheil Frankreichs begann eine zweite.

---

6. Englische Studien. Die Henriade.

1726—1729.

„Und als er England sah, staunt im Geheimen er
Den frohen Wechsel an in diesem mächt'gen Reich,
Wo ew'ger Mißbrauch der hochweisesten Gesetze
Der Kön'ge und des Volkes Unheil einst verschuldet."

„Auf den Mauern Westminsters sieht er die drei Mächte erscheinen, die selbst erstaunen über das Band, das sie einigt, denn es sind die Abgeordneten des Volkes, die Großen und der König, getrennt durch ihre Interessen, vereint durch das Gesetz . . . Selig ist das Volk, wenn es so viel als nöthig die höchste Macht verehrt, seliger aber noch, wenn ein König, sanft, gerecht und politisch, so wie es seine Pflicht ist, die öffentliche Freiheit achtet." [1]

Wenn Voltaire in seinem Epos den großen Heinrich mit diesen socialpolitischen Gedanken in England landen läßt, so sind es wohl diejenigen, die in ihm selbst bei seiner eigenen Landung aufstiegen. Ein frischer Morgenwind der Freiheit wehte ihm aus dem Reiche Elisabeths entgegen, wenigstens nach seiner Meinung. Freiheit ist sein erster Gruß an England, und das darf uns nicht wundern.

Nicht wegen eines wirklichen Verbrechens war er in die Bastille gesperrt und jetzt verbannt worden, sondern aus Privatrache einer einflußreichen Familie, durch die willkürliche Maßregel eines allmächtigen Ministers. Wenn ihn daher in diesem Augenblicke der schmähliche französische Absolutismus jener Zeit mit seinen geheimen Haftbefehlen und seiner Maitressenwirthschaft mit Recht empören konnte, so mußte ihm das englische System, wie Bolingbroke es ihm geschildert und wie er selbst es sich geträumt hatte, im rosigen Lichte der Freiheit doppelt willkommen erscheinen, und so begrüßte er denn London als „die unermeßliche Stadt, wo die Freiheit allein den Überfluß unterhält" [2]. Daß er mit dieser Vor-

[1] Henriade ch. I. [2] Ebendas.

eingenommenheit Manches verkehrt beurtheilte und als geborener Franzose manches specifisch Englische wirklich falsch aufgriff, darf bei seiner Oberflächlichkeit und Leidenschaftlichkeit nicht auffallen, abgesehen davon, daß er durch seine Umgebung an einem allseitigen Studium der britischen Eigenthümlichkeiten gehindert wurde.

Doch bevor wir auf Voltaire's englische Studien eingehen, müssen wir einen Blick auf die Geistesströmung Englands zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts werfen.

Auf Befehl der Königin Anna versammelte sich 1710 der hochkirchliche Klerus Englands, um den Zustand der Religion auf den britischen Inseln zu prüfen. Das Ergebniß war sehr traurig, denn die Versammlung constatirte den wachsenden Fortschritt des Unglaubens. Diese Krankheit war mit der Reformation jenseits des Kanals eingedrungen, hatte sich aber seither besonders auf dem Gebiete der Naturwissenschaft systematisch entwickelt. Die ersten Keime des Deismus legte schon Baco von Verulam († 1626), sie entfaltete dann Lord Eduard von Cherbury († 1648), der bereits an die Stelle der geoffenbarten Religion die natürliche setzen wollte. Darauf kam Hobbes († 1679), welcher, die Begriffe von Staat und Kirche verschmelzend, die Religion zu einer Polizeianstalt erniedrigte und den Fürsten das Recht gab, den Glauben nach Belieben vorzuschreiben und nach Gutdünken zu ändern. John Locke († 1704), persönlich dem Christenthum nicht abgeneigt, ward nichtsdestoweniger durch seine auf Deismus und Rationalismus fußende Philosophie der eigentliche Begründer jener Schule, welche das Christenthum am gefährlichsten und tiefsten untergrub. Unter seinen Schülern that sich besonders der Graf von Shaftesbury hervor, der unerbittlich die Folgerungen aus dem System des Meisters zog und zur gründlichen Leugnung jeder moralischen und religiösen Ordnung gelangte. Der Glaube an Gott war nach ihm unwichtig für die Sittlichkeit, die innere Stimme des Menschen selbst entschied, was gut und bös sei. Die heiligen Schriften wurden ihres göttlichen Charakters entkleidet, die Glaubenswahrheiten verhöhnt, die geoffenbarte Religion als ein Betrug bezeichnet, dem man sich höchstens äußerlich des großen Haufens wegen anbequemen müsse. Es ist unsäglich, welche Verheerungen die witzigen und beißenden Schriften des gott- und sittenlosen Grafen in den höheren Gesellschaftsschichten Englands anrichteten. Matthäus Tindal († 1733), ein Schüler Shaftesbury's, sprach sein System in dem Satze aus, daß es nur eine wahre, d. i. die natürliche Religion gebe, und daß das Christenthum nur insofern Wahrheit ent-

halte, als es mit dieser übereinstimme. Weiter konnte nach dem Axiom corruptio optimi pessima nur ein irischer Apostat Toland († 1722) gehen, der denn auch wirklich durch seinen religiösen Radicalismus den Beinamen „das Haupt der Freidenker" verdiente [1]. Ihm war die Vernunft die einzige Quelle der Gewißheit, das Christenthum sollte von seinem pantheistischen System verdrängt werden. Hierin war mit ihm Collins († 1729) Einer Meinung, dem die Ehre vorbehalten war, die Gesellschaft der „Freidenker" zu stiften, die Lehre derselben in seiner „Abhandlung über die Denkfreiheit" zu formuliren und später seine Werke auf Betreiben der Encyklopädisten in's Französische übersetzt zu sehen. Die lebendige Summe aller gottlosen Systeme und aller daraus folgenden moralischen Abnormitäten war der schon genannte Freund Voltaire's, Bolingbroke, der, seit 1723 wieder in sein Vaterland zurückgekehrt, hier wie einst im Schloß La Source den verbannten Dichter gastfreundlich empfing.

Es fehlte andererseits in England auch keineswegs an eifrigen und überzeugungstreuen Bekennern des Protestantismus. Zwar schrieb Montesquieu während seiner englischen Reise in sein Tagebuch: „Keine Religion in England", allein das galt doch nur für einige allerdings bedeutende und einflußreiche Kreise. Diesen setzten jedoch die Orthodoxen der englischen Hochkirche talentvolle und beredte Apologeten entgegen, von denen manche sich solche Verdienste um das Christenthum und die Moral erwarben, daß sie sogar von katholischen Bischöfen wegen ihres Eifers belobt wurden. Im Allgemeinen kann man wohl sagen, daß das eigentliche Volk nur erst wenig von der naturalistischen Richtung angesteckt war und auf den Kanzeln auch sehr viel geschah, um es davor zu bewahren. Einzelne Prälaten oder reiche Hochkirchler machten großartige Stiftungen, um einige der am heftigsten angefeindeten Glaubenswahrheiten zu vertheidigen. Auf diese Weise entstanden die Boyle's Inn, Lincoln's Inn, Gray's Inn u. s. w., besonders aber die Stiftung der Lady Moyer, in deren Vorträgen die Gottheit Jesu Christi bewiesen werden sollte. So viel jedoch zu Gunsten des Christenthums geschah, in die Kreise Voltaire's drang es nicht und hätte auch schwerlich seine Neugierde erregt. Näher berührte ihn, was mit dem Unglauben und dessen Fortschritten zusammenhing.

---

[1] Von Toland sagte Swift: „Ich weiß nicht, wie es geschieht: wenn der Papst seinen Garten säubert, so wirft er uns die Nesseln über die Mauer."

Während seines Aufenthaltes in England tobte der von Collins angeregte Streit über die Prophezeiungen des Alten Testamentes, und Viele neigten sich dem radicalen Theologen zu, der jeden Beweis zu Gunsten des Christenthums aus den vorchristlichen Weissagungen leugnete. Noch revolutionärer ging zu eben jener Zeit Woolston mit seinen sechs Pamphleten gegen die Wunder Jesu an das Zerstörungswerk. Voltaire staunte über die Freiheit, mit welcher solche Bücher verbreitet wurden, erlebten doch Woolstons Schriften, wie er verwundert anmerkt, in kürzester Zeit drei Auflagen in England, ohne die Ballen zu zählen, die für Amerika gedruckt wurden. Noch mehr imponirte ihm der Aufwand von Gelehrsamkeit, positiven Kenntnissen und geschichtsphilosophischen Momenten, mit welchen die englischen Deisten ihre Systeme ausstaffirten. Dagegen erschienen die französischen Lebemänner und realistischen Freidenker als wahre Stümper und Unwissende. Demgemäß fühlte sich der Dichter zu einem ernsten Studium angetrieben, oder vielmehr versucht, sich aus dem bereits von den Engländern verarbeiteten positiven Material eine Summe anzueignen, die hinreichend wäre, seinen Landsleuten nun seinerseits zu imponiren. Er gab sich daran, Locke zu bearbeiten, zu excerpiren und nach seinem eigenen Kopf zu gestalten. Bald aber merkte er, daß er tiefer gehen müsse, um die englische Bewegung in ihrem Angelpunkt zu erfassen. Dieser war die Naturwissenschaft, und als vollendetster Vertreter derselben war eben Isaak Newton gestorben. Den Werken dieses Gelehrten wendete er daher besondere Aufmerksamkeit zu und bereits keimte in ihm der Gedanke an eine französische Bearbeitung derselben. Da aber die nöthigen Vorstudien mangelten, mußte er sich vorläufig mit einer summarischen Compilation begnügen, zumal auch andere Gegenstände seine Aufmerksamkeit und Zeit in Anspruch nahmen.

Der Umgang Voltaire's beschränkte sich hauptsächlich auf die Geistesgenossen Lord Bolingbroke's. Zu diesen gehörten vorzüglich Swift, Congreve und Pope. Mit dem Letzteren, der, obgleich er Katholik war, zu Bolingbroke hielt, harmonirte Voltaire wenig. Nichtsdestoweniger studirte er eifrig dessen Gedichte, besonders die philosophischen, und gedachte auch diese Art nach Frankreich zu importiren. Ebenfalls gefiel ihm das obscöne Genre Swifts, den er später in's Französische übersetzen ließ. Vor Allem wurde er durch die Freunde auf einen anderen, längst verstorbenen, aber immer noch populären Dichter Englands hingewiesen, der ihm plötzlich eine neue Welt eröffnete. „Mit welchem Vergnügen," schreibt Voltaire später an Bolingbroke, „habe ich in London Ihre Tragödie Julius Cäsar (von Shakespeare) gesehen, die seit 150 Jahren das Ent-

zücken Ihrer Nation ist. Es fällt mir wahrhaftig nicht ein, die barbarischen Unregelmäßigkeiten gut zu heißen, deren sie viele hat; erstaunen muß man nur, daß ihrer nicht mehrere sind in einem Werke, das in einem Jahrhundert der Unwissenheit von einem Manne verfaßt ist, der nicht einmal Latein verstand und keinen andern Lehrer hatte als sein Genie. Trotz aller jener Fehler war ich hingerissen von dem Anblick des Brutus u. s. w." [1] Kein Stück Shakespeare's hätte für Voltaire in seiner damaligen Gemüthsstimmung sympathischer sein können, spricht doch aus der Begeisterung, mit welcher er von diesem republikanischen Trauerspiel redet, fast mehr der unzufriedene Unterthan als der einsichtsvolle Dichter. Voltaire war ein viel zu heterogener Geist und obendrein noch viel zu kleinlich angelegt, um den großen Briten zu verstehen. Das zeigte sich bald beim Studium anderer Stücke. Der Monolog Hamlets nöthigte ihm freilich eine unwiderstehliche Bewunderung ab, doch das Stück verstand er nicht: „Ich bin gewiß weit entfernt, die Tragödie Hamlet in Allem zu rechtfertigen; sie ist ein grobes, barbarisches Stück, das in Frankreich und Italien nicht von dem niedrigsten Pöbel geduldet werden würde. Hamlet wird verrückt im zweiten Act, und seine Geliebte im dritten; der Prinz ersticht ihren Vater unter dem Vorwand, eine Ratte umzubringen, und die Heldin springt in's Wasser. Man bereitet ihr Grab auf dem Theater; die Todtengräber machen Spässe in ihrer Art, indem sie Todtenschädel in ihrer Hand halten; der Prinz antwortet auf ihre abscheulichen Plumpheiten durch Thorheiten, die nicht weniger widerwärtig sind . . Hamlet, seine Mutter und sein Stiefvater trinken zusammen auf dem Theater; man singt bei der Tafel, man zankt sich, schlägt sich und bringt sich um. Man möchte glauben, dieses Werk sei die Frucht der Einbildungskraft eines betrunkenen Wilden." [2] Ähnliche Urtheile ließen sich noch viele anführen, und wir werden später noch darauf zurückkommen, aber einzelne, selbst für Voltaire überwältigende Schönheiten Shakespeare's machten ihm nicht bloß das Studium der Stücke anziehend, sondern reizten ihn unwillkürlich zur Nachahmung. So begann er selbst eine Tragödie Brutus, zu welcher Shakespeare's Cäsar und Addisons Cato als Muster dienen sollten; es wurden aber bloß einige Scenen und zwar in Prosa niedergeschrieben, denn zu einer kunstgerechten Durchführung fehlte die Ruhe. In die Poesie mischte sich plötzlich die Politik und die Geschichte. Ein gewisser Fabrice, den

[1] Oeuvres, Einleitung in ‚Brutus'. [2] Ebendas. Sémiramis.

Voltaire kennen lernte und der mehrere Jahre in der Nähe Karl' XII. während seines Aufenthaltes in der Türkei zugebracht hatte, erzählte dem Dichter Manches über die merkwürdigen Schicksale des Schwedenkönigs, mit dem ja auch Voltaire durch Görtz in ferner Beziehung gestanden hatte. Gleich wurden diese Mittheilungen zu einem Geschichtswerk über Karl XII., das aber ebenfalls erst in Frankreich zum Abschluß kommen sollte, verarbeitet. Für den Augenblick beschäftigte ihn ein anderer Gedanke, der für ihn von der größten Tragweite war, die Herausgabe seines epischen Gedichtes über die Liga, der Henriade.

Es wurde bereits erwähnt, daß Voltaire in seinen Unterredungen mit dem alten Caumartin (1714) den Plan zu einem Heldengedicht über die Kriege Heinrich' IV. gefaßt hatte. Die Ausführung desselben war mit der Zeit rüstig vorangeschritten, ein Gesang nach dem andern entstand trotz der vielen Abenteuer und Reisen des Dichters und wanderte in zahlreichen Abschriften von Schloß zu Schloß in die Hände der Freunde. Voltaire war nicht der Mann, um nach des Dichters Rath sein Werk neun Jahre im Pulte reifen zu lassen, und ließ bereits 1722 in Holland eine Ausgabe der neun ersten Gesänge erscheinen, die aber in Paris keinen Anklang fand. Auch ein zweiter geheimer französischer Druck erzielte trotz mancher Zusätze und Verbesserungen keinen Erfolg. Seinen englischen Aufenthalt wollte er nun benutzen, um eine neue Ausgabe erscheinen zu lassen, die mit einem Schlag die ganze Lesewelt gewinnen sollte. Als Druckort wählte er London, weil die französische Regierung nicht die Druckerlaubniß ertheilen wollte. „Ich bin noch ungewiß, wo das Werk erscheinen soll," schrieb er noch Ende 1725 oder Anfang 1726 an Cambiague; „nur das weiß ich, daß es keinenfalls in Frankreich geschehen wird. Ich habe in dem Gedicht allzusehr den Geist des Friedens und der Toleranz in Religionssachen gepredigt, dem römischen Hofe zu derbe Wahrheiten gesagt und viel zu wenig Galle gegen die Reformirten gespritzt, als daß man mir erlauben wird, das Buch in meinem Vaterland zu veröffentlichen." Er benützte also die beiden ersten Jahre seines Aufenthaltes in England zu einer sorgfältigen Durchsicht und theilweisen Umänderung des Gedichtes. Letztere bezog sich hauptsächlich auf einheitlichere Durchführung der Toleranzidee und auf die Ersetzung der Person Sully's durch Duplessis-Mornay als Vertrauten des Helden Heinrich. Dieser Wechsel hatte seinen letzten Grund in dem Zorne Voltaire's gegen den Herzog von Sully, der sich ebenfalls des vom Chevalier Rohan geschlagenen Dichters nicht hatte annehmen wollen. Daß die Er-

setzung Sully's durch den finsteren fanatischen Mornay dem Gedicht eine keineswegs günstigere Färbung verlieh, und weiter nichts als eine kleinliche Rache war, scheint Voltaire übersehen zu haben. Mit nicht weniger Eifer als die kritische Durchsicht des Gedichtes betrieb er das Sammeln von Subscriptionen; er setzte Listen in Umlauf, an deren Spitze Georg II. und die Königin mit einer jedenfalls imaginären Anzahl Exemplare figurirten. Dennoch reüssirte das Unternehmen nicht besonders, — in Frankreich waren höchstens 80—100 Unterschriften gesammelt worden, — doch konnte der Druck beginnen. Das Gedicht erschien in einer zweifachen Ausgabe; die größere für die Subscribenten ging natürlich ab; die kleinere aber blieb liegen und wurde, 1741 mit einem neuen Titel und einem Anhange versehen, als zweite Auflage noch einmal feil geboten [1].

Die Verbreitung und der Ruf der Henriade kamen erst mit der Zeit. Noch zu Lebzeiten Voltaire's erschienen auf seine Veranlassung mehrere neue Ausgaben, so diejenige von 1737, von der ein böswilliger Kritiker nur bedauerte, daß sie unnütz sei, da die anderen Auflagen noch lange nicht erschöpft wären. Im Jahre 1736 hatte der preußische Kronprinz Friedrich den Einfall, die Henriade stechen zu lassen; da ihm dieß jedoch zu lange währte, begann er sie mit silbernen Lettern zu drucken, kam aber nicht über die von ihm geschriebene Vorrede hinaus.

Heute ist die Henriade so gut wie vergessen, sie ist an ihrer eigenen Langweile eingeschlafen und wir wollen sie nicht wecken. Unsere Altväter, welche so stolz dieses Gedicht anstaunten und es neben oder gar über die Iliade und Äneïde stellten, müssen doch etwas gar zopfige Ideen von einem Heldengedicht gehabt haben, und wir Spätergeborenen können uns die Emphase, mit der ein Friedrich II. oder ein Laharpe von dem endlich aufgefundenen modernen Epos reden, nur durch die Freude erklären, welche man in Frankreich empfand, nunmehr in keinem Punkte hinter Griechen und Römern zurückzustehen. Der Enthusiasmus ließ jedoch bald nach. Graf de Maistre faßt die literarische Seite der Henriade trefflich und kurz in den Worten zusammen: „Was dieses Heldengedicht betrifft, habe ich kein Recht, mitzureden; denn um ein Buch zu beurtheilen, muß man es gelesen haben, und um es zu lesen, darf man nicht schlafen." Ein Zeitgenosse Voltaire's, Trublet, fragte ebenfalls, „woher es komme, daß er gähne, sobald er die Henriade zur Hand nehme"? So haben denn heute auch die feurigsten Bewunderer Voltaire's

[1] Maynard, I. S. 159.

dessen größtes Gedicht als Kunstwerk schließlich fallen lassen: „Obgleich von den Franzosen lange bewundert, ist die Henriade als episches Gedicht völlig unbedeutend. Es ist ein rhetorisches Machwerk, dessen Kälte, Dürre und Unbelebtheit Delille's Witz vollkommen rechtfertigt, es fände sich in diesem Heldengedichte voll Krieg und Schlachtrossen nicht einmal Gras, um die Pferde zu füttern, und Wasser, um sie zu tränken. In ganz anderem Lichte erscheint jedoch die Henriade, wenn man sie, wie man soll, als ein Manifest der religiösen Toleranz gegen die Dunkelmänner und Zeloten betrachtet." [1]

Und wirklich hat die Henriade im Sinne des Dichters den Charakter eines religiös-revolutionären Manifestes. Sie trägt auf jeder Seite den Stempel Bolingbroke's und Voltaire's. Nicht bloß Toleranz gegen die Personen, sondern auch gegen den Irrthum wird gepredigt, ja schließlich sogar jede positive Religionsform geleugnet, Naturalismus und Indifferenz als einziger Ausweg hingestellt:

„Hélas, un Dieu si bon, qui de l'homme est le maître,
En eût été servi, s'il avait voulu l'être."

„Ich entscheide nicht zwischen Genf und Rom," sagt Heinrich-Voltaire, aber diese anscheinende Toleranz hindert ihn ebensowenig, als seine oftmals wiederholte Versicherung der Rechtgläubigkeit, in Rom und im Papstthum die Erzfeinde des Völkerfriedens und Erdenglücks zu erblicken. Im Vatikan thront die Politik, jene Tochter des Eigennutzes und der Herrschsucht, die, von Stolz, Verrath und Wuth begleitet, den Fanatismus aus der Hölle heraufbeschwört und die Greuel der Bartholomäusnacht, der Inquisition, der Königsmorde u. s. w. u. s. w. vollführt. Wenn diese Anschauungsweise sich mit der Geschichte nicht verträgt, um so schlimmer für die Geschichte, denn Voltaire hat über das Recht des Dichters gegenüber der Wahrheit seine eigene Meinung: „In einem Gedichte ist man nicht verpflichtet, sich streng an die historische Wahrheit, noch auch an den Charakter der Personen zu halten . . . So konnte Herr von Voltaire, ohne sich zu widersprechen, nichts als nur Lobenswürdiges von der Königin Elisabeth sagen." [2] Wenn der Dichter in einer späteren Ausgabe eine Tirade gegen Alexander VI. ausließ, geschah es einzig, „weil sie zu lang war und weil sie Verse enthielt, die ihm nicht gefielen. Aus demselben Grunde hat er auch neue Namen an Stelle

[1] Scherr, Allgemeine Literaturgeschichte.
[2] Notes du Ier chant.

jener gesetzt, die sich in den ersten Ausgaben befanden, je nachdem sie ihm zweckentsprechender oder klangvoller erschienen! Die einzige Politik eines Gedichtes muß jene sein — gute Verse zu machen"[1]. Vor einer so frivolen Auffassung des Berufes eines patriotischen Dichters läßt die Kritik entrüstet die Feder sinken, denn wozu sich die Mühe geben, die hundert Geschichtslügen zu widerlegen, wenn der Sänger selbst zum Voraus erklärt, es sei ihm nicht um Wahrheit und Geschichte, sondern um klangvolle Namen und schöne Verse zu thun gewesen? Jedenfalls aber steht dann auch fest, daß, falls die Henriade „als ein Manifest religiöser Toleranz aufzufassen ist", dieses Manifest gar nichts beweisen kann.

Mit diesen Studien gingen die Tage der Verbannung schnell dahin; Voltaire schien sein Vaterland und seine Freunde vergessen zu haben, denn seine Briefe aus jener Zeit sind äußerst spärlich und würden wahrscheinlich noch seltener sein, wenn die finanzielle Ebbe seiner Kasse ihm nicht bisweilen einen Nothschrei abgezwungen hätte. Die Pensionen des französischen Hofes wurden dem Verbannten natürlich nicht gezahlt, dazu kam der Bankerott eines Juden, bei welchem Voltaire 20,000 Francs verlor, und endlich lief er auch noch Gefahr, eine Rente auf das Stadthaus von Paris einzubüßen. Er empfiehlt daher auch seinem Freunde und Geschäftsführer Thieriot[2], „doch ja dem französischen Hofe nicht zu verrathen, daß er jetzt in London als freier Engländer denke und schreibe".

Er hätte hinzufügen können: „auch frei lebe." Ein bekannter Schriftsteller berichtet, ein Augenzeuge habe ihm mehrmals wiederholt erzählt, daß Herr von Voltaire sich sehr unordentlich in England aufführte; er habe sich dort viele Feinde gemacht und zwar durch Handlungen, die sich mit einer exacten Moral nicht vereinbaren ließen. Jener Augenzeuge, ein Franzose, ließ daher dem Dichter sagen, daß wenn dieser sein Betragen nicht ändere, er sich aus Achtung vor dem französischen Namen zu unliebsamen Schritten gegen ihn gezwungen sehen werde, damit die Engländer nicht meinten, alle Franzosen seien seine Helfershelfer und Mitschuldigen[3]. Eine Anklage auf Ehebruch wurde nur mit Mühe von Bolingbroke unterdrückt; vor den Nachstellungen und dem gerechten Zorn eines Londoner Buchhändlers aber konnte der Lord seinen Freund nicht

[1] Einleitung. [2] 27. Mai 1727.
[3] Lévesque de Burigny in den Pièces justif. des Lebens Voltaire's von Condorcet.

schützen. Voltaire hatte diesen Geschäftsmann in irgend einer Angelegenheit übervortheilt, worüber der Engländer so unmuthig wurde, daß er den Dichter durchprügelte und ihm sein Wort gab, jedesmal wieder dasselbe zu thun, so oft er ihm unter die Augen komme. „Diese Drohung," sagt Elie Harel, „war einer der Hauptgründe, warum Voltaire möglichst bald über den Kanal wollte und nicht einmal die Aufhebung der Exilsordre abwartete." [1]

Ob wirklich die Drohung des Buchhändlers Nadal zur schleunigen Heimkehr Voltaire's nach Frankreich so viel beitrug, wissen wir nicht, da uns überhaupt nur sehr wenig Einzelheiten über jene Zeit bekannt sind. Thatsache ist, daß er sich Anfangs März 1729 auf den Rückweg machte und im strengsten Incognito bei einem Freunde in Saint-Germain lebte, bis er im April die Erlaubniß erhielt, wieder öffentlich in Paris aufzutreten. Seine Freunde waren nicht wenig erstaunt über die Änderung, die mit dem Dichter vorgegangen war. Er sprach nur mehr von Einführung englischer Philosophie, englischer Naturwissenschaft, englischer Kuhpocken [2], von Newton und Locke, von Toleranz und Preßfreiheit, von den hohen Ämtern, wozu in England die Schriftsteller gelangten, und von der Freisinnigkeit in der Regierung; besonders aber war, wie Lacretelle sagt, „jedes Wort seiner Unterhaltung der Ausbruch eines unbändigen Verlangens, den religiösen Glauben herauszufordern und zu beschimpfen" [3]. Das philosophische England mit seinen glaubens-, gott- und sittenlosen Lords, Dichtern und Philosophen, mit seiner großartigen Verneinung des Christenthums und seiner freidenkerischen Propaganda, das war fortan Voltaire's Ideal, und alle Mittel waren gut, wenn nur dieses Ideal zunächst in Frankreich und dann auf dem ganzen Continente verwirklicht würde.

---

[1] Recueil de particularités de la vie et de la mort de Voltaire in der Bibliothèque Mazarine. Vgl. De Kervan, S. 65 f.

[2] Die Kuhpocken blieben sein ganzes Leben hindurch ein Steckenpferd für Voltaire, auf dem er bei zahllosen Gelegenheiten Sturm läuft gegen Thron und Altar.

[3] Picot, Mémoires, I. S. 207.

7. Die philosophischen Briefe. Ein armer Buchhändler.

1729—1736.

Voltaire wollte schon gerne „Bekenner und auch Apostel der Aufklärung sein, aber keineswegs ihr Martyrer“ [1]; deßhalb ließ ihn der Eifer in Verbreitung des Unglaubens niemals seine persönlichen Interessen vernachlässigen. So begann er denn auch nach seiner Rückkehr in's Vaterland vor Allem mit der Aufbesserung seiner Finanzen.

Zuerst erlangte er durch Thieriot von der jungen Königin die Erneuerung der königlichen Pensionen, welche ihm während der Verbannung entzogen waren. Dann suchte er umsichtig nach einer Gelegenheit, die Summen, die er theils aus England gerettet, theils neu gewonnen hatte, vortheilhaft unterzubringen. „Man fragt mich,“ sagt er in einer autobiographischen Notiz, „durch welche Kunst ich dahin gelangt bin, wie ein Generalpächter leben zu können; es dürfte gut sein, auf diese Frage zu antworten, damit mein Beispiel Anderen diene. Ich habe so viele Männer der Literatur arm und verachtet gesehen, daß ich seit Langem beschlossen hatte, ihre Zahl nicht zu vermehren. Man muß in Frankreich Ambos oder Hammer sein; ich war als Ambos geboren. Ein schmales Erbtheil wird täglich schmäler, weil Alles mit der Zeit theurer wird, und weil oft auch die Regierungen Renten und Gelder antasten. Man muß aufmerksam sein auf alle Operationen, die ein stets verschuldetes und schwankendes Ministerium in den Staatsfinanzen macht. Es ist immer die eine oder die andere dabei, aus der ein Privatmann Vortheil ziehen kann, ohne Jemanden dafür verbindlich zu werden; und nichts ist so angenehm, als seinen Wohlstand selbst zu gründen. Der erste Schritt kostet einige Mühe, die weiteren sind leicht.“

Voltaire stand in solchen Dingen nicht mehr vor dem „ersten Schritt“, und so war es ihm leicht, „eine Operation in Staatsfinanzen zu entdecken, aus der ein Privatmann Vortheil ziehen konnte“. Es war dieß eine

---

[1] An Damilaville, 21. Juli 1764.

Lotterie, an welcher sich Voltaire mit einer Finanzgesellschaft betheiligte und einen großen Gewinn erzielte. Des letzteren Rechtmäßigkeit wird stark bezweifelt, wenigstens erhob der Generalprocurator Pelletier gegen Voltaire und seine Gesellschafter die Anklage, sie hätten in der Operation unerlaubte Proceduren angewendet. Der Dichter scheint selbst kein ruhiges Gewissen gehabt zu haben, denn trotzdem ihn der Finanzrath freigesprochen hatte, wollte er mit seinem Gewinn über das Meer gehen, und als die Freunde ihm diesen Plan ausredeten, machte er sich wenigstens so lange unsichtbar, bis Pelletier aus seinem Amte entlassen war.

Er ging zu seinem Freunde, dem Herzog von Richelieu, der auf seinem Schlosse in Lothringen durch nächtliche Gelage und allerlei Ausschweifungen das gute Volk jener Gegend ärgerte. Voltaire war ein willkommener Gast und nahm an den Festen redlich Antheil. Da vernahm er eines Tages, daß König Stanislaus in Nancy eine vielversprechende Handelsunternehmung gegründet, aber verboten habe, Auswärtige irgendwie daran theilnehmen zu lassen. Das beirrte Voltaire nicht. Eines Abends zur Mitternachtsstunde verließ er heimlich die „bacchische Bande" Richelieu's und eilte mit der Postkutsche nach Nancy, wo er sich 50 Actien geschickt zu verschaffen wußte. Als nach einigen Tagen die Papiere stiegen, verkaufte er sie um das Dreifache der Einlage [1]. Inzwischen durfte er auch wieder frei nach Paris zurückkehren und trat hier unter fremdem Namen in eine Handelsgesellschaft, „die in der Berberei Getreide einkaufte und dasselbe mit doppeltem Gewinn in Marseille absetzte" [2]. Zu gleicher Zeit nahm er Actien auf ein Exportgeschäft in Cadix und kaufte bei einer Lotterie nicht weniger als 600 Loose für sich allein. Da das Glück ihn wieder begünstigte und er in Folge dessen über eine große Summe verfügen konnte, übernahm er zur Hälfte mit den Brüdern Paris die Lieferung der Lebensmittel für die Armeen in Italien und Flandern. Das Unternehmen war so bedeutend, daß ihm nach dem Friedensschluß für die Truppen in Italien 7—800,000 Livres und fast eben so viel für jene von Flandern gezahlt wurden. Über die Lauterkeit des Gewinnes aber sagt Voltaire Folgendes in einem Brief an Des Brosses: „Werden die Völker noch lange in's Elend gestürzt und nach Deutschland getrieben werden, um sich dort beschimpfen, verachten und hinschlachten zu lassen, nur damit Marquet u. Comp.

‚Und Paris und die Brüder und jene, die mit ihnen raubten',

---

[1] An den Präsidenten Hénault, 1729. [2] Vgl. Maynard, I. S. 166.

sich bereichern können?"[1] Als Voltaire diese Zeilen schrieb, scheint er wohl vergessen zu haben, daß er selbst zu jenen Gebrüdern gehört hatte, sonst würde er wohl citirt haben:

Et Paris et fratres et qui rapuere sub illis
Quorum pars magna fui.

Nach so großartigen Speculationen, die ihm in drei Jahren ungefähr drei Millionen eintrugen, können wir die bescheidene Klugheit Voltaire's nur bewundern, wenn er auch unansehnlichere Mittel zur Vermehrung seiner Renten nicht verschmäht und sich deßhalb gelegentlich zum Bilderträdler macht. „Wenn ich nach Paris zurückkehre," schrieb er an seinen Agenten Moussinot, „so werden wir in allem Ernst uns auf den Trödel werfen", und darum sollte Moussinot schon im Voraus für 6000 Franken Bilder ankaufen.

Es wäre Unrecht, wollten wir Voltaire einen Vorwurf daraus machen, daß er auf redliche Weise seine väterliche Erbschaft zu wahren und zu mehren suchte, selbst wenn er sich deßhalb, nach der damaligen Anschauungsweise, zum Kaufmann und Trödler herabwürdigte. Aber abgesehen von den höchst unsauberen Manipulationen, die dabei mit unterliefen, sollte ihm das Geld nur dazu dienen, unabhängiger und freier in Verbreitung des Irrthums zu sein, ihn „muthiger machen, die Wahrheit zu sagen".

„Hast du gefüllt die Tasche mit Geld,
So lachst du aus die ganze Welt."[2]

Das war der Wahlspruch, den Voltaire von England herübergebracht hatte. Geld hatte er nun, sehr viel Geld, und das „Auslachen der Welt" sollte nicht ausbleiben. Die damaligen religiösen Streitigkeiten in Frankreich bei Gelegenheit der Bulle Unigenitus gegen die Jansenisten boten ihm einen willkommenen Vorwand, gegen die Absurditäten und Zänkereien vorzugehen, die nach seiner Meinung nothwendig aus dem Dogmenglauben hervorgingen. So schrieb er denn, ohne die Tragweite und den eigentlichen Gegenstand jener für das religiöse Leben so ernsten Controverse zu kennen, eine giftige Satire, deren Titel „Dummheiten auf beiden Seiten" hinlänglich die Tendenz kund gibt, sich über Gläubige und Ketzer zugleich lustig zu machen. In der That werden die Katholiken noch schlimmer behandelt als die Jansenisten, und wenn die „Medar=

[1] An Des Brosses, 5. Januar 1759.
[2] „Mets de l'argent dans tes poches et moque-toi du monde."

disten" Bären sind, so sind die „Molinisten" Schlangen u. s. w. Mit dieser Satire begann Voltaire den Kampf gegen Jansenisten und Jesuiten, der nach verschiedenen Stadien in dem Kriegsruf seinen Ausdruck fand, „man müsse den letzten Jesuiten mit dem Darm des letzten Jansenisten erdrosseln". Doch davon später. Für dießmal verdarb er es, wie die Fledermaus in der Fabel, mit beiden Parteien. Der französische Klerus brachte sogar Klage beim König ein; aber Voltaire hatte ja Geld in der Tasche und Freunde bei Hofe und konnte sich somit sicher fühlen. In diesem Bewußtsein wagte er denn auch bald noch eine gefährlichere That.

Eben war die damals gefeierte Schauspielerin Lecouvreur, eine Freundin Voltaire's, gestorben. Sie hatte den Priester zurückgewiesen und auf sein Zureden geantwortet, indem sie auf die Büste eines ihrer Liebhaber, des Marschall von Sachsen, zeigte:

„Siehe da meine Welt, mein Hoffen, meine Götter."

Mit dieser Blasphemie starb sie nach einem glaubens- und sittenlosen Leben. Man mußte ihr daher auch das kirchliche Begräbniß verweigern und verscharrte sie bei Nacht in einem Garten. Diese „Schändung" der Freundin konnte Voltaire nicht verschmerzen; er schrieb die Apotheose der Schauspielerin, indem er nach einigen bombastischen Lobeserhebungen der Verstorbenen eine wahre Fluth von Flüchen gegen den Fanatismus, die Barbarei und die Ungerechtigkeit der Menschen ausstößt, die „jene des Begräbnisses unwürdig erachteten, der man in Griechenland Altäre errichtet haben würde". Aber nicht bloß die Kirche, sondern auch die Regierung wurde angegriffen: „Frankreich ist eingeschlafen unter der Herrschaft des Aberglaubens", in England allein „wagen die Sterblichen noch zu denken", England „ist das glückliche Land, das die schmählichen Vorurtheile ebenso hinausgestoßen hat, wie die Tyrannen". „Götter," so schließt das Gedicht, „Götter, warum ist mein Vaterland denn nicht mehr die Heimath der Ehre und des Genies?"

Auf diese Frage antwortete dem Dichter bald ein dunkles Gerücht, welches besagte, die Apotheose der Komödiantin, das Lob des „allein noch denkenden England" habe bei Hof ebenso sehr mißfallen, wie im erzbischöflichen Palais, und man wisse nicht, was noch geschehen könne. Voltaire hielt es daher für das Beste, sich unsichtbar zu machen, und „der Trompeter" Thieriot erhielt gemessenen Auftrag, in allen Kaffeehäusern auszuposaunen, der Dichter habe sich wiederum nach England

eingeschifft, „wo jeder Mann von Talent ein großer Mann sei". In Wirklichkeit aber ging Voltaire (Januar 1731) nach Rouen, um sich bei einem Buchhändler einzuquartieren und den ersten Faden einer der infamsten Intriguen seines Lebens anzuspinnen.

Nach seiner Rückkehr aus England hatte er das dort begonnene Geschichtswerk über Karl XII. vollendet und den Druck desselben in Paris unternommen. Schon war ein Band fertiggestellt, als der Siegelbewahrer aus politischen Gründen die ganze Auflage beschlagnahmte und den Weiterdruck untersagte. Weil Voltaire damals andere Geschäfte genug hatte, ließ er es bei diesem Verbot bewenden und dachte nicht eher an sein Werk als jetzt, da er in Rouen einen unternehmenden Buchhändler fand, der es wagen wollte, das unterdrückte Buch und die verpönte Henriade auf eigenes Risico zu drucken. Als englischer Lord verkleidet überwachte Voltaire die Doppelausgabe und wohnte theils im Hause des Buchhändlers, theils auf einem Landgut in der Nähe, immer aber halb auf Kosten des Druckers Jore [1].

Die Arbeit ging rasch voran, und es drängte sich immer mehr die Frage auf, wie man die Werke absetzen würde. Am 1. Juli 1731 fragt Voltaire deßhalb bei Thieriot an, „wie die Minister sich wohl gegen die Ausgabe des Buches (Karl XII.), die ohne Theilnahme (!) des Auctors veranstaltet sei, verhalten würden". Endlich im Januar 1732 erlangte er durch verschiedene Freunde die Erlaubniß zum Verkauf des Werkes. Bis dahin aber hatte er dem waghalsigen Buchhändler schon ein neues, viel gefährlicheres Unternehmen aufgedrängt.

Es handelte sich (Aug. 1731) um die Veröffentlichung der englischen Briefe, in denen Voltaire das Resultat seiner Beobachtungen und Studien während seiner Verbannung niedergelegt hatte. An die

---

[1] Dieser glaubte sich im ausschließlichen Besitz der Manuscripte und ahnte nicht, daß Voltaire zur selben Zeit eine Ausgabe des nämlichen Werkes in London besorgen ließ. Mit Recht sagt der Buchhändler daher in einer späteren Denkschrift: „Wenn der Auctor behauptet, er verkaufe seine Werke nicht, so will das heißen, er verkaufe sie nicht in Bausch und Bogen (à forfait), denn so würde er wirklich viel verlieren. Er hat vielmehr die Gewohnheit, das Buch auf eigene Kosten drucken zu lassen, dann setzt er eine gewisse Anzahl von Exemplaren ab und verkauft den Rest an einen Buchhändler. Dieser Rest fällt aber in kürzester Frist sehr tief im Preise, weil Herr Voltaire mit einigen leichten Abänderungen bald darauf anderswo eine neue Ausgabe seines Buches veranstaltet." Vgl. die Denkschrift Jore's in den Voltariana. Erster Theil. S. 65 ff. — Besonders wichtig und entscheidend aber ist die Correspondenz Voltaire's mit dem Polizei-Lieutenant Hérault, die lange in Rußland lag und jüngst in den „Études sur la Russie" von M. Léonzon veröffentlicht wurde.

Druckerlaubniß für dieselben wagte Voltaire selbst nicht zu denken, und doch mochte er sie um keinen Preis noch länger im Pulte behalten. Daher sollte Jore noch einmal sein Glück wagen und einen geheimen Druck der Briefe auf Kosten Voltaire's unternehmen. Weil der Buchhändler jedoch vorsichtig zurückhielt, versicherte ihn der Auctor, er habe eine mündliche Erlaubniß zur Veröffentlichung des Werkes von einem hohen Hofbeamten erhalten. Damit gab sich Jore zufrieden, nahm das Manuscript und kehrte nach Rouen zurück. Einige Tage später schickte Voltaire seinen Freund Thieriot mit einer andern Copie nach London, um auch dort eine Ausgabe besorgen zu lassen. Jore aber hatte seinen Druck eher vollendet und meldete dieß dem Dichter, indem er um weitere Weisungen bat. Er erhielt die Antwort, auch nicht eine Zeile in die Öffentlichkeit dringen zu lassen, bis die Londoner Ausgabe cirkulire, und unterdessen die ganze, bereits vollendete Auflage in einem Versteck seines Magazins verborgen zu halten. Zugleich verlangte Voltaire, um gegen jede Indiscretion des Druckers sicher zu sein, von diesem folgenden undatirten Revers: „Mein Herr! Ich habe Ihr Geehrtes empfangen, worin Sie mich ersuchen, jene Briefe, die in London unter Ihrem Namen gedruckt werden, in Rouen weder zu drucken, noch drucken zu lassen. Ich verspreche Ihnen, in diesem Punkte nur nach Ihrem Wunsche zu handeln u. s. w. Jore." Außerdem mußte Jore noch folgenden Act unterschreiben: „Ich, Buchhändler Jore, bescheinige, daß ich von Herrn Sanderson jun. 2500 Exemplare der ‚englischen Briefe des Herrn Voltaire an H. T.'(hieriot) erhalten, welche Exemplare ich nicht eher zu verkaufen verspreche, als bis ich die Erlaubniß dazu erhalten und dem Herrn Sanderson vorab 100 Exemplare verabfolgt haben werde. Ebenso verspreche ich, mit dem genannten Herrn den Gewinn zu theilen, der mir aus den übrigen 2400 erwachsen wird u. s. w. Jore."

Durch diese beiden Schriftstücke war Voltaire unumschränkter Herr des unklugen Buchhändlers geworden. Erstens durfte Jore kein Exemplar verkaufen und zweitens konnte für den Fall einer Entdeckung Voltaire schwarz auf weiß beweisen, daß der Buchhändler nicht bloß nicht zum Druck ermächtigt war, sondern sogar ein ausdrückliches Verbot darüber vom Verfasser erhalten hatte.

Von dieser Seite sicher, that nun Voltaire einen weiteren Schritt. Er wollte sich durch einen Freund in den Besitz der geheimen Auflage setzen, um diese dann auf des Buchhändlers Gefahr und Kosten zu verkaufen. Cideville, ein Vertrauter Voltaire's, ging also zum Buchhändler,

und bot ihm tausend Ecus für die Gesammtzahl der vorräthigen Exemplare. Aber Jore merkte die List; er sah voraus, daß wenn einmal die mit seinem Druckzeichen versehenen Bücher in fremden Händen wären, Voltaire sie ungestraft verkaufen könne, da die Polizei sich an ihn, Jore, als den Verleger, halten würde. Auch nicht einmal eine einfache Lesung wollte er daher dem Freunde gestatten und ging in seiner Vorsicht so weit, 2000 Livres auszuschlagen, die ihm von einem anderen Agenten Voltaire's für ein Exemplar geboten wurden. Durch diese nachträgliche Klugheit Jore's wurde der erste Plan Voltaire's, sich ungefährdet der Auflage zu bemächtigen, einfach und wirksam vernichtet. Er sann daher auf einen neuen. Im Juli 1733 ließ er Jore mit zwei vollständigen Exemplaren der Briefe nach Paris kommen, an denen er mehrere Verbesserungen anbringen wollte, die wahrscheinlich den öffentlichen Verkauf des Werkes ermöglichen würden. Voller Hoffnung eilt der Buchhändler nach Paris, übergibt dem Verfasser die verlangten Exemplare, aber ohne das Titelblatt, und bittet ihn noch einmal inständig, doch ja der stets wachsenden Verlegenheit ein Ende zu machen. Bei diesen Worten sah Voltaire den Buchhändler einen Augenblick forschend an und sagte: „Ich kenne ein sicheres Mittel für Sie, sich mit einem Schlage aus aller Verlegenheit zu ziehen. Sie haben einen Feind in Rouen, den Drucker Ferrant, der Ihnen schon einmal unbefugtermaßen ein Buch nachgedruckt hat. Geben Sie ihm durch eine dritte Person das Manuscript der Briefe, er wird sofort anbeißen und den Druck derselben heimlich beginnen. Dann werden Sie und ich die Sache angeben, seine Ausgabe mit Beschlag belegen, und erklären, mir sei das Manuscript gestohlen worden. So werde ich die Erlaubniß erhalten, eine Originalausgabe zu veranstalten, und als solche wird die Ihrige dienen. Wollen Sie?“ Jore stand wie versteinert, er wagte kaum eine leise verneinende Antwort und ging; denn das fühlte er, ein Mann, der einen solchen Vorschlag zu machen wagte, war auch ihm gegenüber zu Allem fähig. Und er täuschte sich nicht.

Kaum war Jore aus dem Hause, so schickte Voltaire eines der beiden Exemplare an den Buchdrucker Franz Josse in Paris, unter dem Vorwande, es dort binden zu lassen. Aber statt das Buch zu binden, ging Franz Josse zu seinem Vetter René, und kam mit diesem überein, dasselbe heimlich auf gemeinschaftliche Kosten zu drucken. Der kluge Vetter René aber war der Meinung, er könne ebenso gut für sich allein den ganzen Nutzen haben, und machte sich deßhalb eilig an eine eigene

Ausgabe. Sobald Franz diesen Betrug entdeckte, ließ er sich, mehr neidisch als klug, dazu hinreißen, die Drucklegung René's der Polizei anzuzeigen, während er die seinige unter der Hand in mehreren Exemplaren schon abgesetzt hatte [1].

Da aber sowohl die Ausgabe René's als diejenige von Franz mit dem Druckzeichen „Rouen bei Jore" erschienen waren, wendete sich die Polizei sofort an diesen armen Buchhändler. Voltaire hinderte sie nicht daran, im Gegentheil schrieb er dem Polizeilieutenant: „Ich habe keinen Antheil an jener Ausgabe und bitte Sie daher, sich doch ja aller ihrer Macht gegen Jore zu bedienen." Um den armen Buchhändler auch in der öffentlichen Meinung zu ruiniren, streute er mündlich und schriftlich aus, „die verfluchten Briefe würden ohne sein Wissen verkauft; es habe ihn bereits 1500 Livres gekostet, die er dem unglücklichen Jore geliehen, damit dieser die Briefe nicht veröffentliche! Jore habe ihn zu Grunde gerichtet u. s. w." [2] Es dauerte denn auch wirklich nicht lange, bis der Buchhändler Jore für sein Verbrechen in die Bastille wanderte. Aber Voltaire seinerseits fühlte sich jetzt auch nicht mehr sicher. Eine Frage kam immer und immer wieder in seinen Sinn: „Wird Jore in der Noth nicht Alles gestehen? Und wenn er das Schlimmste läugnet, was wird er den Richtern vorspiegeln?" Dieß zu wissen war für Voltaire von der höchsten Wichtigkeit, denn da er jedenfalls in dem Proceß auch als Zeuge vorgeladen werden mußte, so kam Alles darauf an, daß er seine Aussage nicht in Widerspruch bringe mit der etwaigen Ausrede des Buchhändlers. So schrieb Voltaire an einen Freund: „Ich habe bisher immer versichert, Jore habe keine Ausgabe, und ich versichere es noch alle Tage. Das ist ein Grundsatz, von dem man nicht mehr weichen

---

[1] So erzählt Voltaire selbst den Hergang, verschweigt aber das Wesentliche, daß nämlich er der eigentliche Urheber des Pariser Nachdruckes war. Abgesehen von der eigenthümlichen Handlungsweise, gerade einem Buchdrucker ein Buch zum Binden zu schicken, hatte Voltaire auch positiv an der Josse'schen Ausgabe geholfen. Erstens erschien die Pariser Ausgabe mit dem Druckzeichen „Rouen bei Jore", was Josse nicht wissen konnte, da Jore das Titelblatt wohlweislich aus den beiden, Voltaire überlassenen Exemplaren herausgerissen hatte. Zweitens waren in der Pariser Ausgabe mehrere Änderungen, die nur der Verfasser hatte anbringen können. Drittens steht es fest, daß er das zweite, ihm von Jore übergebene Exemplar nach Holland zum „Einbinden", d. h. zum Drucken schickte, und ebenfalls auf den Namen „Jore in Rouen" zu gleicher Zeit mit der Pariser Ausgabe erscheinen ließ. Also zwei heimliche Nachdrucke, die von Voltaire zum Schaden des ersten Buchhändlers und doch unter dessen Namen veröffentlicht wurden.

[2] Vgl. Briefe vom April 1734 an Cideville, Formont, d'Olivet u. s. w.

muß. Im Anfang des Sturmes schrieb ich an Jore doppelsinnig (!); hätte er mir darauf nur mit einer Zeile geantwortet, so hätte mich das beruhigt. Statt dessen aber hat er mich im Ungewissen darüber gelassen, was er thun werde, und mithin auch, was ich thun müsse. Sein großer Fehler war, daß er mir nicht gleich schrieb. Was kostete es ihn, mir zu sagen: ‚Ich habe diese Ausgabe nie gesehen noch gekannt und so werde ich immer sprechen'? Glücklicherweise hat er vor den Richtern so gesprochen, aber er hätte es mir gleich von vorneherein sagen sollen. Jetzt wenigstens darf man von dieser Aussage nicht mehr abgehen. Die Hauptsache bleibt auch jetzt noch, daß Jore mich immer auf dem Laufenden seiner Aussagen vor Gericht erhalte, damit ich im Nothfalle nicht das Gegentheil behaupte." [1]

In Folge der Aussagen Jore's nahm jedoch der Proceß für Voltaire eine immer bedenklichere Wendung, und dieser hielt es für das Gerathenste, auf einige Zeit die Hauptstadt zu verlassen. Er eilte nach Monjeu, dem Schlosse des Herzogs von Richelieu, der eben Hochzeit feierte. Hier glaubte er sich sicher vor aller Polizei, sang den Brautleuten ein unziemliches Epithalamium, und überließ sich getrost den wilden Freuden eines Schlosses, das ein Mémoire jener Zeit eine „Räuberhöhle (spelunca latronum)" nennt. Aber die Polizei wachte und eines Tages „stellte sich ein Bevollmächtigter mit einem Haftbefehl für Herrn von Voltaire ein", ließ diesem jedoch gerade noch Zeit, durch die Gärten des Schlosses zu entkommen und nach Basel zu entfliehen. Der Geladene wußte recht wohl, was seiner wartete. „Ich habe eine tödtliche Abneigung gegen den Kerker," schrieb er. „Ich bin krank, eine dumpfe Luft hätte mich getödtet, und man hätte mich vielleicht in irgend ein Loch gesteckt. Die Ordre gegen mich muß streng sein, denn die Landreiter sind aufgeboten." Aus der Schweiz wagte er einigemale nach Lothringen zu einem Freund zu kommen, aber lange durfte er auf französischem Boden nicht bleiben, denn der Proceß gegen Jore hatte inzwischen einen unerwartet schlimmen Ausgang genommen.

Der Buchhändler hatte nämlich bewiesen, daß die Pariser und Amsterdamer Ausgaben kein Werk seiner Presse sein könnten, schon weil sich in seiner Druckerei keine Lettern befänden, die jenen der beklagten Drucke ähnlich wären. Dieser Beweis wurde angenommen und Jore aus der Bastille entlassen. Doch kaum war er zu Hause angekommen,

[1] An Cideville, 1. Juni 1734.

als ihn die Polizei überfiel und eine strenge Haussuchung hielt, weil man aus Briefen Voltaire's erfahren hatte, daß Jore eine ganze Auflage, die ganz gewiß von ihm besorgt sei, versteckt halte. Nach einigem Suchen wurde der ganze Vorrath wirklich gefunden, Jore wieder eingezogen und in die Bastille geführt, wo er denn auch endlich den ganzen Hergang der Sache und die Gemeinheiten Voltaire's gegen ihn aufdeckte. Voltaire sprühte bei der Nachricht von diesen Enthüllungen Feuer und Flammen gegen den „erbärmlichen Schuft, den schändlichen Verräther", er läugnete die Wahrheit der Angaben Jore's und verschwor sich heilig, keinen Antheil an der Ausgabe zu haben u. s. w. Allein das Läugnen half ebensowenig als das Schimpfen; am 10. Juli 1734 wurden auf Parlamentsbeschluß die englischen Briefe von Henkershand auf offenem Platze zerrissen und verbrannt, „als eine Ärgerniß erregende, der Religion und den guten Sitten feindliche sowie die der Obrigkeit schuldige Achtung untergrabende Schrift". Jore verlor durch die Strafsumme fast sein ganzes Vermögen und, was schlimmer war, man entzog ihm sein Meisterrecht, und damit auch das letzte Mittel, seine arme Familie ehrlich zu unterhalten. Voltaire dagegen flüchtete nach Holland und suchte von dort aus, nicht den unglücklichen Buchhändler zu unterstützen, sondern durch mächtige Fürsprecher bei Hof seine eigene Begnadigung zu erwirken. Diese erhielt er denn auch nach einem halben Jahre Verbannung „unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er sich in Paris auch als ein vernünftiger Mann, der schon ein gewisses Alter habe, aufführen wolle". In Folge dieser Ermächtigung kehrte er am 30. März 1735 wieder in die Heimath zurück. Alles schien beendigt, die ganze Geschichte begraben und vergessen. Da kam eines Tages der unglückliche Jore zu Voltaire und verlangte die Bezahlung der rückständigen Druckkosten. Voltaire wollte darauf nicht eingehen und erbot sich, höchstens die Hälfte der Auslagen zu übernehmen. „Gut," sagte Jore. „Ich habe vierzehn Tage in der Bastille gesessen, lassen Sie sich also sieben Tage einsperren; ich habe 22,000 Franken verloren, ersetzen Sie mir 11,000, und ich bin immer noch genug geschlagen durch den Verlust des Meisterrechtes." Voltaire wollte weder das Eine noch das Andere, und Jore sah nach langem Worten schließlich kein anderes Mittel, als die Angelegenheit den Richtern zu überweisen. So einfach die Klage lautete, Voltaire wußte sie durch Intriguen und Lügen so zu verwickeln, daß der Proceß volle drei Jahre dauerte, schließlich aber doch zum Schaden und, was mehr war, zur Schande Voltaire's endete.

Das Endurtheil vom Juli 1738 verdammte den Dichter zu einem Almosen von 500 Livres, — an und für sich freilich eine kleine Strafe, aber nach damaligem Rechtsgebrauch besaß die Verurtheilung zum Almosen einen infamirenden Charakter und wurde besonders von den Vornehmeren außerordentlich gefürchtet. Auch Voltaire empfand diese Infamie sehr tief: „500 Livres Almosen geben," schrieb er, „das heißt mich als einen Ehrlosen brandmarken!" Um sie nicht bezahlen zu müssen, versuchte er also die letzten Mittel, selbst die Behauptung, er sei zu arm dazu! Aber man ahnte bei Gericht etwas von den 28,000 Livres Renten, die er bezog, und so bestand man darauf, daß er das Almosen entrichte und sich „als einen Ehrlosen brandmarke".

Das wäre in kurzen Zügen die quellengemäße Darstellung des ersten größeren Rechtsstreites Voltaire's, den zwar auch Freunde des Philosophen, wie Dr. Strauß, „einen widrigen Proceß" nennen, von dem sie aber doch wieder behaupten, „daß Voltaire darin ohne Zweifel im Rechte war" [1].

Um nun auf die beiden Werke zu kommen, welche den Anlaß zu jener traurigen Geschichte abgaben, beschränken wir uns auf das Urtheil eines Fachmannes, wie Schlosser, der „Karl XII." für nichts viel Besseres als einen Roman hielt. Schiller, der seinerseits in seinen Geschichten in denselben Fehler fiel wie Voltaire, bekennt sich von „Karl XII." entzückt, da dieser das Interesse einer Robinsonade mit dem philosophischen Geist und der eigenthümlichen Schreibart des Siècle de Louis XIV. verbinde. Und nichtsdestoweniger wurde Voltaire durch dieses Werk und ähnliche in gleichem Tone gehaltene eine für die Geschichtschreibung epochemachende Autorität. Mag man auch sein Verdienst in dieser Hinsicht oftmals zu hoch erhoben haben, so bleibt doch Thatsache, daß er durch die unterhaltende, angenehme Form das Studium der Geschichte in weiten Kreisen verbreitet hat. Es bleibt aber auch hinwiederum sicher, und er selbst hat darüber merkwürdige Geständnisse gemacht, daß er historische Stoffe mit dichterischer Freiheit bearbeitete, sich um die Objectivität der Charaktere

---

[1] „Auch ein widriger Proceß mit dem Buchhändler knüpfte sich an dieses Werk (die englischen Briefe), worin Voltaire ohne Zweifel im Rechte war, aber durch eine übelangebrachte Kargheit dem Gegner die Möglichkeit in die Hand gab, ihn als Geizhals zu verschreien." So Strauß in seinen Vorträgen. Gegenüber dieser kühnen Behauptung glaubten wir, etwas näher gerade auf diesen Proceß eingehen zu sollen, um wenigstens an einem Beispiele zu zeigen, wie gewisse Leute „Geschichte schreiben". Die einzelnen Belege für unsere Darstellung finden sich weitläufig bei Maynard, I. S. 187—200.

und Glaubwürdigkeit der Thatsachen wenig kümmerte und dieß besonders in späteren Werken, bei denen die Geschichtschreibung ihm nicht Zweck, sondern Mittel für Verbreitung seiner Irrthümer war. Auch darin ist man viel zu weit gegangen, daß man ihn als den Ersten aufführt, der den Schwerpunkt der Historiographie auf eine wohlgruppirte, philosophisch gegliederte Darstellung verlegt, und sich von der Art der gelehrten Geschichtsschreiber losgemacht habe, deren Hauptsorge auf die unkritische Anhäufung eines unverdaulichen gelehrten Ballastes ging. Selbst vor Voltaire gab es in Deutschland, Frankreich und England Geschichtschreiber, die an Schönheit der Darstellung, Gliederung des Materials und kritischer Schärfe dem Anekdotensammler Voltaire nichts nachgeben. Freilich Romane haben sie nicht geschrieben — aber Romane sind auch keine Geschichte.

Die englischen oder philosophischen Briefe hat bereits der Henker als das behandelt, was sie waren. In der That sprach das Parlament nur eine begründete Kritik aus, wenn es diese Briefe als „anstößig, der Religion, den guten Sitten und der Achtung gegen die Obrigkeit zuwiderlaufend" zum Feuertode verurtheilte. Was Voltaire über die Religion dachte, wissen wir zur Genüge, und können uns daher auch leicht vorstellen, welche Liebenswürdigkeiten gegen die katholische Kirche er in den sieben ersten Briefen den Quäkern und Anglikanern in den Mund legte. Interessanter ist es, zu vernehmen, was er in einem der drei politischen Briefe über die Regierung sagt: „Das englische Volk," heißt es dort, „ist das einzige auf Erden, das dahin gelangt ist, durch seinen Widerstand die königliche Gewalt zu regeln, und das sich durch seine Anstrengungen endlich diese weise Regierungsform gegeben hat, wo der Fürst alle Macht besitzt, Gutes zu thun, während ihm für das Üble die Hände gebunden sind; wo die Adeligen groß sind ohne Übermuth und ohne Vasallen, und das Volk an der Regierung Antheil hat ohne Unordnung. Die Regierung Englands ist nicht auf Glanz berechnet, ihr Zweck ist nicht, Eroberungen zu machen, sondern zu verhindern, daß ihre Nachbarn solche machen. Dieses Volk ist nicht bloß auf seine eigene Freiheit eifersüchtig, sondern auch auf die der anderen Völker. Es hat etwas gekostet, allerdings, die Freiheit in England zu begründen, es sind Ströme von Blut geflossen, worin das Götzenbild des Despotismus ersäuft worden ist; aber die Engländer glauben ihre Freiheit nicht zu theuer erkauft zu haben. Die anderen Nationen haben nicht weniger Blut vergossen; aber das Blut, das sie für die Sache ihrer Freiheit dahingaben,

hat nur zum Kitt ihrer Knechtschaft gedient." Diese in manchen Punkten richtigen Worte waren im Munde Voltaire's eine Aufforderung zum „Widerstande behufs Regelung der königlichen Gewalt", ein verfrühter Ruf zur Revolution, „die in Strömen von Blut die Tyrannei ertränken sollte". Was Voltaire darunter verstand, hatte er einige Jahre früher in seiner Ode „La chambre de justice" mit einer wahrhaft revolutionären Begeisterung gesungen:

„Vieille erreur, respect chimérique
Sortez de nos cœurs mutinés!
Chassant le sommeil léthargique
Qui nous a tenus enchaînés.
Peuple que la flamme s'apprête,
J'ai déjà, semblable au prophète
Percé le mur d'iniquité:
Volez, détruisez l'injustice,
Saisissez au bout de la lice
La désirable liberté!"

„Fort, alte Lüge! Sklavengedanken,
Gespensterträume der Tyrannei!
Aus Grabesgrund, trotz Ketten und Schranken,
Der Zorn erwachte, die Bahn ihm frei!
Auf, Mann des Volkes! Schür' hell die Flammen,
Gleich dem Propheten schon zusammen
Riß ich der Bosheit Mauerkreis.
Nun stürmet ihr kühn die Knechtschaft nieder,
Und greift an der Ringbahn Ziel, ihr Brüder!
Der Freiheit heißersehnten Preis!"

---

8. Cirey.

1735.

In einem der englischen Briefe hatte Voltaire auch von der Gunst und dem Ansehen gesprochen, in denen beim britischen Adel Wissenschaft und Kunst ständen, und von der Ehre, die dort den Künstlern gezollt würde. Er stellte förmlich ein Programm der Verehrung auf, wie sie den Dichtern und Schriftstellern von Seiten des Adels und der Regierung gebühre[1]. Im Munde Voltaire's war dieses Programm, das eine Klage sein sollte, eine Ungerechtigkeit. Vor allen anderen damaligen Literaten Frankreichs hatte er am wenigsten Grund zur Beschwerde, als habe man ihm nicht genug Aufmerksamkeit, Ehre, Liebe und — Gold gespendet. Frühzeitig vom Vater aus dem Elternhause verbannt, hatte er anfangs aus Noth, später aus Sparsamkeit oder Eitelkeit von der Huld der Großen gelebt, in ihren Häusern gewohnt, in ihren Salons geherrscht und wie einer aus ihrer Mitte sich der zuvorkommendsten Freundlichkeit zu erfreuen gehabt, bis er selbst durch Übermuth diesem Verhältniß ein zeitweiliges Ende machte. So haben wir ihn nach seinen eigenen Worten „von Schloß zu Schloß ziehen" sehen, überall als geehrter Gast empfangen und beherbergt. In der Hauptstadt hatte der Dichter zwar anfangs ein eigenes Haus gemiethet, gab dasselbe aber bald wieder auf, da es angenehmer für ihn war, bei einer vornehmen Dame, einer reichen Wittwe oder freisinnigen Gattin zu leben. So bezog er 1723 das Hôtel der Präsidentin de Bernières angeblich als Miether, aber zwei Jahre später sah der Präsident sich veranlaßt, sein Hausrecht geltend zu machen und Voltaire vor die Thüre zu setzen[2]. Bei seiner Rückkehr aus England fand er eine andere „Freundin", eine „wahre Göttin der Gastfreundschaft", in der emancipirten Baronin de Fontaine-Martel. In ihrem Hause herrschte er als unumschränkter Meister, „alle Tage waren Fest-

---

[1] De la considération qu'on doit aux gens de lettres.

[2] Maynard, I. S. 292 ff.

tage, denn man hatte nicht weniger als 40,000 Livres Renten durchzubringen", und „die Baronin liebte die Feste und Vergnügen über Alles", sie war nach Voltaire's Urtheil „eine Frau ohne Vorurtheile und ohne Schwächen". Als unliebsamer Störefried stellte sich aber hier der Tod ein. In einer mehr als gemeinen Weise schreibt Voltaire darüber: „Ich habe Madame de Fontaine verloren. Was werden Sie dazu sagen, daß ich ihr Beichtvater war in dieser häßlichen Viertelstunde ihres Todes und sie nach allen Regeln habe sterben lassen? Während ihrer Krankheit wachte ich die Nacht durch an ihrem Lager, am Tage verwaltete ich ihr Haus. Denken Sie nur, ich selbst habe der armen Frau angekündigt, daß sie absegeln müsse. Anfangs wollte sie von den Ceremonien des Abschieds gar nicht reden hören; aber ich hielt es für meine Ehrenpflicht, daß Alles mit Anstand geschehe. So brachte ich ihr denn einen Priester, halb Jansenist, halb Heuchler, welcher dergleichen that, als hörte er sie Beicht, und dann wieder kam, ihr den Rest zu bringen. Als dieser Comödiant von St. Eustache sie nun fragte, ob sie auch unerschüttert glaube, daß Gott, ihr Schöpfer, in der Eucharistie gegenwärtig sei, antwortete sie zwar: ‚Ach ja, gewiß!' aber sie that es mit einem solchen Tone, daß ich in einer minder trübseligen Stunde vor Lachen ausgeplatzt wäre." [1]

Diese entsetzliche Leichenrede auf die sterbende Baronin erhält für Voltaire selbst eine schaurige Bedeutung, wenn man jene „Lachlust" in Gegenwart des Todes, der Gotteslästerung und der heiligsten Eucharistie mit jenen Ausbrüchen der Wuth und Verzweiflung vergleicht, die man am Sterbebett des Philosophen einst hören sollte. Kaum war die Baronin begraben, so vergaß Voltaire ihre Wohlthaten um so lieber, als er eine bessere Freundin in der Marquise du Chatelet fand, die, als die bekannteste von allen weiblichen Trabanten des Philosophen, volle sechzehn Jahre hindurch ihre Schande mit der seinigen vermählte und der Welt das traurige Beispiel einer „philosophischen Ehe" gab.

Gabriele Emilie de Breteuil (geb. 1706) war eine der gelehrtesten Frauen ihres Jahrhunderts. Mit 15 Jahren übersetzte sie Virgil und schrieb grammatikalische Commentare zu den französischen Klassikern des 17. Jahrhunderts. Ihre mit dem Marquis du Chatelet-Lomont eingegangene Ehe war mit drei Kindern gesegnet, sank aber nach damaliger Mode bald zu einem bloß conventionellen Verhältniß herab. Der Mann trieb sich in den Garnisonen oder auf der Jagd umher — die Frau suchte

[1] An Cideville, 15. Nov. 1732. An Formont, Nov. 1732.

neue Freunde, „und rechnete es sich zur Ehre an, zu den vom Herzog von Richelieu entehrten Weibern zu zählen"![1] Über ihre Gesinnungen, insoweit uns der Anstand dieselben mitzutheilen erlaubt, geben hinreichend Aufschluß zwei ihrer Werke, die „Zweifel über die Religion" (1767) und die Abhandlung „Über das Glück". „Um glücklich zu sein, muß man sich aller Vorurtheile entschlagen, tugendhaft und gesund sein, Liebhabereien und Leidenschaften haben, und der Selbsttäuschung (illusion) fähig sein. ... Man muß damit beginnen, sich selbst zu sagen und sich wohl davon zu überzeugen, daß wir in dieser Welt nichts Anderes zu thun haben als uns angenehme Nerven- und Gemüthserregungen zu verschaffen. Die Moralisten, welche beständig predigen: ‚Bekämpft die Leidenschaft, beherrscht die Begierden, wenn ihr glücklich sein wollt', kennen nicht den Weg des Glückes. ... Zwischen dem Übel und der Lust muß man wählen, und die Lust aufgeben, wenn der Schmerz größer ist, z. B. die Völlerei, wenn sie das Podagra oder Magenweh verursacht. ... Spiel und Studium, so lange man dessen noch fähig ist, Gaumenlust und Ehrsucht, das sind selbst noch Glücksquellen des Greisenalters. ... Und hilft Alles nichts, will das Glück nicht nahen, so liegt es glücklicherweise nur an uns, das Ende unseres Daseins zu beschleunigen, wenn es sonst zu langsam kommt."

Man hat die Marquise oft eine „argverleumdete" Frau genannt, aber das, was geschichtlich über sie festgestellt ist, zeigt mehr als hinreichend, daß es schwer hielt, sie in gewissen Punkten überhaupt noch zu verleumden. Wir begnügen uns daher mit der Bemerkung, daß ihr Leben ihrem Katechismus des Glückes bis auf das letzte Jota entsprach — mit Ausnahme des schließlichen Selbstmordes; in diesem Punkte wollte Gott auf eine furchtbare, Entsetzen und Grausen erregende Weise selbst eingreifen, um ein schuldbelastetes Dasein in seiner Weise zu beenden.

Voltaire hatte die Marquise zuerst bei ihrem Vater kennen gelernt, sie dann aber seit ihrer Verheirathung und seiner Verbannung nach England aus den Augen verloren. Nach dem Tode der Baronin de Fontaine trat sie ihm wieder näher; gemeinschaftlich mit ihr wohnte der Dichter der Hochzeit des Herzogs von Richelieu in Monjeu bei und floh beim Herannahen der Polizei ebenfalls in ihrer Begleitung auf das Schloß des Marquis du Chatelet nach Cirey. Sei es aus Blindheit oder schändlicher Indifferenz, der Gemahl hatte gegen das freche Auftreten des

[1] Condorcet, Vie de Voltaire.

Gastes in seinem Hause Nichts einzuwenden, und verhielt sich ruhig, so lange man ihn selbst nicht belästigte. Nichtsdestoweniger war dieser erste Aufenthalt Voltaire's in Cirey nur von kurzer Dauer, da der schlimme Ausgang des Processes gegen Jore ihn zur Flucht in's Ausland zwang. Bei seiner Rückkehr (1735) beeilte er sich aber, die liebgewonnene Einsamkeit und den Umgang in Cirey wieder aufzusuchen und verweilte daselbst ununterbrochen fast drei Jahre lang (Juni 1735—38).

Er fühlte sich dießmal so heimisch und behaglich, daß er, gegen seine Gewohnheit, großmüthig wurde und „Geld, sehr viel Geld ausgab". Die Familie du Chatelet war nicht reich und Voltaire übernahm es, auf seine Kosten das halbverfallene Schloß wieder herzustellen. Gärten wurden angelegt, die Wohnungen eingerichtet, eine große Galerie zur Aufstellung der physikalischen Apparate angebaut, und nach und nach gestaltete sich Cirey zu einem wirklichen Feenschlößchen. Die Beschreibungen, welche eine Augenzeugin von der Pracht und dem Aufwande in den Zimmern Voltaire's und der Marquise entwirft, sind großartig und scheinen, nach anderen Zeugnissen zu urtheilen, auch keineswegs übertrieben. „Nein," sagt sie am Schluß ihrer Schilderung, „man kann sich gar nichts Schöneres denken, so wonnig und bezaubernd ist dieser Aufenthalt. Wenn ich ein solches Zimmer hätte, würde ich mich in der Nacht noch aufwecken lassen, um es zu betrachten." Die Arme! Sie konnte in dieser Beziehung während ihres dritthalbmonatlichen Aufenthaltes in Cirey ruhig schlafen; denn ihr hatte man, wie den meisten übrigen Gästen, ein ärmliches Dachstübchen gegeben, das sie mit den Mäusen, Spinnen und Winden theilen mußte. „Alles," fügt sie daher unmuthig bei, „was nicht zu den Zimmern der Hausfrau und Voltaire's gehört, ist voll des ekelhaftesten Schmutzes."

Dieselbe Schriftstellerin entwirft uns auch ein Bild von dem Leben der Schloßbewohner. Morgens bis 11 Uhr blieb Jeder auf seiner Stube und arbeitete; dann nahm man in der Galerie Voltaire's den Café, was gewöhnlich eine Stunde dauerte. Um Mittag war Tisch für die „Kutscher", d. h. für den Marquis, eine Verwandte Voltaire's und deren Sohn, der als Abschreiber bei seinem Oheim diente. Den Nachmittag über wurde wieder gearbeitet bis zum Abendessen, das man gemeinschaftlich einnahm. Der Marquis saß schweigend da, aß wenig und verschwand möglichst rasch. „Der wahre Hausherr war Voltaire, der Diener verließ niemals seinen Stuhl bei Tisch und seine Lakaien reichten ihm alles Nöthige, wie die Pagen bei den Edelleuten des Hofes." Nach dem Ver-

schwinden des Marquis wurde Alles heiter und aufgeräumt; Voltaire erzählte, las vor, was er geschrieben, und besonders beliebt waren jene Abende, an denen er ein Stück der Pucelle zum Besten gab. Bisweilen erheiterte der Dichter die Gesellschaft mit der Zauberlaterne, durch Bilder seiner Erfindung und zugehörige Erklärungen in seinem Stil. Die gesuchteste und großartigste Erholung aber waren die zahlreichen Aufführungen und Proben der Voltaire'schen Schauspiele. „Wir haben," erzählt die Berichterstatterin, „gestern Abend gezählt, daß wir in Zeit von vierundzwanzig Stunden dreiunddreißig Acte Tragödie, Comödie, Oper u. s. w. entweder wiederholt oder gespielt haben."

Ob dieses Leben wohl so glücklich war? Hören wir die Nichte Voltaire's, welche im Jahre 1738 ihm einen Besuch abstattete. Ihr erster Eindruck war düster wegen der Tyrannei, die ihr Onkel von der Marquise zu erdulden hatte. Voltaire war nicht einmal frei in der Wahl seiner Arbeiten. „Der ‚Maulaffe' (Madame du Chatelet) verschloß das Manuscript ‚Siècle de Louis XIV.', an dem Voltaire arbeitete, und wollte durchaus nicht, daß er sich weiter damit beschäftige, weil sie nur die Geometrie liebte und schätzte, die Geschichte aber als reinen Klatsch betrachtete." Ein anderes Mal entstand ein Streit, weil die Dame ihn nicht lesen lassen wollte, und da er trotzdem darauf bestand, sie ihn alle Augenblicke unterbrach und sich über das Gelesene lustig machte. Ohne scharfe Worte und oft wahre Wuthausbrüche ging es dabei nicht ab, ja manchmal kamen sie so weit, daß sie sich schlugen [1].

Noch strenger war Voltaire überwacht in seinem mündlichen und schriftlichen Verkehr mit Freunden. Kaum war ein Besuch bei ihm eingetreten, so erschien schon bald ein Diener, der den Dichter zur Marquise beschied. War der Verdacht größer, so kam sie auch wohl selbst. So eines Tages, als Voltaire einer ihn besuchenden Dame gerade ein Stück vorlas, ein Wagniß, zu dem er sich nur in der festen Überzeugung verstiegen hatte, die Marquise sei mit einem anderen Freunde beschäftigt. Aber plötzlich ging die Thüre auf, die Gefürchtete erschien persönlich auf der Schwelle, bleich vor Zorn mit feurigen Augen. Der Streit begann, er wurde lebhaft geführt und da die Marquise nicht mehr ihrer selbst mächtig war, eilte sie wüthend hinaus . . . Aber auch dießmal versöhnte man sich wieder und aß sogar zum Beweis davon „aus demselben Löffel". — Andere Anekdoten müssen wir aus guten Gründen unterdrücken. Aus

[1] A. Houssaye, Le Roi Voltaire, p. 140.

Allem jedoch geht zur Genüge hervor, „daß die ‚göttliche Emilie‘ ihrem Nicomedes das Leben ein wenig (?) hart machte", „daß sie sich nicht verständigen konnten," und „daß man unmöglich ärger ausspionirt und weniger frei sein konnte als Voltaire in Cirey" [1].

Das war also das Glück und der Friede dieser „philosophischen Ehe"!

Außer den Zänkereien im Innern trübten auch die Feinde von außen nur zu oft die Stille der „philosophischen Einsiedelei". „Mitten in einer Comödie oder einem anderen Vergnügen erhielt Voltaire Briefe, die ihm nicht gefielen, dann stieß er ein wüstes Geheul aus und fiel in convulsivische Krämpfe." Die bloßen Namen einzelner seiner Feinde konnte er nicht einmal aussprechen hören. „Es ist etwas Entsetzliches um den Fanatismus dieses Mannes gegen Des Fontaines und Rousseau. Ich komme eben von einer schrecklichen Unterhaltung über diese Leute, in der wir Voltaire zu bereden suchten, sie doch einfachhin zu verachten. O menschliche Schwäche! Sobald er nur von ihnen redet, verliert er gleich Verstand und Sinn und es ist wirklich zum Weinen, wenn man solche erbärmliche Schwachheiten bei einem solchen Manne sehen muß!" Von Rousseau sagte er einmal in einem solchen Paroxysmus von Wuth: „Wenn der Mensch schon gestorben wäre, ich ließ ihn herausgraben, um ihn aufzuhängen." [2] Mit Recht sagt die Berichterstatterin anderswo: „Ein Wort seiner Gegner setzt ihn, wie er es nennt, in Verzweiflung: es ist das Einzige, was ihn beschäftigt und in Thorheit taucht. Ich kann Ihnen nur dadurch einen Begriff von dieser Bitterkeit geben, daß ich sage, sie sei stärker und erbärmlicher, als sein Geist groß und umfassend ist. Denken Sie nun, daß er dazu noch an bösen Säften leidet, von denen er nicht reden hören will, und daß seine Eifersüchteleien ihm noch neue geben, und er sich dann, Gott weiß, dem Tode nahe glaubt. Er quacksalbert beständig an sich herum, und nun hat er sich auch noch in den Kopf gesetzt, er dürfe nicht viel essen, so daß er fast vor Hunger stirbt. Und nun urtheilen Sie selbst, welches das Glück dieser Leute sei, von denen wir glauben, daß sie den Gipfel der Seligkeit erreicht haben!" [3]

---

[1] Diese ganze Schilderung ist dem Werke der Frau von Graffigny: „Vie privée de Voltaire et de Madame du Châtelet etc." entnommen, das trotz seiner außerordentlichen Enthüllungen schon deßhalb allen Glauben verdient, weil es mit dem Tagebuch des eigenen Secretärs Voltaire's übereinstimmt.

[2] Vie privée etc., p. 80. 113. 279.

[3] Vie privée etc., p. 278.

Daß unter solchen Umständen ein katholischer Priester in Cirey überflüssig war, ist selbstredend . . . Indessen erforderte der Anstand, daß man einen „Messeleser“ habe, denn man war oder mußte wenigstens äußerlich katholisch sein. Daher wurde ein Chemiker gesucht, „der zugleich Messe zu lesen verstünde und sie auch wenigstens alle Sonn- und Feiertage in der Schloßkapelle halten wolle. Diese Messe ist die unumgängliche Bedingung, ohne welche man den Chemiker nicht brauchen kann“ [1]. Von Voltaire wird erzählt, er habe von seinem Zimmer aus die Messe gehört und mit schmutzigen Scherzen dabei geantwortet! — Wahrlich, man schaudert bei solchem Anblick und die Hand wagt es kaum, die furchtbaren Gotteslästerungen zu verzeichnen.

Dieses gemeine Leben hinderte übrigens weder Voltaire noch die Marquise, mit einer wahren Leidenschaft zu arbeiten. Während er die Marquise im Englischen unterrichtete, damit sie Newton und Locke im Original lesen könne, weihte sie ihn in die Geheimnisse der Mathematik und Physik ein. Von Natur mit einem wirklich außerordentlichen Talent für die mathematischen Wissenschaften begabt, hatte die Marquise diese Anlage mit einem solchen Eifer ausgebildet, daß sie nach dem Urtheile Ampère's in dieser Hinsicht eine „phenomenale Frau“ wurde. Voltaire, welcher zur Einführung seiner englischen Weisheit der Mathematik und Naturkunde bedurfte, ließ sich von ihr darin unterrichten. Er studirte so eifrig, daß er schon nach einem Jahre mit den größten Gelehrten Frankreichs und mit seiner eigenen Lehrerin (freilich hinter ihrem Rücken!) um den Preis der Akademie der Wissenschaften zu concurriren versuchte [2]. Aber weder er noch die Marquise waren glücklich. Der Preis wurde gleichmäßig zwischen Euler, P. Lozeran S. J. und dem Grafen de Créqui vertheilt. Durch den ersten Mißerfolg ließ er sich nicht entmuthigen, sein Glück noch ein zweites Mal, wenn auch mit keinem besseren Resultat, zu versuchen. Als er nach diesem doppelten Mißerfolg an den gelehrten Akademiker Clairault die Frage stellte, was er von seinen naturwissenschaftlichen Studien halte, erhielt er die Antwort: „Mit einer eisernen

[1] An Moussinot, December 1737.

[2] Es ist außerordentlich interessant, die kleinen Mittel zu erfahren, welche Voltaire anwendete, um den Preis möglichst sicher zu erringen. So schickte er „im strengsten Incognito“ einen Freund in Paris zu mehreren der Akademiker, um auf Umwegen zu erfahren, wie sie die Preisaufgabe auffaßten, welches in den streitigen Punkten ihre persönliche Meinung sei, und was sie zu dieser oder jener Schwierigkeit, zu dieser oder jener Lösung sagten u. s. w.“ Das Alles steht wörtlich und sehr ausführlich in den Briefen Voltaire's an Moussinot, Mai 1737.

Anstrengung (travail opinâtre) werden Sie es höchstens zu einer mittelmäßigen Gelehrsamkeit bringen." So kränkend es auch für seinen Stolz war, daß er, der für ein Universalgenie gelten wollte, es in der Mathematik nicht einmal einer Frau gleich thun könne, hörte er doch auf das Wort des Freundes. Nur sehr behutsam trat er mit seinem Werke über die „Elemente der Philosophie Newtons" auf (1738) und überließ es späterhin Anderen, durch positive Forschungen Scheinbeweise für die antichristliche Philosophie zu suchen.

Trotz der Abneigung der Marquise gegen literarische Studien, waren die Tage von Cirey doch fruchtbar an Poesie- und Prosa-Werken. Um hier von den zahlreichen kleineren Epigrammen, Episteln, Oden, Liedern u. s. w. zu schweigen, nennen wir bloß die größeren Arbeiten, die alle mehr oder minder das Muttermal des Hasses oder des unreinen Thieres tragen. Keine sind in dieser und manch' anderer Hinsicht so bemerkenswerth als die Tragödie Mahomet und jenes komische Heldengedicht, dessen Name allein ein Schimpf des Heiligen und Reinen ist, und dessen Erfolg die tiefste Schmach des achtzehnten Jahrhunderts bleiben wird.

Wir beginnen mit der Tragödie: „Der Fanatismus oder Mahomet."

In einem Gedichte an La Noue nennt Voltaire den Haupthelden dieses Trauerspiels, den Gründer des Islam, „einen Apostel, Priester, Spitzbuben, Frömmler und Räuber". Diese schönen Attribute aber bezeichnen keineswegs den eigentlichsten Charakter des Stückes und noch weniger seine Tendenz. Diese müssen wir in dem Widmungsbrief an Friedrich II. suchen, wo es heißt: „Mahomet ist hier nichts Anderes als Tartüffe mit den Waffen in der Hand, und wie der Tartüffe (d. h. die Satire der Frömmigkeit) viel Gutes (!) gewirkt, so ist dies auch von Mahomet (d. h. der Satire des Apostolates) zu hoffen, da die Zeit für dergleichen Verbrechen im Kleinen und Großen noch lange nicht vorüber ist." Wie also Mahomets Kriege und Grausamkeiten nur im Namen der Religion geschahen, und der falsche Apostel von der Lüge seiner Predigten und Lehren klar überzeugt war: so werden auch heutzutage die Verfolgungen der Ketzer, Inquisitionsgerichte, Bartholomäusnächte, Verbannungsdecrete und Einkerkerungen bloß im Namen der Religion vollzogen, die Hauptführer jener Verfolgungen, Papst und Bischöfe, sind klar und unzweifelhaft von der ganzen Verlogenheit ihres Vorgebens überzeugt. Sie, wie Mahomet „täuschen die Welt, um sie zu erobern", sie, wie der Prophet sind daher gleich hassenswerth, gleich verächtlich. Diese aus dem Stück hervorgehende und von Voltaire angedeutete Tendenz lag dem Dichter

so sehr am Herzen, daß er kein Bedenken trug, ihr das künstlerische Interesse und die poetische nicht minder als die geschichtliche Wahrheit seiner Tragödie zu opfern. Daß der historischen Person des Propheten Verbrechen aufgebürdet werden, die er nicht begangen, gibt Voltaire zu, aber er hatte diese Verbrechen zu seinem Zwecke nothwendig. Da nun vollends Mahomet zum politisch kaltberechnenden Betrüger gemacht wird und in Folge der Tendenz gemacht werden mußte, fehlt der Tragödie die innere Begeisterung, das überwallende Leben, welches doch wenigstens in etwa dem Übermaß der Verbrechen eine poetische Färbung hätte geben können. Das Stück wird dadurch kalt, hart, zurückstoßend, bisweilen geradezu anwidernd. Darum mußte Göthe auch bei seiner Übersetzung des Mahomet schon aus künstlerischen Rücksichten äußerst frei mit dem Urtext umgehen, ihm „Belebendes andichten" und einzelne allzuwidrige Enthüllungen unterdrücken.

Also ein künstlerisch unhaltbares, ganz vom Haß des Christenthums getragenes Tendenzstück: Das ist Mahomet. Und die Pucelle? Um dies zu erfahren, müssen wir noch um viele Stufen tiefer hinabsteigen in den Abgrund menschlicher Verirrung und satanischer Bosheit. Es war im Jahre 1730, als bei einer der bekannten Orgien die trunkenen Gäste des Herzogs von Richelieu ein Gespräch anhuben über das Gedicht des alten Chapelain, der in Übereinstimmung mit der Geschichte seine Heldin, Johanna d'Arc, als eine gottbegnadete Jungfrau und Heilige dargestellt hatte. Welcher Art die schamlosen Spöttereien waren, die Richelieu und seine „bacchische Bande" über das zarte und doch so großartige Heldenbild der Jungfrau von Orleans ergossen, läßt sich leichter denken als anständig wiedergeben; schließlich kam es zu einer Wette, durch welche Voltaire jenen Gesellen gegenüber sich anheischig machte, die reine Legende der Jungfrau von Orleans in einer Art zu behandeln, welche vollständig den Sitten und dem Stil der Templebrüderschaft angepaßt sei. Wirklich brachte er zur nächsten Schwelgerei schon vier dreist entworfene und halb ausgeführte Gesänge, die denn auch ihres Zweckes würdig befunden wurden. So erzählt Voltaire den ersten Ursprung seines Gedichtes. Nach andern Quellen soll die Wette in London stattgefunden haben und das Gedicht mehr noch ein Tribut seiner Liebe für die Engländer sein, welche die Retterin Frankreichs auf den Scheiterhaufen geführt hatten. Beide Meinungen finden in dem Werke selbst eine hinreichende Begründung, denn die Pucelle ist ebensosehr ein antipatriotisches als ein lascives Gedicht.

„Johanna d'Arc," sagt Strauß, „galt der landläufigen Vorstellung[1] und war noch zuletzt dichterisch (von Chapelain) gefeiert worden als die reine Jungfrau, die eben als solche würdig befunden war, das Organ göttlicher Offenbarungen und Wirkungen zu sein. Göttliche Offenbarungen und Wunderwirkungen nun gab es für die Geistesrichtung, die in Voltaire ihren genialen (!) Sprecher hatte, keine mehr. Aber ebensowenig wollte man an jungfräuliche Reinheit glauben.... In der Heldin von Orléans konnte er sozusagen zwei Fliegen mit Einer Klappe treffen: den Glauben an göttliche Offenbarung und den an weibliche Reinheit. Dieses bewerkstelligt er in dem Gedichte so, daß er die Wundermaschinerie beibehält: der hl. Dionysius sucht sich die Heldin aus und läßt ihr in wiederholten Erscheinungen seinen Beistand angedeihen, worüber er mit dem hl. Georg, dem Beschützer Englands, in Streit geräth; das Alles aber wird — man denke nur an den geflügelten Esel, der sich als Reitthier der Heldin zur Verfügung stellt — in so burlesken Zügen durchgeführt, daß es als bloße Parodie erscheint. Auch bildet diese Seite der Sache nur die Folie, den Hintergrund; den Vordergrund nimmt die Durchführung des anderen Thema's ein, das übrigens weniger an der Heldin selbst als gelegentlich ihrer an den übrigen weiblichen Figuren des Gedichtes, von der schönen Agnes Sorel bis zu Nonnen und Äbtissinnen, anschaulich gemacht wird."[2]

„Die Pucelle hat für uns nur mehr ein historisches Interesse, insofern das infame Gedicht den ganzen Voltaire, das ganze achtzehnte Jahrhundert enthält. Kein Werk hat der Dichter mit mehr natürlicher Gluth begonnen, so lange Zeit hindurch und mit so großer Sorgfalt und Liebe gehegt, wie dieses, kein Werk aber auch hat seine Zeitgenossen mehr bezaubert und unterhalten. In allen Salons, an allen Höfen Frankreichs und Deutschlands war es die Pucelle vor allen anderen Dichtungen, die man immer und immer wieder verlangte. Sie war es, um deren geheime Mittheilung, als um die höchste Gunst, ihn Könige, Fürsten und Edelleute ersuchten. Mit einer Lesung aus der Pucelle mußte er seinen Willkomm in den Palästen und Schlössern bezahlen, und dreißig Jahre hindurch war er eigentlich nichts Anderes als der Troubadour seiner Pucelle, seines eigensten Heldenliedes. Die Damen und Fräulein ergötzten sich an der öffentlichen Lesung derselben ebenso als die Graubärte und die Stutzer. Während der Dichter in Berlin die Königin-Mutter damit erheiterte, verlor die Prinzessin Amalie in ihrem Versteck auch kein Wörtchen davon; während der Herzog von Richelieu das Gedicht zu seinem ‚wahren Brevier' erwählte, gaben sich die von ihm und Seinesgleichen verdorbenen Frauen nicht einmal die Mühe, es unter ihrem Kopfkissen zu verstecken, sondern legten es offen zur Schau neben ihren Toilettenspiegel. Kurz, die ganze gebildete Gesellschaft fand damals ihre Wonne in einem Buche, das man heute kaum in einer verrufenen Kneipe oder in einer Wachtstube dulden würde."[3]

---

[1] Und auch der kritischen Geschichte!

[2] Strauß, Voltaire, S. 69.

[3] Maynard, II. S. 223.

Im Grunde Dasselbe, „nur mit etwas anderen Worten", sagt Johann Scherr:

„Die Pucelle von Orléans ist ohne Frage Voltaire's genialstes Werk und zugleich eine der kulturgeschichtlich wichtigsten literarischen Schöpfungen des 18. Jahrhunderts, ein blankster (sic) Spiegel der Denkweise und der Sitten der Gesellschaft von damals. Um dem Werke Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, müssen wir uns durchaus der Gewöhnung an die idealische Auffassung des Stoffes entschlagen, welche durch Schillers herrliche Tragödie (?) (doch auch wohl durch die authentische Geschichte!) unter uns gang und gäbe geworden, und uns auf den kynischen Standpunkt stellen, welchen Voltaire als den Standpunkt seiner Dichtung am Eingang derselben mit seiner gewohnten Offenherzigkeit bezeichnet. Von hier aus werden wir die Pucelle als das brillanteste Feuerwerk des Witzes und des Hohnes, welches jemals ausgeführt worden, als das leibhafteste Conterfei des 18. Jahrhunderts, als eine Fleischwerdung des Geistes dieser Periode voll Frivolität, Auflösung und Zerstörung bewundern müssen; aber nur einen Schritt, ja nur einen Zoll breit von diesem Standpunkt entfernt, wird das Werk jedem unverdorbenen Gemüth nur Widerwillen und das Gefühl erregen, daß der Geist niemals in höherem Grade sich selbst verhöhnt habe, als er es hier gethan." [1]

Wer also den Muth fühlt, sich mit Dr. Scherr auf den kynischen Standpunkt Voltaire's zu erniedrigen, möge sich von der Richtigkeit dieser Kritik überzeugen; wir gestehen offen, daß wir nicht den Muth hatten, ein Gedicht auch nur zu öffnen, aus dessen einzelnen Zeilen, sogar nach dem Zeugniß eines Strauß, „das unfläthige Behagen des Dichters spricht," und das, nach der Schilderung Maynards und Anderer zu urtheilen, wohl ebensoviel Sünden verursacht haben mag, als es Buchstaben enthält. Wir begnügen uns daher, kurz das bereits angedeutete historische Interesse zu berühren, das die Pucelle als ein wahrer Markstein in dem Zersetzungsproceß des achtzehnten Jahrhunderts besitzt.

Als Voltaire in späteren Jahren auf dem Theater in Paris gekrönt wurde und das Volk ihn schaarenweise nach Hause begleitete, erscholl der nie enden wollende Ruf: „Es lebe die Henriade, es lebe der Mahomet, es lebe die Pucelle." Treffender als der Pöbel es hier that, kann man das eigentliche Wesen Voltaire's, seine Entwicklungsgeschichte und seine Tendenz, die ganze infernale Trilogie mit dem obligaten Schlußsatyrspiele der Schreckensherrschaft kaum fassen. Die Henriade ist „das Gedicht der Vernunft" [2], in dem er zuerst an dem geschichtlichen Bau des Christenthums rüttelt, gleichsam

[1] Allgemeine Geschichte der Literatur, I. S. 235.
[2] Condorcet, Vie de Voltaire.

der erste Sturmbock, den er „als ernster Philosoph" in gemessener Weise ansetzt. Dann kommt als Feuerbrand Mahomet, der fanatische Religionsstifter und Allerweltsbetrüger, der in seiner Person jeden positiven Glauben nicht bloß als unvernünftig, sondern auch als hassenswerth darstellt, und durch seinen eigenen Fanatismus den fanatischen Aufruhr, den „heiligen Krieg" gegen die Vertreter und Verkündiger der christlichen sowohl wie jeder andern Religion predigt. Nach dem „Gedichte des Fanatismus" blieb nur noch eines zu schreiben: „Das Gedicht des Schmutzes". Was der Vernunft nicht gelungen war als falsch darzustellen, was der Fanatismus nicht hatte mit Feuer und Schwert vertilgen können, das sollte nach dem Ausdruck Voltaire's „im Koth zertreten werden".

Nach dem Urtheil von Männern, welche dem Dichter so nahe standen, wie die Veranstalter der Kehler Ausgabe seiner Werke, hat das Gedicht der Pucelle den Zweck, auch den letzten Rest des Schamgefühls im Menschen zu vertilgen, damit doch ja den Priestern kein Berührungspunkt mit den Gewissen erübrige. Dieses Urtheil sagt genug; wollen wir noch mehr, so hören wir Voltaire selbst.

Anfangs wurde die Pucelle lange verborgen gehalten und nur den treuesten Freunden mitgetheilt. Selbst das Frankreich der Regentschaft und der ersten Regierungsjahre Ludwigs XV. hatte noch zu viel öffentliches Schamgefühl, um ungestraft eine solche Schmähung des Anstandes zu dulden. Dreißig Jahre lang wagte Voltaire selbst nicht, das schändliche Werk drucken zu lassen; aber seine Freunde waren kühner und ließen ohne sein Wissen einige Stücke in Genf erscheinen. Ein Schrei der Entrüstung erhob sich. Da Voltaire im Schweizergebiet lebte und daher Unliebsames befürchten mußte, begann er sein gewöhnliches System des Läugnens. Wie sollte er „jenes Werk der Finsterniß, das höchstens der Lakai eines Atheisten hätte schreiben können," jenes „für jedes Alter scheußliche Gedicht", „jene gottlosen Verse" gemacht haben? „Ich war entsetzt," schreibt er an den Syndicus von Genf, „beim Anblick dieses Blattes, das mit ebensoviel Unverschämtheit als Plattheit Alles, was nur heilig ist, beschmutzt. Weder ich, noch irgend Jemand aus meinem Hause würden so infame Sachen auch nur abschreiben, und wenn mein Lakai auch nur eine einzige Linie davon copirte, ich würde ihn sofort wegjagen . . . Das Werk schändet die Religion nicht weniger, als es die Ruhe der Staaten stört."[1] — Einige Jahre später ließ Voltaire das Werk dann selbst drucken, und schrieb

---

[1] 2. August 1755.

unter dem Namen des Benedictiners Dom Apulejus Risorius eine apologetische Einleitung dazu, in der er, frech und gemein wie immer, sich zu der Verleumdung verstieg, katholische Bischöfe hätten noch obscönere Sachen geschrieben (1762).

Ganz so schlimm wie der Mahomet und die Pucelle waren nun freilich die übrigen Arbeiten Voltaire's in Cirey nicht. Einige seiner besten Tragödien nebst einer Anzahl minder werthvoller oder auch schlechter Schauspiele und Comödien sind hier entstanden, so unter Anderen der „Tod Cäsars“ (1735), „der verschwenderische Sohn“ (1736), „Zulima“, „Merope“, „Alzire“, „Adelaide“ u. s. w. Alzire wurde in der Hauptstadt mit solchem Erfolge aufgeführt, daß Voltaire seinem Drange nicht widerstehen konnte, Zeuge seines Triumphes zu sein, und sich daher nach Paris aufmachte. So erschien er Mitte April 1736 bei seinen Freunden, hielt sich jedoch für den Anfang ausnahmsweise sehr ruhig und das nicht ohne guten Grund.

An der Spitze der französischen Verwaltung stand damals ein Mann, mit dem nicht zu scherzen war, und der trotz seiner anscheinend ruhigen und bescheidenen Art fest entschlossen war, den religiösen und politischen Wirren ein Ende zu machen, oder wenigstens ihnen Schranken zu setzen. Dieser Mann war der erste Minister, Cardinal Fleury, der 1726 in einem Alter von 70 Jahren an das Staatsruder gekommen war. Er fand das Land durch die unsinnigen Systeme, durch Kriege und Mißwachs, besonders aber durch die verschwenderische Wirthschaft des Hofes finanziell am Rande des Abgrundes. Sein klarer Geist und die Ruhe des Alters ließen ihn erkennen, daß für den Augenblick zur Rettung nichts Anderes zu thun sei, als eine vernünftige Ökonomie in der Staatsverwaltung einzuführen, und daß ihm nach dem endlosen Herumtasten und all' den Systemen seiner Vorgänger nur noch ein „System“ übrig bleibe — das der Sparsamkeit. Diese war freilich nicht nach dem Wunsch der Hofjunker und der Speculanten, und zog ihrem Urheber auch manche Feindschaft zu, sie rettete aber trotzdem Frankreich noch nahezu ein halbes Jahrhundert vor dem Untergang. Andere Feinde fand der Cardinal in den jansenistischen und freisinnigen Intriganten, deren er mehrere über die Grenze oder hinter Schloß und Riegel bringen ließ. Gerade unter seiner Regierung brachen die widerwärtigen Narretheien der Convulsionäre und Schwarmgeister in St. Medard sich öffentlich Bahn, und wenn Fleury auch nicht, wie Einige es gewünscht hätten, mit einem einzigen großen Schlage — wozu ihm vielleicht die Mittel fehlten — die ganze

Bewegung niederschmetterte, so that er doch genug, um die Sectirer selbst zu zerstreuen. Auch der Unglaube regte sich jetzt schon fühlbar und kündigte in fernen vereinzelten Donnerschlägen das nahende allgemeine Gewitter an. Um von Montesquieu's persischen Briefen zu schweigen, die bei allem Kirchenfeindlichen doch immer noch wenigstens der Form nach die Religion und zwar die christliche als nothwendig hinstellten, erwähnen wir hier nur ein Werk, das 1734 vom Parlamente verurtheilt wurde. In den „Malabarischen Prinzessinnen oder dem philosophischen Cölibat“ stellte sich ein gewisser Pierre de Longue als einen freien und erklärten Ungläubigen dar. „Die Vernunft,“ sagte er, „hat mich bisher von jeder beliebigen Gemeinschaft mit irgend einer Religion abgehalten . . . Die Partei der Deisten wird nicht aussterben, ich schmeichle mir mit der Hoffnung, daß sie einst der Trost meines Alters sein wird. Man wird schon Überdruß an den Religionen bekommen.“ Stärker noch ist, was er S. 48 sagt: „Wenn die Vernunft die Macht hätte, so würde sie mit eigener Hand alle Religionen erdrosseln . . . Das Unternehmen ist noch nicht möglich, und die Projecte, die wir in dieser Hinsicht gemacht haben, werden einstweilen noch nicht aus meiner Bibliothek kommen.“ [1] Dieser de Longue dürfte also noch vor Voltaire die traurige Ehre voraus haben, mit Entschiedenheit das Banner des Deismus erhoben zu haben. Daß gegen solche Ausbrüche energische Maßregeln anzuwenden waren, verstand sich für einen christlichen Staatsmann wie Fleury von selbst. Dadurch freilich verdiente er sich den Haß der unruhigen Geister und natürlich auch Voltaire's, der unter Fleury's Herrschaft schon zweimal wegen freisinniger Schriften Ungelegenheiten gehabt hatte. Aus Furcht indessen vor dem strengen Cardinal kleidete er seinen Unwillen in Witzworte und Satiren. Eine derselben, die in Cirey entstanden, las er im größten Geheimniß seinen Freunden von Paris vor. Aber kaum hatte die schmutzige, gottlose Reimerei einigen Beifall gefunden, so trieb ihn seine Eitelkeit, das Stück weiter zu verbreiten. Er ließ wirklich Abschriften davon nehmen, machte sich aber möglichst rasch unsichtbar, bevor die gefährliche Mine platzte. Im Juli war er wieder in Cirey, allein mit jedem Boten erhielt er auch beängstigende Nachrichten über das Schicksal seiner Satire, die bereits dem Cardinal Fleury hinterbracht sei. Das Läugnen des Dichters war schon so bekannt, daß man höchstens darüber lachte; ebensowenig half die Betheuerung, das Gedicht sei von seinen Feinden ent-

[1] Picot, Mémoires, II. S. 153.

stellt worden. Um daher die Aufmerksamkeit des Publikums und der Regierung von dem Gedicht abzulenken und sich einen ehrenvollen Vorwand für seine bereits in Aussicht genommene Flucht in's Ausland zurechtzulegen, verbreitete Voltaire das Gerücht, die Höfe von Berlin, London und St. Petersburg stritten sich um die Ehre, den Dichter von Cirey zu besitzen und dieser sei trotz seiner Anhänglichkeit an das Vaterland entschlossen, eine Reise zum Kronprinzen von Preußen zu machen. Natürlich war an dem Allem kein wahres Wort, Voltaire saß ruhig in Cirey und hoffte, in Versailles würde man aus Furcht, einen so gesuchten Mann wie ihn zu verlieren, die lumpige Satire vergessen. Aber diesmal hoffte er vergebens. Am 23. December 1736 mußte Voltaire von Cirey aus die Flucht ergreifen; er wandte sich zum zweiten Male als Verbannter nach Holland.

---

9. J. B. Rousseau.

1737—1738.

Zum vierten Male langte Voltaire, zu Anfang 1737, in Brüssel an, eilte jedoch nach kurzer Rast unter dem Namen eines Grafen von Revol weiter nach Antwerpen. Hier wollte er eine Gesammtausgabe seiner bisherigen Werke veranstalten und vor Allem die Veröffentlichung seiner naturwissenschaftlichen Studie über Newton vorbereiten.

Voltaire hatte noch immer die geheime Hoffnung nicht aufgegeben, man würde sich in Frankreich eines Besseren besinnen, wenn man dort erst überzeugt wäre, daß er wirklich an einen fremden Hof übergesiedelt sei. Daher nahm er denn auch den falschen Namen an, während es in der „Gazette de Hollande" hieß, „der Herr von Voltaire sei zum Kronprinzen von Preußen gereist". Nach des Verbannten Berechnung würde der französische Siegelbewahrer ganz gewiß die Exilsordre widerrufen, und dann wäre es ja „ein Leichtes gewesen, eine Krankheit vorzuschützen, welche Herrn von Voltaire an seiner Reise nach Preußen gehindert habe". Vielleicht auch würde sich der Kronprinz von Preußen bewogen fühlen, wirklich den Dichter zu sich einzuladen. So plante Voltaire, aber Friedrich und der Siegelbewahrer dachten anders. Ersterer stand damals in „strenger väterlicher Zucht", ein offenkundiger Verkehr mit Voltaire hätte ihm zuviel beim König geschadet, und er fand es daher gerathen, dem voreiligen Dichter die Mahnung zu geben, „es werde Ihrer königlichen Hoheit, dem Kronprinzen von Preußen, sehr erwünscht sein, wenn Hochdero Namen künftighin in keiner Weise mehr mißbraucht werde". Von Paris kam noch schlimmere Kunde. Es hieß, der Minister sei wegen der eigenmächtigen Abreise eines französischen Unterthanen an einen fremden Hof sehr erbittert, und wolle dem Flüchtling die Heimkehr in's Vaterland auf ewige Zeiten untersagen, oder ihn auf der Grenze einfangen und einsperren lassen.

Auch die Freunde des Dichters in Paris und Cirey glaubten an letzteres Gerücht, zumal durch Unvorsichtigkeit einige Bruchstücke der Pu=

celle in unrechte Hände gekommen waren. Madame Du Chatelet sah keinen Ausweg mehr; sie wußte selbst nicht, was sie mehr wünschen solle, eine Internirung Voltaire's in Frankreich oder dessen wirkliche Abreise nach Preußen. Die Furcht vor der letzteren überwog; sie schrieb daher dem Freunde, doch wenigstens nach Luneville zu kommen und so durch seine Nähe den Zorn des Ministers zu besänftigen. Allein gerade in dem jetzigen kritischen Augenblick schien Voltaire alle Besinnung verloren zu haben und beging Tollheit um Tollheit. Die Tarantel des Ehrgeizes hatte ihn gestochen, er schien blind gegen alle Gefahr, taub gegen jede Mahnung; denn anstatt nach Luneville zu gehen, oder wenigstens in Holland sich ruhig zu verhalten, ließ er sich in verschiedenen Städten im Triumph empfangen und als den Dichter des „Ödipus" und der „Henriade" von den französischen Ansiedlern in den Niederlanden feiern. „Welches Chaos von Ruhm und Schmach, Glück und Elend! O glückliche Verborgenheit, selige Einsamkeit!" rief Madame Du Chatelet, als sie die Kunde von dem Treiben des Dichters erhielt. Aber bald sollte sie noch Anderes erfahren. Voltaire schrieb ihr eines Tages, sie möchte ihm doch das Manuscript der „Metaphysik" schicken, die er einst (1733) für ihren Privatgebrauch verfaßt und nun dem Kronprinzen von Preußen zur Ansicht versprochen habe. Das war der Marquise nachgerade unverständlich. Sie kannte die Gefährlichkeit jener Metaphysik und meinte, „wenn ein durch 20jährigen Umgang erprobter Freund dieses Manuscript zu sehen wünsche, so müsse man es ihm abschlagen, und nun schicke es Voltaire gar einem Unbekannten, noch dazu einem Prinzen!" „Ich kann es," fährt sie fort, „ohne bitteren Schmerz nicht ansehen, wie ein allseits so liebenswürdiger Mensch sich durch ganz zweck- und grundlose Unklugheiten in's Elend stürzen will." Glücklicherweise war sie im Besitz des Manuscriptes und verschloß es sorgfältig mit ihren geheimsten Briefen, damit es, wie diese, bei ihrem Tode verbrannt würde. Hier blieb denn auch die Metaphysik trotz wiederholten Drängens verborgen und wäre ohne die Dazwischenkunft eines Secretärs Voltaire's dem wohlverdienten Feuertode nicht entgangen.

Diese Metaphysik zeigt uns einen neuen Schritt vorwärts in der philosophischen Entwicklung des Verfassers und ist „eine um so werthvollere Urkunde seiner wahren Gesinnung, als Voltaire in einem keineswegs für die Öffentlichkeit bestimmten Werke ungehindert seiner ganzen Überzeugung Ausdruck geben konnte. Sie enthält in Folge dessen alle seine Ansichten und nicht bloß jene, die er damals ohne Gefahr öffentlich

entwickeln zu dürfen glaubte"[1]. Im Allgemeinen finden wir denn auch in der Metaphysik jene Sätze offen ausgesprochen, die wir in den übrigen Werken, der Epistel an Urania, der Henriade u. s. w. mehr angedeutet und verblümt auftauchen sahen. Kurz lassen sie sich auf folgende Hauptstücke zurückführen: Die Existenz eines Gottes, Schöpfers, ist wahrscheinlich; alle weitere directe Verbindung zwischen Schöpfer und Geschöpf, also jede übernatürliche Offenbarung, ist erdichtet; die Geistigkeit der Seele stößt zwar auf keinen inneren Widerspruch, aber alle Wahrscheinlichkeit spricht für die materielle Natur derselben. Die Seele denkt zwar, aber das beweist nichts, denn auch der Materie kann Gott das Denkvermögen geben. Über die Freiheit des Willens ist sich der Auctor noch nicht klar, jedenfalls besitzt nach seiner Meinung der Mensch in dieser Beziehung nicht mehr als das Thier. Tugend und Laster sind sehr relative Begriffe und bedeuten nur jene Handlungen, die nach dem jeweiligen Lande oder Culturzustande der Gesellschaft nützlich oder schädlich sind. Positive Gebote gibt es ebensowenig als absolute Tugenden oder Laster u. s. w. „Eine gesunde Erziehung," so schließt das Buch, „pflanzt die der Erhaltung einer Gesellschaft nothwendigen Gesinnungen bei allen Menschen fort, und daher entstand das allgemeine Ehrgefühl, dessen sich die verdorbensten Individuen nicht entschlagen können und das der Angelpunkt der Gesellschaft ist. Jene, welche der Hilfe einer Religion bedürften, um ehrbare Menschen (honnêtes gens) zu sein, wären sehr zu bedauern, und sie müßten geradezu Ungethüme, Mißgeburten der Gesellschaft sein, wenn sie nicht in sich selbst die für die Gesellschaft nöthigen Gesinnungen fänden und anderswoher entlehnen müßten, was sich in unserer Natur finden soll."

Nicht mit Unrecht kündigte also Voltaire dem Kronprinzen diese Metaphysik „als ein um so vernünftigeres Werk an, als sie ganz gewiß ihren Verfasser auf den Scheiterhaufen bringen würde, falls sie in die unrechten Hände fiele". Im Grunde war der Auctor daher froh, daß die Freundin das Buch nicht ausliefern wollte, zumal ihm augenblicklich in Holland eine neue Gefahr drohte.

Kaum hatte Voltaire in Folge seiner theatralischen Triumphe sein halbes Incognito verlassen, so erhob sich auch ein allgemeiner Unwille des besonders in Flandern noch stark vertretenen gläubigen Elementes gegen den Verhöhner des Heiligen und den Feind des Katholicismus.

---

[1] Die Herausgeber von Kehl. Einleitung.

Es hieß, Voltaire habe in Paris ein schmutziges Gedicht verfaßt, sei dafür zu ewigem Kerker verdammt worden, und habe sich in Folge dessen nach den Niederlanden geflüchtet, um seiner gottlosen Feder größere Freiheit gestatten zu können; in Leyden habe er eine öffentliche Disputation gehalten und sei von der Universität abgewiesen worden; man müsse diesem gefährlichen Menschen auf jede Weise den Aufenthalt in den Niederlanden verbieten u. s. w.

Voltaire begann zu fürchten; er erklärte daher in einer holländischen Zeitung das Gerede über ihn als einen bösartigen Betrug und verläugnete schon im Voraus alle Schriften, die man ohne offenkundige Druckerlaubniß oder officielles Privileg unter seinem Namen, sei es in Holland oder in Frankreich, herausgeben würde. Damit war zugleich allen Unannehmlichkeiten vorgebeugt, die ihm aus der unbefugten Gesammtausgabe seiner Werke erwachsen konnten, welche er eben um jene Zeit in Holland betrieb. Mit dieser Erklärung nicht zufrieden, suchte er auch den muthmaßlichen Urheber jener Gerüchte zu entdecken und als Verläumder zu brandmarken. In der Handlungsweise Voltaire's selbst lag nun freilich eine genügende Erklärung jener Volksmeinungen, aber der Dichter hatte lebenslänglich eine sozusagen fixe Idee von geheimen persönlichen Feinden, die Alles aufböten, um ihn zu verderben. Dießmal fiel sein Verdacht auf J. B. Rousseau, und wenngleich dieser an jenen Gerüchten wohl unschuldig war, so hatte doch Voltaire Gründe genug, eine Rache des Odendichters zu fürchten. Was er gegen diesen armen Verbannten während der letzten Jahre geschrieben hatte, überstieg alles Maß.

Der Leser erinnert sich noch der ersten Begegnung der beiden Männer in Brüssel (1722), sowie ihrer damaligen räthselhaften Entzweiung. Seit jener Zeit war eine ziemliche Ruhe eingetreten, bis Rousseau sich erlaubt hatte, in einem Freundesbriefe eine äußerst gemäßigte Kritik eines Voltaire'schen Trauerspiels zu geben. Durch Unvorsichtigkeit kam der Brief dem Dichter zu Gesicht und versetzte ihn in einen jener Wuthanfälle, über welche die Besucher von Cirey so häufig zu klagen hatten. Die Eitelkeit Voltaire's ließ ihn jede abfällige Bemerkung über seine Werke, die ihm nicht auf sein ausdrückliches Befragen und unter vier Augen gemacht wurde, als einen Angriff auf seine Person und als eine schwere Beleidigung ansehen. Mit der Rache zögerte er niemals lange. So erhielt auch Rousseau eine erste Schmähung in dem „Tempel des Geschmackes" (1733), einem halb poetischen, halb prosaischen Schriftstück, in welchem Voltaire am Faden einer Wanderung nach dem Tempel des Geschmackes kunstlose

Mäcenaten, pedantische Philologen, literarische Pfuscher und Libellenschreiber züchtigt, Dichter und Musiker, Maler und Baumeister der nächsten Vergangenheit kritisirt, Manche, besonders seine Freunde, vergöttert, Andere aber, über die er sich zu beklagen hatte, rücksichtslos an den Pranger der Lächerlichkeit stellt[1]. Unter den am ärgsten Verunglimpften befand sich Rousseau, und der Angriff war so bitter, daß Voltaire selbst ihn später in die Varianten des Gedichtes verwies. Der Beleidigte lehnte es nichtsdestoweniger ab, zu antworten, ja wagte nicht einmal, einem theilnehmenden Freunde die Entstehung der Zwistigkeiten schriftlich mitzutheilen, aus Furcht, das Blatt könnte durch Zufall zur Kenntniß Voltaire's kommen und diesen noch mehr reizen. Dafür aber nannte Rousseau dem Freunde einen gemeinsamen Bekannten, welcher ihm den wahren Hergang erzählen werde.

Statt sich durch das Stillschweigen Rousseau's beruhigen zu lassen, arbeitete sich Voltaire immer tiefer in seinen Zorn hinein, und verfaßte seine traurig berühmte Epistel über die Verläumdung, die er zwei Jahre lang im Pulte bewahrte, dann aber 1736 (also vor seiner holländischen Reise und vor der angeblichen Verläumdung Rousseau's) als Anhang zur holländischen Ausgabe eines Trauerspieles drucken ließ. Eine eigene Einleitung machte den Leser auf die Rousseau betreffende Stelle aufmerksam und wiederholte in Prosa die in Versen ausgesprochene Anklage. „Dem alten schmachbedeckten Reimer, dem schmutzigen Organ unzähliger Verläumdungen“ wird Undankbarkeit und ein „aus Schande und Verbrechen gewobenes Leben“ vorgeworfen. Die Gedichte Rousseau's sind nur „ein Haufen narkotischer Plagiate, zusammengeknetet aus Irrthümern, Haß und Langeweile“ u. s. w.

Auf eine solche Anklage, die in Holland selbst, also dem Zufluchtsorte Rousseau's, verbreitet wurde, konnte dieser, schon aus Achtung für seine großherzigen Wohlthäter und Beschützer, nicht schweigen. In Form eines offenen Briefes schickte er daher seine Vertheidigung an eine Pariser Zeitschrift und erzählt hier in ruhiger und durchaus glaubwürdiger Weise den ganzen Verlauf seiner Beziehungen zu Voltaire. Sodann widerlegt er glänzend den Vorwurf der Undankbarkeit, indem er sich auf seine Correspondenz mit jenem Manne beruft, dessen Busen er, nach Voltaire's

[1] Da nicht bloß Rousseau, sondern auch Andere Grund hatten, über den Geschmackstempel unzufrieden zu sein, so erschienen bald Parodien darauf, und eine wurde zum großen Ärger Voltaire's sogar auf dem Marionetten-Theater, eine andere bei den Italienern aufgeführt. So handhabte man damals das literarische Faustrecht.

Worten, wie eine giftige Schlange verwundet haben sollte. Ebenso fordert er seinen Gegner auf, ihm nur eine einzige Verläumdung nicht anzudichten, sondern nachzuweisen; — eine Aufforderung, der Voltaire nie nachgekommen ist. Endlich geht Rousseau auf den Vorwurf der Plagiate über. „Wollte ich," sagt er, „das Bild eines hirnlosen Stutzers zeichnen, der, voll von sich selbst, links und rechts die Bücher abschreibt, die er unter die Hände bekommt, und dann deren Verfasser beschimpft und lächerlich macht, in der Hoffnung, man werde ihm auf's Wort glauben, und jene Werke nicht lesen und so seine Plagiate nicht merken: würde ich dann jenem nämlichen Menschen eine vollendete Unwissenheit andichten, die sich in den Mantel einer stolzen Pedanterie hüllt, ferner eine Unbesonnenheit, die selbst in Gang und Haltung einen wahren Tollhäusler verräth, eine Verwegenheit, die stets mit Frechheit beginnt und mit Gemeinheit endigt, kurz ein buntes Durcheinander von Gesinnung und Betragen, das bald die Gottlosigkeit als Religion, bald die Religion als Gottlosigkeit erscheinen läßt, — würde dann wohl Voltaire jenem dankbar sein, der da käme und ihm sagte: ‚Mein Herr, das ist Ihr Portrait'?" Und doch war dieses Portrait noch edel gegen die Carricatur, die Voltaire von seinem Gegner gemacht hatte. Schließlich versicherte Rousseau, er werde es bei dieser Antwort bewenden lassen, und nie mehr öffentlich auf eine Anklage seines Feindes antworten; sollte dieser jedoch fortfahren, ihn anzugreifen, so glaube er seinerseits sich berechtigt, gewisse Zuschriften in Versen und Prosa zu veröffentlichen, über die Voltaire am allerwenigsten erfreut sein dürfe.

Man sagt gewöhnlich, daß Grobheiten die Beweise jener sind, die Unrecht haben. Wenn dieses wahr ist, so fällt es nicht schwer, zu entscheiden, ob Voltaire oder Rousseau im Rechte war. Denn in seiner Replik auf die Antwort des Odendichters läßt Voltaire es an Grobheiten nicht fehlen; widerlegen konnte er denselben nicht, daher ergeht er sich dann in Schmähungen über den Vater Rousseau's, der ein Schuster gewesen u. s. w. Das Äußerste leistet er in dieser Hinsicht in der ‚Schuhflickerei' (Crépinade), aus der wir zur Charakteristik Voltaire's einige Verse hier folgen lassen:

„Einst gönnte Satan sich ein freies Stündchen
Und sprach: ‚Ich möchte wohl nach Herzenslust
Ein Thier gestalten, dessen Leib und Seele
So ganz das Widerspiel sei der Natur,
Daß selbst der allerdümmste Geist in ihm
Mein höchstvollendet Ebenbild erkenne.'

Er sprach's und nahm dann schwefelschweren Lehm,
Durchweicht vom Wasserschlamm des tiefsten Styx —
Er formt davon sein künftig Meisterwerk,
Und knetet seinen Mann und lacht im Kneten —;
Vor Allem pflanzt er auf sein schmutzig Haupt
Gewisses rothes Haar — man riecht's von ferne —,
Dieß Judenhaar schmückt eine Finnenhaut;
Die Stirn von Erz scheint recht ein Höllenhelm,
Und weiße Brauen bergen scheele Augen,
Ein wüster Mund bedroht die breite Nase,
Und ein sardonisch Lachen gibt ihm Satan,
Vor dem erzittern alle braven Leute.
Ein schiefer Hals, ein Schulterblatt im Bogen,
Ein stark gewölbter Rücken, der dem Prügel
Nur möglichst Raum gibt — und der Leib ist fertig.
Nun haucht ihm Satan seinen Geist ein, traun!
Betrüg'risch, falsch und kriechend, bissig, schmeichelnd —
Nichts wird gespart. Dann füllet er das Thier
Mit lauter Gall' im Herzen, Wind im Kopfe u. s. w."

Der Leser wird an dieser Probe genug haben. Rousseau schwieg, denn das Gedicht verurtheilte sich selbst. Als aber im Jahre 1738 der Sohn des großen Racine, ein Freund Rousseau's, sich als Vermittler zwischen den beiden Dichtern anbot, antwortete ihm der Odendichter: „Sie ermahnen mich recht christlich, mich mit Herrn von Voltaire auszusöhnen; ich glaube jedoch, es ist das Beste für ihn und für mich, so zu bleiben, wie wir jetzt sind. Eine Aussöhnung könnte für mich traurige Folgen haben." Weniger noch als Rousseau war Voltaire zu einer Aussöhnung geneigt; seine Briefe aus jener Zeit strotzen von bitteren Ausfällen gegen den Verbannten, und er benützte die erste Gelegenheit, um seinen Haß noch auf andere Weise zu bethätigen. Im Jahre 1738 ging das Gerücht, „die alte Schlange Rousseau" werde durch Vermittlung der Jesuiten die Erlaubniß zur Rückkehr nach Paris erhalten. Diese Nachricht entsetzte Voltaire so sehr, daß er darüber krank wurde, und nach dem Berichte der Marquise Du Chatelet in seinem Delirium stets ausrief, er werde an jenem Tage Frankreich verlassen, wo er Rousseau's Rückkehr erführe. Ende 1738 kam Rousseau in der That heimlich nach Paris, um aus der Nähe den Verhandlungen zu folgen, welche einige Freunde zu seiner Begnadigung angeknüpft hatten. Anstatt nun seine Drohung auszuführen und Frankreich zu verlassen, mochte Voltaire lieber den Denuncianten spielen, und Rousseau, der arme halbtodte Greis, mußte noch einmal den Weg in die Verbannung antreten. Voltaire triumphirte, hörte aber auch jetzt nicht auf, sich überall über sein Opfer gehässig auszu=

lassen. Als dieß dem Beleidigten zu Ohren kam, schrieb er: „Voltaire spricht im Haag ebenso über mich wie in Brüssel. Ich verzeihe ihm als Christ von ganzem Herzen; aber ich gestehe Ihnen, was ich ihm nicht verzeihen kann, ist, daß er selbst kein Christ ist... O welch' gefährliche Waffe ist das Talent (l'esprit) in den Händen eines sittenlosen Menschen!" [1]

Das war das letzte, durchaus christliche Abschiedswort Rousseau's. Er starb am 17. März 1741.

Die Todesnachricht scheint Voltaire umgestimmt zu haben; wenigstens schrieb er dem Herausgeber der Werke des Verstorbenen, daß er es bedauere, unglücklicherweise zu der Zahl der erklärtesten Feinde des Dichters gehört zu haben. „Ich gestehe Ihnen," fährt er fort, „daß diese Feindschaft mir schwer auf dem Herzen lag. Ich habe immer gedacht, gesagt und geschrieben, daß die Schriftsteller als Brüder mit einander leben sollten. Verfolgen Andere sie nicht schon genug, daß sie sich auch unter einander noch verfolgen müssen? Es schien, als ob das Schicksal, welches mich in die Stadt führte, in welcher der ausgezeichnete und unglückliche Rousseau sein Leben beschloß, meine Aussöhnung mit ihm beabsichtigte. Aber die Krankheit, an welcher er litt, hat mich dieses Trostes beraubt, den wir Beide so sehr ersehnten. Die Friedensliebe hatte die Oberhand gewonnen über alle Bitterkeit, welche man (?) zwischen uns gesät hatte. Seine Talente, sein Unglück und sein Tod haben aus meinem Herzen allen Haß verbannt, meine Augen sehen nur mehr seine Verdienste." [2] Diese Gesinnung war zu schön, als daß sie ehrlich hätte sein können. In der That, kaum hörte er, man werde auch die Briefe Rousseau's veröffentlichen, so schrieb er: „Es ist ein großer Unterschied zwischen diesem Drechsler gesuchter Reime und einem geistreichen Dichter, und ein

---

[1] Fast wörtlich dasselbe Urtheil über Voltaire fällt Göthe: „Viele," sagt er in seinen Gesprächen mit Eckermann, „Viele sind geistreich genug und voller Kenntnisse, allein sie sind zugleich voller Eitelkeit, und um sich von der kurzsichtigen Masse als witzige Köpfe bewundern zu lassen, haben sie keine Scham und Scheu, und ihnen ist nichts heilig. Die Frau von Genlis hat daher vollkommen Recht, wenn sie sich gegen die Freiheiten und Frechheiten von Voltaire auflegte. Denn im Grunde, so geistreich Alles sein mag, ist der Welt doch nichts damit gedient, es läßt sich nichts darauf gründen. Ja es kann sogar von der größten Schädlichkeit sein, indem es die Menschen verwirrt und ihnen den nöthigen Halt nimmt." — Ein so ruhiges Urtheil fällt leider der deutsche „Altmeister" nicht immer über den französischen, und an anderen Stellen zeigt er sich nur allzu begeistert für das Frivole in Voltaire, weil es witzig auftritt. Vgl. die verschiedenen Urtheile über die kleineren Gedichte Voltaire's in den Gesprächen mit Eckermann.

[2] Brief an Segui, 29. September 1741.

noch größerer zwischen Rousseau und einem ehrlichen Manne!" Die Briefe kamen wirklich heraus zur Ehre des Verstorbenen, der sich darin als ein „ehrlicher Mann" spiegelt. Voltaire aber schrieb: „Der Herausgeber hat ein niederträchtiges Geschäft besorgt. Ich kann Sie übrigens versichern, daß, wollte ich die Originalbriefe veröffentlichen, welche ich in Händen habe, ich zeigen würde, wie Rousseau als schlechter Mensch gelebt hat und als Heuchler gestorben ist. Aber wozu haben ihm seine Bosheiten gedient? Er schleppte ein unseliges Vagabundenleben, überall von seinen Gönnern vertrieben, und einzig auf die Gunst eines Juden angewiesen, der in Paris zum Rade verurtheilt war. Die ehrlichen Leute müssen betrübt sein, daß jener Taugenichts schöne Verse geschrieben hat." Auch nach vielen Jahren noch lebte dieser Haß gegen den Verstorbenen im Herzen Voltaire's; noch im Jahre 1763 schrieb er an Marmontel: „Ich hasse Rousseau; dieser Unselige hat schließlich schlechte Verse gegen die Philosophie gemacht." Rousseau mag kein Heiliger gewesen sein — das war kein Verbrechen in Voltaire's Augen — aber daß er es wagte, sich zu bekehren und sogar „Verse gegen die Philosophie" zu machen, das war unverzeihlich, und darum haßte ihn Voltaire.

Wir nehmen nach dieser Episode unsere Erzählung der weiteren Schicksale Voltaire's während seiner Verbannung 1737 wieder auf. Wer auch immer die ungünstigen Gerüchte über ihn in Umlauf gesetzt haben mochte, Rousseau oder ein Anderer, Voltaire mußte in Folge ihrer Verbreitung beständig auf seiner Hut sein. Das fiel seinem unruhigen, leidenschaftlichen Charakter sehr schwer, und so gab er endlich dem Drängen der Freunde in Frankreich nach.

Am 14. Februar 1737 war die Rückkehr nach Cirey eine beschlossene Sache; um jedoch nach der Weisung der Marquise die Welt irre zu führen, schrieb er an seinen „Lügencolporteur" Thieriot: „Ich reise sobald als möglich nach England ab, um in Cambridge meine Studien über Newton zu vollenden." Ähnliches meldete er an Berger. So traf er dann unbemerkt Anfang März in Cirey ein, nahm hier sein gewöhnliches Leben wieder auf und blieb auch wirklich von jeder polizeilichen Nachforschung verschont. Nach einem Jahre duldete es ihn aber nicht länger in der Abgeschiedenheit, und so haben wir denn für 1738 eine der bekanntesten und leidenschaftlichsten Streitigkeiten zu verzeichnen, welche die damalige Literaturgeschichte uns überliefert hat.

---

10. Des Fontaines. Die Philosophie Newtons. Die Episteln über das Glück.

1738—1740.

Im November 1738 erschien zu Paris ein kleines Pamphlet unter dem Namen „Das Präservativ vom Ritter von Mouhy". Auf dem Titelkupfer erblickte man einen knieenden Abbé, der von einem kräftigen Manne durchgepeitscht wurde, während Venus auf einer Wolke der seltsamen Execution präsidirt. Einige schmutzige Verse erklärten den Sinn der schmachvollen Zeichnung. Die wenigen Blätter des Präservativ mit diesem Titelbilde brachten ganz Paris in Aufregung und verursachten Voltaire eine der größten Ungelegenheiten seines Lebens.

Was sollte dieses Pamphlet? Wer war der Verfasser?

Auf den ersten Blick ist das Präservativ weiter nichts als eine ziemlich unbedeutende Sammlung von 29 kurzen Bemerkungen über literarische Urtheile einer kritischen Zeitschrift, die sich damals wegen ihrer unparteiischen Strenge und ihres guten Geschmackes ein großes Ansehen erworben hatte. Anfangs unter dem Namen des ‚Nouvelliste du Parnasse' bekannt, später unter dem Titel ‚Observations etc.' erscheinend, hatte diese Zeitschrift in den Augen Voltaire's das unverzeihliche Verbrechen begangen, bisweilen einen leisen Tadel gegen die Werke des Meisters auszusprechen. Diesem Treiben mußte ein Ende gemacht, und „den Freunden der Literatur dadurch ein Dienst erwiesen werden, daß man die Irrthümer der ‚Observations' zusammenstellte", d. h. mit anderen Worten, das unbequeme Blatt unmöglich machte. Dieser letzte Hauptzweck wäre durch die Gegenkritik allein niemals erreicht worden; die literarische Klopffechterei bildete nur den Vorwand zu dem persönlichen Angriff auf den Hauptredacteur der ‚Observations', den Abbé Pierre François Guyot Des Fontaines. So kleinlich und bisweilen geradezu lächerlich die sachlichen Bemerkungen sind, so wuchtig ist der Hauptstrumpf der persönlichen Schmähung, welche sowohl in dem Titelkupfer

als in dem erklärenden Brief am Schluß des Präservativ ihren Ausdruck findet.

Des Fontaines (1685—1745) stammte aus einem edlen Geschlechte der Normandie und trat 1700 in den Jesuitenorden ein. Nach fünfzehn Jahren jedoch verlangte er seine Entlassung und erhielt dieselbe unschwer, da sein unabhängiger Charakter und seine ungezügelte Natur schon lange Zeit ein hartes Kreuz für die Ordensobern gewesen waren. Er war damals bereits Priester, und wurde in seiner Heimath mit einer Pfarrei betraut, die er bald wieder aufgab, da seine innerste Neigung ihn in das bewegte Leben der Hauptstadt drängte. Der Hauptredacteur des „Journal des savants", einer literarischen Zeitschrift, übertrug dem feingebildeten, kritisch angelegten Manne die Oberleitung des „an der Pest gestorbenen Blattes" [1]. Es war dieß im Jahre 1724, und nach einigen Nummern genoß in der That die alte Zeitschrift ein früher nie gekanntes Ansehen. Voltaire erkannte das glänzende Talent des neuen Redacteurs und schloß mit ihm eine literarische Freundschaft, die um so inniger wurde, als Voltaire damals im Hause und auf Kosten des Marquis de Bernières, eines Verwandten Des Fontaines', lebte. Mit dem steigenden Rufe des Kritikers vermehrten sich auch seine Feinde, und im Jahre 1725 gelang es ihren Intriguen, den unliebsamen Redacteur unter einer scheußlichen Anklage der Unsittlichkeit nach Bicêtre zu bringen. Dem Gefangenen stand nur der Scheiterhaufen in Aussicht, falls es ihm nicht gelang, seine Unschuld zu beweisen. Die Familie des Angeklagten brach fast zusammen unter der Schmach einer solchen Anklage, und setzte alle Hebel in Bewegung, den Abbé von dem scheußlichen Verdacht zu reinigen. Auch Voltaire's Hilfe wurde in Anspruch genommen; da der junge Dichter damals gerade gut bei Hofe gelitten war, sollte er in Versailles seinen Einfluß versuchen. Er willfahrte, verfertigte eine Eingabe, in welcher die Unschuld des „armen Freundes" bewiesen wurde, und erlangte wirklich die Freilassung des Gefangenen als eine „Gerechtigkeit".

Die Polizeibehörde nahm sich ebenfalls die Mühe, in einem doppelten Schreiben den Abbé Des Fontaines sowohl in den Augen seiner Verwandten als vor den Mitredacteuren des ‚Journal des savants' zu rechtfertigen [2]. Diese Letzteren nahmen daher auch sofort wieder den gefürch-

[1] Das „Journal des savants" war wegen seiner ständigen und langen Auszüge über die Pest in Marseille in Verruf und Abnahme gekommen. Daher das Witzwort.

[2] Dieses sind die eigenen Worte Des Fontaines' in der Voltairomanie, und

teten Kritiker in ihre Mitte auf, und die ganze Geschichte schien vergessen, da man allgemein von der Unschuld des Abbé überzeugt war. Des Fontaines arbeitete rüstig in dem Journal voran und verließ dasselbe 1731 nur, um eine eigene literarische Zeitschrift: „Nouvelliste du Parnasse“, zu unternehmen, die jedoch bereits im folgenden Jahre vom Ministerium unterdrückt wurde, weil die beleidigten Schriftsteller und Buchhändler einen so unerbittlichen Richter nicht ertragen konnten. Des Fontaines verlegte sich nun auf das Bücherschreiben und leistete durch ein epochemachendes kritisches Werk[1] der französischen Sprache einen unschätzbaren Dienst. Aber bereits im Jahre 1735 erhielt er das Privilegium für eine neue Zeitschrift: „Observations sur les écrits modernes“, die gleich nach ihrem Entstehen mit gewohnter Schärfe in das tolle Literatentreiben des sinkenden Geschlechtes eingriff, ohne Ansehen der Person.

Vor Des Fontaines hatten sich die kritischen Journale meistens mit Auszügen oder Analysen der neuerschienenen Werke begnügt, ohne ein selbständiges Urtheil zu wagen; was sie brachten, war eine Ankündigung, keine Kritik. Des neuen Journalisten Muth brach die alte Schranke; er forderte kühn auch die besten Namen vor seinen Richterstuhl und sprach furchtlos seine wohl- und geistreich begründete Meinung aus. Da dieser Muth gefiel und die Gründe einleuchteten, trat das Publikum, das schon lange eine solche offene Gerechtigkeit gewünscht hatte, bald auf die Seite des Kritikers. Dieser wurde zu einer wahren Macht, er schuf die „allmächtige“ Meinung, wie es vor ihm noch Keiner gewagt und Keiner vermocht hatte. Alle Literarhistoriker sind einig in dem Urtheil, daß Des Fontaines zum Kritiker geboren war und durch seine lange unermüdliche Thätigkeit dem guten Geschmack und den wahren Principien der Kunst einen seltenen Dienst erwiesen hat. Bisweilen fand man sein Urtheil zu herb, aber diese Strenge war unumgänglich nothwendig, wenn man bedenkt, wie kaum einige Jahrzehnte nach dem Tode der großen Meister die gesammte französische Literatur der Abgeschmacktheit und der unausstehlichen Emphase anheimgefallen war.

Daß die vernichtende Kritik des „Aristarchen des achtzehnten Jahrhunderts“ den betroffenen kleineren Dichtern und Schriftstellern auf die Dauer nicht immer zusagte, ist selbstredend; aber auch Männer wie Vol-

---

keine Stimme von Seiten der Polizei hat sich gegen die Wahrheit dieser Behauptung erhoben.

[1] „Le dictionnaire néologique“, welches mit beißender Ironie die bombastischen Ausdrücke des Epigonen-Zeitalters geißelte.

taire, Diderot u. A. faßten allmählich einen bitteren Ingrimm gegen den unbeugsamen Scharfrichter ihrer Musenkinder. Des Fontaines war freilich gegen Voltaire immer sehr höflich gewesen, „der Tadel verhielt sich immer zum Lobe, wie eins zu hundert", aber es war doch immer ein kleiner Tadel fühlbar, und das genügte, um den bis dahin unantastbaren Dichter zu reizen. Da wagte es der Kritiker (1735), den Geschmackstempel Voltaire's und besonders die unwürdige Satire auf J. B. Rousseau frei zu mißbilligen. Über eine solche Kühnheit empört, schrieb Voltaire am 20. September 1735 an einen Freund: „Die Bemerkungen des Abbé Des Fontaines sind weiter nichts als Schmähungen, die er regelmäßig jede Woche einmal der gesunden Vernunft, der Billigkeit, der Wissenschaft und dem Geschmack anthut . . Ich bereue es herzlich, ihn aus Bicêtre befreit und vor dem Scheiterhaufen bewahrt zu haben. Alles in Allem wäre es besser gewesen, einen Pfaffen schmoren als ihn täglich das Publikum langweilen zu lassen. Oportet aliquem mori pro populo. Hätte ich ihn verbrennen lassen, so würde ich der gelehrten Welt manchen Unsinn erspart haben." [1]

Eine Kritik über den Tod Cäsars gab Anlaß zu neuen Klagen und Zornesausbrüchen Voltaire's. Zwar kam durch Vermittlung eines gemeinsamen Freundes ein halber Friede zu Stande, allein dieser hinderte Voltaire nicht, einen heftigen Artikel gegen Des Fontaines zu schreiben und bissige Epigramme gegen ihn zu verbreiten. Darüber zur Rede gestellt und um die Ursache solcher Handlungsweise kaum 14 Tage nach der Versöhnung befragt, antwortete Voltaire in jener Ode „über die Undankbarkeit", in der es heißt:

„Wer ist jenes schreckliche Scheusal, das da naht?
Die Natur flieht und entsetzt sich
Beim Anblick dieses alten Giton . . .
Das ist Des Fontaines, der Priester,
Der von Sodoma nach Bicêtre kam . . .
Er schuldet mir Ehre und Leben,
Und in seiner undankbaren Wuth . . .
Kritisirt er aus dem Morast, in dem seine Stimme krächzt,
Seinen Wohlthäter."

Freilich schien Voltaire selbst einen Augenblick über diese schmachvollen Verse entsetzt, er wollte sogar die drei ärgsten Strophen aus der Ode entfernen. „Ich hatte," schreibt er an Thieriot, „dieses subalterne Scheusal

[1] An Cideville, 20. September 1725.

von Abbé aus meinem Gedichte geworfen, aber die Übergänge wollten sich bei diesem Ausfall nicht mehr recht geben, und so denk' ich denn, ist es besser, den Abbé Des Fontaines zu verderben als meine Ode." [1] Des Fontaines schwieg, ja er lobte sogar in seiner Zeitschrift mehrere Male einzelne Werke Voltaire's. Doch bald entbrannte der Krieg noch heftiger. Während des Winters 1735 hatte eine Schauspielerin dem Dichter den Plan zu einer Komödie mitgetheilt, und Voltaire sich beeilt, denselben auszuführen. Es geschah das um Ostern des folgenden Jahres: „il était juste que, dans ce saint temps, je tirasse mes farces de l'Évangile. Dieu m'aida et cela fut fait en quinze jours" [2].

Das Stück „L'enfant prodigue" sollte in Paris zur Ausführung kommen; damit es aber Anklang finde, meinte der Verfasser, dürfe der Name des Auctors nicht bekannt sein, da das Pariser Publikum gerade damals gegen ihn aufgebracht war. Somit mußte das Geheimniß der Autorschaft streng gewahrt werden. Dennoch blieb es nicht ganz verborgen, und nun forderte Voltaire seine Freunde auf, geradezu in Abrede zu stellen, daß er der Verfasser sei. „Läugnen Sie immer," schrieb er einer Schauspielerin, „läugnen Sie fest und stark; und sollte das ganze Parterre schreien, ich sei der Auctor, so müssen Sie sagen, es sei kein Wort daran wahr." [3] Gleiche Aufforderung an die Freunde Berger und Thieriot [4]. Bei dieser Gelegenheit war es denn auch, daß Voltaire sein System über die Lüge aufstellte: „Für seinen Freund lügen, ist die erste Freundespflicht!" „Die Lüge ist nur dann ein Laster, wenn sie Böses stiftet, sie ist eine sehr große Tugend, wenn sie Gutes bringt. Seien Sie also tugendhafter als je bevor. Man muß lügen wie ein Teufel, nicht furchtsam, nicht für eine Weile, sondern kühn und immer .... Lügt, meine Freunde, lügt; ich werde es euch bei Gelegenheit vergelten." [5] Er selbst ging den Freunden mit dem besten Beispiel voran: „Was in aller Welt ist denn jene Komödie vom verlorenen Sohn, welche halb Paris mir zur Last legt?" schrieb er sogar an einen sonst vertrauten Freund. Aber weder die Lügen noch das dadurch erzielte Geheimniß über die Autorschaft Voltaire's genügte, um dem Stück eine gün=

[1] An Thieriot, 23. September 1736.
[2] An Berger, 27. November 1736.
[3] Correspondance avec Melle Guinault. Paris 1822.
[4] 10. October, 18. October, 21. October.
[5] An Thieriot, 21. October 1736.

stige Aufnahme zu sichern. Man mußte es mit List auf das Theater schmuggeln. So kündigte man am 10. October den „Britannicus" von Racine an, als aber der Vorhang aufging, erklärte ein Schauspieler dem erstaunten Publikum, durch plötzliches Unwohlsein einer Person sähe man sich genöthigt, ein anderes Stück als das angezeigte zu geben und wolle deßhalb eine neue Komödie spielen. Die List gelang und „der verlorene Sohn" gefiel. Voltaire jubelte um so mehr, als ihn dieser Erfolg in etwa in seinen Verfolgungen wegen des „Weltlings" tröstete, welche damals anfingen, sehr bedrohlich zu werden. Um so vorsichtiger mußte aber auch sein Name im Publikum verschwiegen werden. Leider bedachte Des Fontaines diesen Umstand nicht; als Kritiker lobte er die Versification der Komödie, constatirte ihren Erfolg und behandelte dann die Frage nach dem Verfasser in einer Weise, daß die Leser auf Voltaire rathen konnten.

Der Zorn des Dichters war groß, sobald er die Kritik erfuhr: „Ist's wahr, daß dieses Scheusal von Des Fontaines vom ‚verlorenen Sohn' gesprochen hat? Sollte dieser brutale Feind der Sitten und jeglichen Verdienstes wissen, daß das Stück von mir ist?" [1] Voltaire hatte nun einmal Des Fontaines gegenüber ein schlechtes Gewissen, und hielt daher seinen Feind jeglicher Rache fähig. Als Rache faßte er auch die ziemlich gelinde Kritik und mehr noch die Hindeutung auf seine Autorschaft auf. Als unterdessen auch noch der „Weltling" gerichtlich als ein unsittliches Werk angeklagt worden war, schrieb Voltaire auch diese Denunciation auf Rechnung des Kritikers und von jetzt an kannte sein Haß gegen denselben keine Grenzen mehr. Die Sorge um die eigene Sicherheit und die bald nothwendige Flucht nach Holland machten jedoch eine augenblickliche Rache zur Unmöglichkeit.

Da erschienen im Anfang des Jahres 1738 die „Episteln über das Glück". Des Fontaines besprach dieselben sehr maßvoll und richtig, was um so mehr auffallen muß, als in der dritten dieser Episteln die alte Anklage gegen Des Fontaines in anstößigster Weise aufgefrischt wird. Der Beschimpfte begnügte sich mit einer gemäßigten, aber feierlichen Betheuerung seiner Unschuld und einem energischen Protest gegen die Verleumdung. Zugleich jedoch deutete er seinem Gegner an, daß seine Geduld nun ein Ende habe. „Die Trauer, welche ich um den Verlust seiner Freundschaft getragen, ist nun zu Ende." Das war eine förmliche Kriegserklärung.

[1] An Berger, 27. November 1736.

Kurz nach den angeführten Episteln gab Voltaire sein „wissenschaftliches“ Werk „Elemente der Philosophie Newtons“ heraus. Wegen eines gar zu religionsfeindlichen Kapitels hatte er die Druckerlaubniß in Frankreich nicht erhalten; das Buch erschien daher in doppelter Ausgabe zugleich öffentlich in Holland und unter Angabe eines falschen Druckortes in Frankreich. Nach seiner Gewohnheit läugnete er die Ächtheit dieser Ausgaben, besonders als man anfing, ziemlich bedeutende wissenschaftliche Fehler darin nachzuweisen. Sofort hieß es, die Buchdrucker trügen die Schuld daran; aber diese antworteten mit einer Denkschrift, worin sie sich erboten, durch Vorzeigung des Originalmanuscriptes den Beweis zu erbringen, daß nicht bloß die gedruckten Fehler von Voltaire seien, sondern daß sie sogar durch andere Gelehrte einige der gröberen Irrthümer des Originals verbessert hätten. Schließlich sah der Auctor sich noch genöthigt, den berühmten Mathematiker Maupertuis zu bitten, ihm „bei seinem Mangel an Zeit beizuspringen“ und „das verfluchte Werk zu verbessern“.

Voltaire legte einen hohen Werth auf diese seine wissenschaftliche Arbeit. „Ich bin der Erste,“ schrieb er stolz an Thieriot, „der diesen Wust von Gelehrsamkeit entwirrt hat, ich habe den Riesen Newton zur Höhe seiner winzigen Mitbrüder herabgezogen und den gewaltigen Briareus zur Miniatur gemacht.“ In beiden Punkten täuschte er sich. Voltaire besaß nicht die hinreichende Bildung in den Naturwissenschaften und in der Mathematik, um Newton ganz zu verstehen; noch weniger war er der Erste, der das Newton'sche System in Frankreich einführte. Bereits 1724 hatte Maupertuis an der Akademie der Wissenschaften den englischen Gelehrten gleichsam eingebürgert, und dieser war so populär geworden, daß um dieselbe Zeit Algarotti sein System sogar für Damen bearbeitete. Richtiger urtheilt er über den Werth seines Werkes, wenn er einem Gelehrten schreibt: „Ich weiß mich ziemlich verständlich zu erklären; ich bin wie die Bächlein, sie sind durchsichtig, weil sie wenig tief sind.“ Allerdings Glätte und — Seichtigkeit sind die hervorragendsten Eigenschaften seiner meisten Werke.

Wenn Voltaire das System Newtons in Frankreich einführen wollte, so geschah es hauptsächlich, weil er bereits damals von einem himmlischen Mechanismus träumte, der Gott und die Vorsehung überflüssig machte. Das Gesetz der Anziehungskraft schien ihm hinreichend, die Stelle der Vorsehung zu vertreten. Von dem Cartesianischen System hatte Montesquieu gesagt, „es erleichtere sehr die Arbeit der Vorsehung“. Das New-

ton'sche sollte nach Voltaire's Meinung die Arbeit der Vorsehung nicht bloß erleichtern, sondern die Vorsehung selbst verdrängen — ein Zeichen, daß er den Geist des englischen Mathematikers nicht erfaßt hatte.

Kein Wunder also, daß das Werk bei seiner starkbetonten Tendenz in Frankreich auf heftigen Widerspruch stieß. Unter den heftigsten Gegnern that sich auch Des Fontaines hervor. Obgleich keineswegs ein musterhafter Priester, hatte dieser sich doch stets dem Eindringen der glaubenslosen Philosophie entgegengestemmt und jede angegriffene Wahrheit muthig und überzeugungstreu vertheidigt. Dießmal kam für ihn ein persönlicher Grund der Unzufriedenheit hinzu. Auch in der Vorrede zu diesem Werke hatte Voltaire es nicht unterlassen können, dem Kritiker einige beschimpfende Bemerkungen zu machen. Deßhalb begnügte sich derselbe auch nicht mit einer wissenschaftlichen Erörterung, sondern brachte als Zugabe einige satirische Bemerkungen. „Turpe senex vates!" so hub er seine Besprechung an und lobte Voltaire ironisch, daß er in seinem Alter die Verse aufgegeben habe; übrigens seien ja Poesie und exacte Wissenschaft unverträglich u. s. w. So unschuldig diese Worte schienen, empfand sie der Dichter als tödtliche Stiche. Man nannte ihn einen Greis, da er doch erst 44 Jahre zählte, und selbst für ihn sollten Poesie und Mathematik unverträglich sein, während er doch so oft auf Universalität Anspruch erhob! — Außer sich vor Zorn, beging er den unbedachten Schritt, durch den Ritter von Mouhy das obengenannte Präservativ herauszugeben.

Unter den „Vergessenen und Verachteten der Literaturgeschichte" gibt Monselet eine traurige Schilderung des Ritters von Mouhy (1701—1780). Einer der schmutzigsten Romanschriftsteller jener Zeit, lebte der arme, hinkende, buckelige Ritter von seiner Feder und dem Solde seines Herrn, Voltaire. Dieser hatte ihn 1736 angeworben, damit derselbe ihm nach Cirey oder Holland die Pariser Nachrichten melde, die Aufführung seiner Theaterstücke überwache und andere literarische Handlangerdienste leiste. Zu diesen Handlangerdiensten gehörte auch die Herausgabe des „Präservatives".

Voltaire hatte das Libell in Cirey geschrieben und es dem Ritter nach Paris geschickt mit der Aufforderung, es so gut als möglich zu verwerthen und sich für dessen Verfasser zu erklären. Ebenfalls hatte er seine Agenten in Paris beauftragt, dem Ritter 100 Francs für die Platte eines Kupferstiches zu zahlen, den dieser liefern würde[1]. Es war dieß das schmähliche Titelblatt mit den Spottversen auf Des Fontaines.

[1] An Moussinot, 14. August 1738.

Kurze Zeit nachher, Herbst 1738, erschien also das Präservativ mit dem Bilde, unter dem Namen des Ritters von Mouhy. Kaum hatte Des Fontaines die Broschüre erhalten, als er sich beeilte, die Schrift und den wahren Verfasser, Voltaire, wegen Verläumdung gerichtlich zu belangen. Was den Kritiker mit Recht entrüstet hatte, war nicht bloß das niederträchtige Bild, sondern der dem Pamphlet angehängte Brief Voltaire's, in welchem die frühere Anklage der tiefsten Unsittlichkeit gegen ihn einfachhin als wahr angenommen und Des Fontaines des größten Undankes gegen seinen Lebensretter (Voltaire) beschuldigt wurde. Zu gleicher Zeit mit dem Präservativ erschien eine anonyme Schmähschrift gegen den Kritiker: „Der Abbé Des Fontaines und der Schornsteinfeger", ebenfalls eine Arbeit Voltaire's, deren ganzer Inhalt in einer wahrhaft widerlichen Erzählung des vorgeblichen Vergehens Des Fontaines' bestand. Das konnte der Kritiker unmöglich hingehen lassen und er suchte daher Hilfe beim Richter. Allein Voltaire läugnete Alles, die Erzählung legte er dem verstorbenen La Faye zur Last, das Präservativ mußte Mouhy auf sich nehmen; besonders verwahrt er sich gegen alle Mitwissenschaft an dem Stich: „Das Bild," schreibt er an d'Argental, „ist in Verona gezeichnet, in Paris gestochen, die Unterschrift ist kaum französisch, mich als Auctor derselben anklagen, ist eine neue Verläumdung." Nach dem oben citirten Brief an Moussinot ist die Besorgung des Stiches ohne allen Zweifel von Voltaire; zum Überfluß haben wir noch das Zeugniß einer Freundin, welche ausdrücklich sagt: „Er (Voltaire) hat den Stich machen lassen und selbst die Verse der Unterschrift gedichtet." [1]

Durch diese Abläugnung, so empörend sie auch war, brach Voltaire der Anklage die Spitze ab; Des Fontaines glaubte sich nun im Recht, gleichfalls auf dem Wege öffentlicher Beschimpfung sich Gerechtigkeit zu verschaffen. Gegen Voltaire eine dickleibige Schmähschrift zu sammeln, war schon damals nicht schwer. Von Jugend auf hatte er Stoff geliefert, und da des Wahren und Allbekannten genug vorhanden war, mußte man schon stark auftragen, um etwas Unwahrscheinliches zu erfinden. „Man konnte ihn kaum noch verläumden." So ließ sich denn unglücklicherweise der beleidigte Kritiker verleiten, diese Skandalchronik zu sammeln und unter dem Titel Voltairomanie zu veröffentlichen. „Voltaire hat jetzt nichts Anderes mehr zu thun, als sich aufzuhängen," soll Des Fontaines gesagt haben, als er sein Werk einem Freunde vorgelesen hatte. In der That

---

[1] Vie privée de Voltaire, p. 121.

hättte ein anständiger Mensch es nicht mehr gewagt, in Gesellschaft zu erscheinen oder seinen Namen noch länger zu tragen, wenn auch nur der vierte Theil der ‚Voltairomanie‘ wahr gewesen wäre. Daß Manches unläugbar ist, unterliegt heute keinem Zweifel mehr; indessen mag die Leidenschaft des Sammlers das Auge des Kritikers bisweilen getrübt haben und daher dürfte die Autorität der Voltairomanie allein nicht hinreichen, ein darin erzähltes Factum glaubwürdig zu machen, wenn es nicht von andern Quellen bestätigt wird.

Es ist unmöglich, auf die langwierigen und verwickelten Streitigkeiten und Processe einzugehen, welche die Voltairomanie hervorrief. Voltaire glaubte um so weniger schweigen zu dürfen, als er geradezu der Verläumdung beschuldigt und sein intimster Freund Thieriot als Zeuge gegen ihn aufgerufen wurde. Um nämlich Des Fontaines der Undankbarkeit zu zeihen, hatte Voltaire behauptet, derselbe habe unmittelbar nach seiner Befreiung aus dem Kerker, die er ihm verdanke, ein Schmählibell gegen ihn geschrieben und sei nur durch Thieriot bewogen worden, es in's Feuer zu werfen; Thieriot aber erklärte, nichts davon zu wissen. Wohl versuchte Voltaire seinen Freund zu bewegen, daß er, wenn auch nur mit einem halben Worte, für ihn eintrete; aber seltsamer Weise blieb dieser bei seiner Aussage[1]. Aus dieser Verlegenheit, von seinem intimsten Freund als Lügner gebrandmarkt zu werden, sollte ein Proceß gegen die Voltairomanie ihn retten; allenthalben wurden Bundesgenossen geworben, sogar bei den Jesuiten, die er mehr als je mit Versicherungen seines Dankes, seines Glaubens, seiner Frömmigkeit überhäufte. Trotz aller Bundesgenossen hielten indessen seine Freunde dafür, daß der Proceß dem Kläger unangenehmer werden könne, als dem Angeklagten, und riethen dringend, den gefährlichen Schritt nicht zu wagen. Allein er hörte nicht auf ihre Stimme und machte sogar nicht bloß einen, sondern drei Processe zu gleicher Zeit anhängig. Nach langen, mehrmals unterbrochenen Verhandlungen kam es zu einem Compromiß; Voltaire verpflichtete sich, das Präservativ zu verläugnen und die Proceßkosten zu

[1] Was noch seltsamer und fast unerklärlich bleibt, ist die innige Freundschaft, welche Voltaire dem Freunde wenigstens scheinbar bewahrte. „Zwischen diesem Freunde und Voltaire,“ sagt Maynard, I. S. 276, „mußte es ein Geheimniß der Schmach, eine schändliche Gemeinschaft geben, welche es Voltaire unmöglich machte, sich an ihm zu rächen.“ Anderen gegenüber sprach sich Voltaire freilich deutlicher aus: „Wo findet sich eine Schmutzseele, die so feig und verächtlich wäre, als dieser Thieriot?“ u. s. w.

bezahlen, und Des Fontaines verläugnete die Voltairomanie. Voltaire hatte Anfangs diesen Compromiß als „eine feige und unnütze Lüge" [1] zurückgewiesen, mußte sich aber schließlich dennoch dazu verstehen, da sein Freund, der Präsident Herault, erklärte, er habe in dieser Angelegenheit sein Möglichstes für ihn gethan „und vielleicht vor Gott sein Gewissen dadurch belastet" [2]. „Reden wir nicht mehr von Des Fontaines; ich bin schmachvoll gerächt" — das ist das eigene Urtheil Voltaire's über den Ausgang dieser literarischen Fehde.

Des Fontaines überlebte diesen Proceß nicht lange. In den Armen eines Priesters starb er 1745 reumüthig und christlich. Sein Andenken freilich wird ewig gebrandmarkt bleiben, denn wer gibt sich die Mühe, die zahlreichen Anklagen Voltaire's gegen diesen Mann zu widerlegen? Des Fontaines und Rousseau ebensowohl als Fréron und Andere hatten das große Unglück, „gegen die Philosophen zu schreiben", daher war den Philosophen keine Waffe zu wuchtig und — gemein, sich an ihnen zu rächen. Um Rousseau „besser verläumden zu können" [3], schrieb Voltaire mitten in der Aufregung des Processes 1738 das Leben des Odendichters, und stereotypirte so gleichsam die Skandalchronik, welche über den alten Dichter umlief.

Es erübrigt uns noch die kurze Charakteristik eines weiteren Werkes aus jenen Tagen. Bereits erwähnten wir die drei „Episteln über das Glück", ihnen fügte Voltaire noch im Laufe des Jahres 1738 vier andere Lehrgedichte bei und veröffentlichte sie unter dem gemeinsamen Titel: „Discours en vers sur l'homme".

Mit diesen Lehrgedichten wollte Voltaire die philosophische Poesie Pope's in Frankreich einführen, und schmeichelte sich dabei nicht wenig mit dem Gedanken, sein Vorbild übertroffen zu haben. Wir sehen ganz von dem poetischen Werth dieser Episteln ab — groß ist er keineswegs — und können dieselben in ihrer Gesammtheit nur als eine weitere Etappe auf dem Wege vom Pour et contre zur Encyklopädie betrachten. In demselben Maße, wie der Deismus Voltaire's sich immer mehr entwickelt und systematisirt, nimmt auch sein Haß gegen die geoffenbarte Religion zu.

Die erste Epistel soll die Gleichheit aller Stände und Menschen beweisen, ist aber weiter nichts als eine ziemlich banale Phantasie über

---

[1] An d'Argental, 2. April 1739. [2] Maynard, I. S. 311.

[3] „Pour le mieux diffamer il écrit sa vie", sagt kurz und kräftig der keineswegs verdächtige Vapereau, Dictionnaire des littératures.

das Grundthema, daß alle Menschen ihre Freuden und Leiden haben; an eine wirklich tiefere Auffassung des Themas ist kein Gedanke. Die zweite „beweist, daß der Mensch frei ist“, d. h. Voltaire läßt einen Geist erscheinen, der ihm einige methaphysische Fragen vorlegt, die sehr stark an die damaligen jansenistischen Streitigkeiten über die Willensfreiheit erinnern, auf die der Dichter sich aber wohl hütet, eine Antwort zu geben. Wer diese Rede über die Freiheit gelesen, ist gerade noch frei genug, zu glauben, daß die Freiheit nicht besteht und daß auch Voltaire sie nicht annimmt. Der Neid, so führt der dritte Brief aus, ist der größte Feind alles Glückes. Im Ganzen ist das wahr, allein Voltaire beweist durch seine Ausfälle gegen seine Kritiker, denen er den blassen Neid als Motiv ihrer ungünstigen Urtheile unterschiebt, nur, daß, wer glücklich leben wollte, die Verse des Herrn Voltaire nicht schlecht finden durfte. Die eigentliche Philosophie beginnt mit dem vierten Brief „über die Mäßigung in Allem“, d. h. man muß sich im Genuß noch so viel Kraft bewahren, daß man ein anderes Mal wieder anfangen kann:

„Quittons les voluptés, pour pouvoir les reprendre.“

Über die Natur des Genusses handelt sodann der fünfte Brief in einer durchaus grobsinnlichen und zugleich gotteslästerlichen Weise. Der sechste Brief über die Natur des Menschen besagt in etwas unklaren Worten, daß der Mensch hier auf Erden nie glücklich wird; ob es ein Jenseits gibt, davon schweigt der Dichter, wirft nicht einmal die Frage auf. „Begnügen wir uns mit den Gütern, die uns gegeben sind, ohne unnütz zu untersuchen, was der Meister kann.“ Im letzten Brief endlich hoffen wir Aufklärung über die „die wahre Tugend“ und erfahren dann, nach derben Seitenhieben auf die christliche Heuchelei, daß es nur eine einzige wahre Tugend gibt: die Wohlthätigkeit oder Philanthropie, eine recht moderne Idee!

In diesen Lehrgedichten darf man keine wohl präcisirten, klar entwickelten oder tiefer aufgefaßten Thesen suchen, das Ganze ist oft unzusammenhängend, gefällig und leicht, aber — seicht. Was neben der religionsfeindlichen Tendenz und den anstößigen Sätzen am Meisten jeden anständigen Leser beleidigt, ist der außerordentlich cynische Ton, den der Dichter bei jeder Gelegenheit zum Ekel anschlägt. Seine Vergleiche, Bilder und Tropen sind fast ausschließlich aus einem gewissen sinnlichen Kreise genommen, auf den sein ganzes Sinnen und Trachten gerichtet war. Er drückt es selbst mit großer Offenheit in einem Brief aus jener

Zeit aus, wo es heißt: „Le plaisir, hoc est omnis homo [1], et le plaisir est le but universel; qui l'attrape a fait son salut.“ [2]

Der Dichter täuschte sich nicht über den entsittlichenden Einfluß, den seine ‚Discours‘ auf das Publicum üben würden. „Das ist eine Fastenstation, gepredigt von P. Voltaire.“ [3] Die Freude darüber war jedoch von kurzer Dauer. Kaum waren die Briefe bekannt, als das öffentliche Gewissen sich regte. Der Dichter gerieth in Furcht, er läugnete. „Schicken Sie mir doch einmal jene Episteln, die man mir zuschreibt. Was ist denn jene Quacksalberei ‚über das Glück‘? Ist sie nicht vielleicht das Werk irgend eines Elenden, der über die Seligkeit faselt, wie ein Gresset oder die anderen armen Teufel, welche Blut schwitzen in ihrer Dachstube, vor lauter Mühe, die Wollust und Trägheit zu singen?“ [4] „Diese Episteln sind nicht von mir . . . ich will nicht in die Raufereien Molina's und der Jansenisten verwickelt werden“ u. s. w. Ja er will Jeden als seinen persönlichen Feind betrachten, der es wagen würde, ihm diese Episteln zuzuschreiben. „Ich finde,“ sagt er, „daß es sehr übel gehandelt ist, wenn gewisse Leute Werke veröffentlichen, die sie nur ungern zeichnen wollten; ich meinerseits wäre äußerst beschämt, so oft ich irgend eine meiner Schriften zu verläugnen hätte, ich zöge es lieber vor, selbst eine schlechte anzuerkennen, als mich der Gefahr auszusetzen, dreißigmal des Tages zu lügen.“ [5] Es dürfte schwer halten oder vielmehr unmöglich sein, in der ganzen Geschichte eine Persönlichkeit zu finden, die mit der Wahrheit ein so frevles Spiel getrieben hat, wie Voltaire.

---

[1] Nicht zufrieden damit, Gemeinheiten auszusprechen, geht Voltaire gewöhnlich so weit, zu deren Ausdruck Stellen der heiligen Schrift zu mißbrauchen.

[2] An Berger, 10. October 1736.

[3] An Thieriot, 24. November 1738.

[4] An denselben, 22. März 1738.

[5] Pièces inédites de Voltaire. Paris 1820, p. 287.

11. Voltaire als Diplomat bei Friedrich II.

1740—1743.

Während der ersten Jahre von Voltaire's Stillleben in Cirey lebte auf seinem Schlosse zu Rheinsberg in der Mark gleichfalls in literarischer Muße der preußische Kronprinz Friedrich. Nachdem es nicht ohne Mühe gelungen war, die weit gediehenen Zerwürfnisse zwischen ihm und seinem königlichen Vater auszugleichen, hatte er sich in dieses Asyl zurückziehen dürfen, von wo aus er sich nun um so beflissener zeigte, den Anforderungen des strengen Vaters an seine Geschäftsthätigkeit zu genügen, als er sich dadurch die Befugniß erkaufte, alle übrige Zeit der feineren Geselligkeit, der Beschäftigung mit Kunst und Literatur zu widmen. Es war ein wirklicher Mußenhof in Rheinsberg; aber es war nicht die deutsche, sondern die französische Literatur, die hier gepflegt wurde. Der Herrscher in dieser damals weltbeherrschenden Literatur war aber Voltaire, und unter seinen auswärtigen Verehrern war keiner, auf den er in jeder Hinsicht stolzer sein durfte, als der hochbegabte Erbe des jungen Preußenthrones [1].

Friedrich war von einer französischen Gouvernante, Mad. de Rocoules, und einem französischen Lehrer, Duhan, erzogen und sozusagen in einer französischen Umgebung aufgewachsen, denn selbst in dem urmärkischen Berlin bestand eine echtfranzösische Überlieferung, welche von den protestantischen Flüchtlingen des siebenzehnten Jahrhunderts gebildet und unterhalten wurde. Die Jugendschicksale des nachmaligen Friedrich II. von Preußen gehören nicht hierher, es genügt zu unserem Zwecke die Bemerkung, daß wenn der junge Kronprinz Kunst und Literatur liebte, er darunter nur die französische verstand, welche ihrerseits wieder für ihn in den Schriften Voltaire's aufging. Friedrich hatte sich die einzelnen Werke Voltaire's zu verschaffen gewußt und um so tiefer und voller in dieselben hineingelebt, als er es halb im Verborgenen thun mußte. Ein

[1] Strauß, S. 83.

anderer Magnet lag in den Schriften selbst; sie waren der Ausdruck eines Geistes, mit dem der Kronprinz sympathisirte. Ob die Schriften Voltaire's einen wirklichen Einfluß auf seine Ideenrichtung und seine Charakterbildung ausgeübt haben, ist schwer zu sagen, denn gleich von Anbeginn ihrer Freundschaft steht der preußische Prinz fast auf ebenderselben Stufe der Aufklärung mit dem französischen Philosophen, und in der Folgezeit weiß man kaum zu unterscheiden, wer in der Hauptsache, dem Haß gegen das Christenthum, mehr Einfluß auf den Anderen gehabt hat.

Seine Muße auf Rheinsberg wollte der Kronprinz hauptsächlich zur Ausbildung seiner schriftstellerischen und dichterischen Anlage verwenden, und da er nur französisch schrieb und dichtete, in den Schriften Voltaire's aber die höchste Vollendung der französischen Sprache erblickte, entschloß er sich, dessen persönlichen Rath über seine eigenen Arbeiten einzuholen und zu diesem Zwecke mit ihm in briefliche Verbindung zu treten. Der erste Brief, den Friedrich im Alter von 24 Jahren von Berlin aus (8. August 1736) an ihn richtete, ist eine ziemlich schülerhafte Lobeserhebung der bis dahin erschienenen Werke Voltaire's, welche wahrscheinlich beweisen sollte, wie fleißig und eingehend der Prinz dieselben studirt habe.

Dem Lob des Meisters schloß sich die Bitte an, Voltaire möge ihm ohne Rückhalt alle seine Werke, selbst jene Manuscripte mittheilen, die er aus Vorsicht dem großen Publicum noch verbergen müsse, Friedrich werde sie ganz gewiß geheim halten, dafür aber um so eifriger auswendig lernen. Am Schluß des Schreibens sprach endlich der Prinz die Hoffnung aus, den Dichter eines Tages auch persönlich besitzen zu dürfen. Voltaire war entzückt über diesen Brief und antwortete in demselben schmeichelhaften Ton. Er bedauert, nicht gleich eine Wallfahrt zu dem Prinzen antreten zu können, der einer solchen mehr werth sei, als Rom und der Papst u. s. w. So geht nun die Correspondenz fleißig weiter. „Er behandelte mich," sagt Voltaire, „als einen göttlichen Menschen, ich ihn als einen Salomon. Die Wörter kosteten uns nichts." Nicht bloß als Salomon, sondern als Trajan, Titus, Marc Aurel und besonders als Julianus Apostata pries Voltaire den Prinzen, nannte ihn den Messias des Nordens, Seine Menschlichkeit statt Seine Majestät, ja bald nahm die gegenseitige Schmeichelei vollständig jenen Charakter an, den Voltaire kurz mit den Worten bezeichnet: „Er schrieb mir, wie Julian dem Libanius schrieb." Allein nicht um Complimente zu machen und zu hören hatte Friedrich die Correspondenz begonnen; er wollte lernen, und deßhalb

legte er Voltaire wissenschaftliche Fragen, eigene Arbeiten, meistens Gedichte, zur Beurtheilung vor und bittet um Rath und Aufklärung über seine philosophische Richtung. Er beginnt mit seinem Glaubensbekenntniß, das auf ein Haar dem Pour et contre ähnlich sieht. „Mein System ist," sagt er, „das höchste, einzig gute, einzig barmherzige Wesen anzubeten, welches dadurch allein unserer Verehrung werth ist; die Menschen nach Kräften in ihrem Elend zu trösten und zu unterstützen, und was das Übrige angeht, mich einzig dem Willen des Schöpfers zu überlassen . . . Ich denke, das ist auch so ungefähr Ihr Credo." [1] „Meine Moral," schrieb er schon früher, „stimmt vollständig mit der Ihrigen überein. Ich gestehe, daß ich die Vergnügen und Alles, was dazu beiträgt, liebe. Die Kürze unseres Lebens ist der Beweggrund, der mich antreibt, dasselbe zu genießen. Wir haben nur eine Zeit, die wir benützen müssen. Die Vergangenheit ist ein Traum, die Zukunft unsicher, dieses Princip ist nicht gefährlich, nur darf man daraus keine falsche Schlußfolgerung ziehen." [2] Um immer mehr in die Geheimnisse der Voltaire'schen Moral eingeweiht zu werden, drängt Friedrich wiederholt den Dichter, ihm doch die Pucelle zu schicken, von deren Existenz er Kunde erhalten hatte. Voltaire antwortet freilich, das Gedicht „führe unmittelbar zum Schierlingsbecher", aber Friedrich läßt sich dadurch nicht aufhalten: „Ich verspreche Ihnen, daß ich ein unverbrüchliches Schweigen darüber beobachten werde. Niemals wird Jemand erfahren, daß Sie mir die beiden Sachen [3] geschickt haben, noch weniger wird sie Jemand sehen. Ich mache mir eine Ehrensache daraus." [4]

Unterdessen war es bekannt geworden, daß Friedrich mit Voltaire correspondire, Briefe des Dichters gelangten erbrochen an Friedrich, und Beide wurden vorsichtiger. Als Voltaire bei seiner Flucht nach Holland sich zu der Behauptung verstieg, er reise zum Prinzen nach Berlin, verbot Friedrich den Zeitungsschreibern, künftighin von ihm als einem Freunde Voltaire's zu reden, während er andererseits den Dichter durch einen Brief voll Betheuerungen der Hochachtung und Liebe zu beschwichtigen suchte. „In jeder anderen Zeit, als in der unsrigen, hätte ich dem Herrn Franchin nicht verboten, über mich zu sprechen, wie es ihm beliebt . . . Aber jetzt ist es eine Regel der Klugheit, und Sie wissen, daß man sich den Umständen fügen und dem Zeitgeist anbequemen muß." [5]

---

[1] Brief Friedrichs, 8. Februar 1737.

[2] Brief Friedrichs, Januar 1737.

[3] Die „Metaphysik" und die „Pucelle".

[4] Brief Friedrichs, Febr. 1737. [5] 8. Febr. 1737.

Die Umstände, d. h. die Furcht Friedrichs vor dem strenggläubigen Vater, welchem Voltaire längst ein Greuel war, verhinderten die ersehnte persönliche Zusammenkunft der beiden Correspondenten für mehrere Jahre; sie fand erst 1740 statt. Anfangs December 1739 war Voltaire mit Madame Du Châtelet nach Brüssel gereist, wo diese einen Proceß zu führen hatte, der sie längere Zeit dort fesselte. Um jene Zeit (31. Mai 1740) starb Friedrich Wilhelm I. und der Freund Voltaire's bestieg den Thron Preußens. Als dieser nun nach Cleve kam, um sich huldigen zu lassen, beeilte sich der Dichter, den königlichen Gönner auf Schloß Moyland bei Cleve für einige Tage (11.—15. Sept.) zu sehen. „Ich wurde in das Zimmer Seiner Majestät geführt. Es waren vier nackte Wände. Ich gewahrte in einem Gemach ein kleines Bett, $2^1/_2$ Fuß breit, auf dem ein kleiner Mann lag, eingehüllt in einen Schlafrock von grobem blauem Tuch; das war der König, der in einem heftigen Fieberanfall unter einer armseligen Decke schwitzte und zitterte. Ich begrüßte ihn und begann unsere Bekanntschaft damit, daß ich seinen Puls befühlte, als wäre ich sein Leibarzt gewesen. Sobald der Anfall vorüber war, kleidete er sich an und setzte sich zu Tisch. Algarotti, Kaiserling, Maupertuis, der Minister des Königs bei den Generalstaaten und ich nahmen Theil am Mahle, wobei man gründlich über die Unsterblichkeit der Seele, die Freiheit und die Androgynen des Plato verhandelte.“ [1]

In den fieberfreien Stunden und ohne Zeugen wurde auch über Anderes geredet, und zwar vor Allem über den Antimachiavelli, den Friedrich als Kronprinz geschrieben hatte, aber als König nicht mehr anerkennen, noch viel weniger veröffentlicht wissen wollte. Voltaire hatte im vorigen Jahre das Manuscript empfangen und einem holländischen Verleger zum Druck überlassen. Bei der Thronbesteigung Friedrichs hatte Voltaire die Willensänderung des königlichen Verfassers vorausgesehen und den Verleger auf alle Weise gedrängt, den Druck so zu beschleunigen, daß Friedrichs etwaiger Gegenbefehl zu spät käme und das Buch schon vollendet wäre. Allein die Gegenordre kam unerwartet schnell, und Voltaire mußte nun, um dennoch die Veröffentlichung zu erzielen, seine Zuflucht zu der Ausrede nehmen, der Verleger habe in übertriebenem Eifer das Werk bereits zum größten Theile vollendet, der Befehl Seiner Majestät sei daher zu spät gekommen u. s. w. Friedrich ließ sich durch den Vorwand nicht beirren, er bestand auf seinem Willen und Voltaire mußte

[1] Mémoires historiques.

sich fügen. Nun aber gerieth er mit dem Verleger in Streit, der die gemachten Auslagen vergütet haben wollte und vorgab, ein Recht auf das Buch zu haben — kurz Voltaire wußte die Sache durch mehrere Intriguen so zu verwickeln, daß statt einer einzigen Ausgabe zum großen Ärger Friedrichs, aber zum Vortheil Voltaire's deren drei erschienen. Es würde zu weit führen, die einzelnen Zwischenfälle dieser langen Verhandlungen nach dem Bericht der Briefe zu erzählen; noch unnützer aber wäre der Versuch, eine Übereinstimmung zwischen den Briefen und deu Memoiren herzustellen, denn wie gewöhnlich bei Voltaire, herrscht auch hier der klarste Widerspruch [1].

Bei der Zusammenkunft in Moyland war übrigens die Frage noch nicht in ihr kritisches Stadium getreten, und Friedrich glaubte sich damals noch um so sicherer auf Voltaire verlassen zu können, als dieser ihm gerade damals auch einen wichtigen politischen Dienst leistete. Der König schützte nämlich vor, ein Recht auf Herstall zu haben und schickte zur Bestätigung dieses Rechtes 2000 Mann gegen Lüttich, während Voltaire sich beeilte, dessen Ansprüche durch ein Manifest zu unterstützen, „denn er zweifelte nicht im mindesten, daß ein Fürst, mit dem er speiste und der ihn Freund nannte, im Rechte sei.“ Friedrich behielt wirklich Recht, d. h. der Fürstbischof mußte sich durch eine Million Dukaten von den Erpressungen der Truppen des Königs loskaufen.

Dieser erste glückliche Zug auf dem politischen Schachbrett ermuthigte den Dichter, auf alte, halb vergessene Pläne zurückzukommen. In England hatte er gesehen, wie die Literaten auch in Staatsfragen ihr Wort mitsprachen, als Minister und Gesandte über das Wohl des Vaterlandes entschieden, kurz einflußreiche und geehrte Politiker waren. Vergebens hatte er bisher in seinem Vaterlande Ähnliches angestrebt und bereits alle Hoffnung der Verwirklichung schwinden lassen, bis die Freundschaft des mächtigen Königs ihn jetzt wieder auf die verlassene Bahn zurücklenkte. Kaum nach Brüssel zurückgekehrt, schrieb er ohne Wissen der Marquise Du Châtelet an den französischen Minister Fleury, er könne dem wiederholten Befehle (??) Friedrichs nicht länger widerstehen und gedenke den

[1] In diesen Memoiren stellt Voltaire die Sache nämlich so dar, daß alle Schuld auf Friedrich fällt. Er selbst will es gewesen sein, der den König darauf hingewiesen habe, wie es sich gar nicht schicke, jetzt ein Buch zu veröffentlichen, dessen Grundsätze er selbst zu verletzen scheine. Auf diesen Wink hin habe der König ihm dann auch erlaubt, den Druck zu sistiren, aber als der Verleger Schadenersatz verlangte, habe Friedrich es vorgezogen, sein Werk umsonst gedruckt zu sehen, als noch zu zahlen, um es nicht drucken zu lassen. So schreibt Voltaire die Geschichte.

Preußenkönig in dessen Staaten zu besuchen; er bitte um irgend eine officielle Sendung, da er sich gewiß bestreben werde, das Wohl seines Vaterlandes am preußischen Hofe zu vertreten [1]. Ohne jedoch eine Antwort abzuwarten, reiste er nach Potsdam und stellte sich dem Könige unter dem Vorwand vor, mit ihm wegen des Antimachiavelli zu verhandeln. Friedrich war zwar erfreut über diesen unerwarteten Besuch, allein wichtigere Geschäfte erforderten damals seine ganze Aufmerksamkeit.

Kaiser Karl VI. war im October gestorben und der preußische König erinnerte sich, von alten Rechten auf die schlesischen Provinzen gehört zu haben. „Dieser Tod," hatte er an Voltaire geschrieben, „macht einen Strich durch meine Friedenspläne, und ich glaube, daß es sich künftigen Juni mehr um Schießpulver, Soldaten und Laufgräben handeln wird, als um Schauspielerinnen, Ballete und Theater." Was er jedoch eigentlich vorhatte, verheimlichte er Allen, so daß der französische Botschafter fast verzweifelte, weil er seiner Regierung nichts Bestimmtes mitzutheilen im Stande war. Da gedachte nun Voltaire, als Freund dem König zu entlocken, was der Diplomat nicht erlangen konnte. Durch einen Verrath an der Freundschaft glaubte er den Charakter eines französischen Agenten nicht zu theuer zu erkaufen. Aber Friedrich kannte seinen Mann. Er war wie immer außerordentlich entzückt von den Geistesblitzen und der Poesie seines Gastes, nur schienen ihm die Reisekosten, welche dieser beanspruchte, etwas hoch gegriffen und er meinte, „das heiße doch einen Hofnarren etwas theuer bezahlen". Als nun Voltaire gar zu neugierig über die Zukunft sich erkundigte, änderte Friedrich die Haltung und war zugeknöpft zum Befremden, ja einmal, da der Dichter zudringlich wurde wie eine Fliege, faßte ihn der König bei der Hand, führte ihn zu einer Dame und sagte: „Ich stelle Ihnen meine sehr theure Schwester vor." Es war dieß die Lieblingsschwester Friedrichs, die Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth, die gleich ihrem Bruder aus den Werken Voltaire's ihre süßeste Seelennahrung schöpfte. Seine Bekanntschaft mit dieser Verehrerin wurde bald intim und überdauerte sogar sein zeitweiliges Zerwürfniß mit dem König.

Über Politik konnte also Voltaire nicht viel erfahren, die meiste Zeit ging in Festen und Vergnügen dahin, bis der Ausbruch des ersten schlesischen Krieges den König zum Heere und den Dichter nach Holland rief, wo er im Januar 1741 anlangte. Madame Du Châtelet wußte

---

[1] An Fleury, 4. November 1740.

nicht, ob sie sich mehr über seine Rückkehr freuen, oder über seine Vorliebe für den König ärgern sollte. Ihre Bewunderung für Friedrich war von kurzer Dauer gewesen, denn dieser hatte sich mehr als einmal ungalant gegen sie benommen, indem er Voltaire bedeutete, ohne sein weibliches Anhängsel zu kommen. Indessen scheint der Dichter trotz seines Mißerfolges großen Geschmack an der Diplomatie gefunden zu haben, und sein ganzes Streben richtet sich darauf, eine wirkliche diplomatische Sendung zu erhalten. Im Jahre 1743 endlich ist er so glücklich, seinen Wunsch erfüllt zu sehen. Nach dem Tode Cardinal Fleury's (29. Januar 1743) hatten d'Argenson und Amelot, zwei ehemalige Mitschüler Voltaire's, das Staatsruder in die Hand genommen; sie wurden leicht für seinen Plan gewonnen, und wußten durch die Vermittlung Richelieu's und der Frau von Châteauroux dem Könige soviel vorzuspiegeln von den glänzenden Aussichten, die ein so intimer Freund des Preußenkönigs verwirklichen könne, daß Ludwig XV. trotz seiner Abneigung gegen Voltaire seine Zustimmung zu einer diplomatischen Sendung desselben nach Berlin gab, jedoch unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß sie eine durchaus geheime bleibe; nur die betreffenden Minister durften darum wissen.

Am 24. Juni reiste Voltaire von Paris nach dem Haag, um hier die Antwort Friedrichs abzuwarten, welche ihm den Ort der Zusammenkunft bestimmen sollte. Da der König gerade damals „ärger umherirrte, als der ewige Jude", verzögerte sich diese Antwort gar lange, und es dauerte bis zum 30. August, ehe Voltaire „zu seines Königs Füßen in Berlin lag".

Die Freude des Empfanges war sehr groß, die beiden Freunde spielten ihre Rolle vortrefflich. Friedrich that, als glaube er dem Dichter vom ganzen Herzen, wenn dieser ihm als Grund seiner Reise angab, er fliehe Frankreich wegen der beständigen Hetzereien, und besonders wegen der Verfolgungen, die er von dem Minister der kirchlichen Angelegenheiten, dem Bischof Boyer, zu erdulden hätte. Solange bloß von Versen oder von dem „âne de Mirepoix", wie Beide Boyer[1] nannten, die Rede war,

---

[1] François Boyer gehört zu den bestverläumdeten Männern des 18. Jahrhunderts, und wenn er als eine lächerliche, verachtungswürdige Figur in den gewöhnlichen „Geschichten" dasteht, so ist das eine Frucht der Verläumdungen und Schimpfreden Voltaire's und der Jansenisten. Geboren 1675, trat er jung in ein Theatinerkloster, wurde 1730 Bischof von Mirepoix, und endlich zum Erzieher des Dauphin ernannt. Dann bekleidete er nach und nach mehrere einflußreiche Hofstellen und wurde 1743 zum Minister der kirchlichen Angelegenheiten erhoben. In diesem Amte

zeigte sich der König höchst aufgeräumt und freundlich. Sobald aber, wie Strauß sagt, Friedrich in dem Dichter den geheimen Agenten entdeckt, ist er erst ärgerlich, dann macht es ihm Spaß, und er beantwortet dessen zum Theil gar schriftlich gefaßte politische Andringlichkeit mit Versen und Schnurren, die indeß in die ernste Mahnung an den Poeten auslaufen, zu lassen, was seines Amtes nicht sei, und an Frankreich, durch eine weisere Politik anderen Mächten Lust zu machen, sich mit ihm zu verbünden. Friedrich und Voltaire hatten die Gewohnheit, sich von einem Zimmer zum anderen Billete mit Versen, Fragen und Complimenten zu schicken; in dieser Freundschaftscorrespondenz waren sie offen gegen einander, aber doch ließ sich der König nie ein Wort entreißen, dessen Voltaire sich in Frankreich hätte bedienen können.

Von Berlin ging Friedrich mit dem Freunde nach Charlottenburg und Bayreuth, wo sich eben eine glänzende Gesellschaft um die Markgräfin versammelt hatte. Außer den drei Prinzen von Braunschweig und einer großen Anzahl von Edeldamen war auch die Herzogin von Württemberg, die künftige Schwiegermutter der Tochter des Hauses, zugegen. Diese Herzogin benutzte die Gelegenheit, um in den Nächten eigenhändig und im tiefsten Geheimniß die Pucelle des poetischen Gastes zu ihrem Gebrauch abzuschreiben, denn sowohl sie als die anderen Bewohner Bayreuths waren die glühendsten Verehrer und eifrigsten Anhänger Voltaire's. Kein Wunder also, wenn ein Fest zu Ehren des Dichters das andere verdrängte, und der Gefeierte sich in diesem Kreise so behaglich fühlte, daß er selbst nach Abgang des Königs bei der Markgräfin verweilte. Wie diese ihrem Bruder schrieb, „war Voltaire immer in der besten Laune, und zeigte sich stets in dieser fürstlichen Versammlung als der König der glänzenden Vergnügen“ (le roi des brillants plaisirs). So hätschelten deutsche Fürsten den französischen Spion!

---

war er unausgesetzt für die Bekämpfung des Jansenismus, für die würdige Vertheilung der Beneficien und überhaupt für die Erhaltung und Förderung katholischen Lebens in Frankreich thätig. Man war allgemein überzeugt, daß er dem Erzbischof von Paris, Msgr. de Beaumont, zu allen Schritten gegen den Jansenismus gerathen und ihn bei ihrer Ausführung unterstützt habe. Daher der wilde Haß der Jansenisten gegen den einflußreichen und seeleneifrigen Minister. Daß Boyer kein „Esel“ gewesen, wie Voltaire und die Sectirer ihn um die Wette genannt haben, geht aus seinen von der französischen Akademie anerkannten Verdiensten um die Wissenschaften hervor, und wenn der Prälat selbst so bescheiden auftrat, so lag der Grund davon nicht in der Beschränktheit seines Geistes, sondern in der christlichen Demuth seines Herzens. Er starb den 13. August 1755. Vgl. über ihn Barbier, IV. S. 306. 343; VI. S. 189. Histoire de l'Académie, V. S. 529 ff.

Voltaire vergaß jedoch inmitten der Vergnügen seine diplomatische Sendung nicht und kehrte nach einem vierzehntägigen Aufenthalte in Bayreuth zu Friedrich zurück. Er fand dießmal, wie er schreibt, den König mehr eingenommen für Frankreich, aber zu einem thätigen Eingreifen noch keineswegs entschlossen, da er abwarten wollte, bis die österreichische und englische Armee sich noch mehr aufgerieben und fast vernichtet hätten. Friedrich liebte den König von England, „seinen Onkel", keineswegs, und pflegte zu sagen: „Georg ist der Oheim Friedrichs, aber nicht des Königs von Preußen." Wenn er trotzdem wirklich eine günstigere Stimmung für Frankreich merken ließ, geschah es wahrscheinlich, um Voltaire einigen Trost und einen kleinen Grund zur Eitelkeit zu geben, den der König hinwiederum für sich auszubeuten gewillt war. Ihm lag daran, Voltaire beständig an seine Person zu fesseln, und sich der Feder und des kritischen Urtheils des Dichters zur Verbesserung und Ausfeilung seiner Verse und Memoiren zu bedienen. Er ließ es daher auch an Einladungen, Bitten und Versprechen in diesem Sinne nicht fehlen, aber Voltaire wagte ohne Erlaubniß der Marquise keine Zusage zu machen. Da verfiel Friedrich auf ein anderes Mittel, „das wir darum nicht löblicher finden können, weil es der schlagendste Beweis ist, wie viel ihm an der Erwerbung Voltaire's gelegen war" [1].

Wie bemerkt, schützte der Dichter die Anfeindungen des Bischofs Boyer von Mirepoix als Grund seiner Reise nach Preußen vor. Natürlich wurde auch offen und geheim sehr viel über jenen Mann gesprochen und geschrieben, so daß die poetischen und satirischen Auslassungen über ihn zu einem beträchtlichen Actenstoß anschwollen. Wenn diese Schmähungen zu Ohren des Bischofs gelangt wären, so hätte dieser sich nicht nur mit Recht beleidigt fühlen müssen, sondern würde auch nicht verfehlt haben, seine einflußreiche Stelle am Hofe Ludwigs XV. zur Bestrafung Voltaire's zn benutzen. Dieser verließ sich in diesem Punkte unbefangen der Discretion seines königlichen Freundes, der ja auch sein redliches Theil an den Schmähacten beigetragen hatte, und Friedrich würde dieses Vertrauen wohl auch nie getäuscht haben, hätte er dießmal nicht geglaubt, „einen an dem Verfasser des Antimachiavel nicht befremdlichen Streich" spielen zu dürfen, und durch Mittheilung der compromittirenden Schriftstücke den Freund „in Frankreich so zu brouilliren, daß ihm nichts übrig bliebe, als wieder nach Berlin zu kommen". Er gab daher seinem

---

[1] Strauß, S. 89.

Agenten, dem Grafen Rothenburg in Paris, den Auftrag, die Spöttereien Voltaire's über den Prinzenerzieher Boyer diesem in die Hände zu spielen. Natürlich ist in Versailles bald Feuer im Dach, und der Widerschein der Lohe bis in die Mark sichtbar. Voltaire beeilt sich, an den Minister zu schreiben, um sich zu entschuldigen. „Sie wissen, welchen Namens und Vorgebens ich mich bei ihm (Friedrich) bedient habe, um meine Reise zu beschönigen. Er hat mir mehrere Briefe über die vorgeschobene Person geschrieben, und ich habe ihm mit derselben Freiheit geantwortet. In seinen wie in meinen Billeten stehen einige kühne Verse, die einem König freilich nicht schaden können, wohl aber einem Privatmann. Er hat geglaubt, daß, wenn ich ohne Hoffnung mit der bewußten Person entzweit wäre, ich wohl oder übel sein Anerbieten annehmen müßte, das ich sonst immer ablehnte. Da er mich anders nicht erwerben kann, will er mich in Frankreich unmöglich machen, aber ich schwöre Ihnen, daß ich lieber in einem Schweizerdorf leben, als um diesen Preis mich der Freundschaft eines Königs erfreuen möchte, der fähig ist, den Verrath in die Freundschaft zu schmuggeln."

Gegen Friedrich ließ Voltaire seine Entrüstung nicht merken, aber er drängte den „Freund" doch, ein entscheidendes Wort über seine Gesinnung gegen Frankreich zu sprechen, damit der „Gesandte" endlich an seinen Hof zurückkehren könne; wenigstens wollte er „irgend eine angenehme Nachricht für Versailles" empfangen. Aber Friedrich antwortete ihm kurz: „Der einzige Auftrag, den ich Ihnen für Frankreich geben kann, ist der, daß Sie drüben den Rath ertheilen, sich besser aufzuführen, als man es bisher gethan hat." Es war übrigens Voltaire auch gar nicht so sehr um das Vaterland zu thun, als um seine persönliche Sicherheit in Versailles. Man hatte dort seine früheren Streiche nicht vergessen, besonders da die neuen immer das Andenken der alten auffrischten. Sogar hatte man ihm seit der letzten Verbannung in Holland die Pensionen nicht mehr bezahlt, und wie es scheint, einige seiner Güter mit Beschlag belegt. Daher bat er inständig den König von Preußen, ihm doch ein paar schmeichelhafte Worte schriftlich zu geben: „Ich würde Ihre Zeilen dem König zeigen, und könnte dadurch vielleicht die Rückerstattung meines Vermögens erhalten, welches der gute Cardinal (Fleury) mir geraubt hat; ich wollte dann gern dieses Gut hier (in Berlin) verzehren, weil ich es Ihrer Güte zu verdanken haben würde." Aber Friedrich kannte seinen Mann und gab ihm nicht einmal die „vier Zeilen". Dafür stoppelte denn Voltaire aus früheren Briefen des Königs ein Lob des „Gesandten"

zusammen und erstattete dem Minister Amelot Bericht über seine fruchtlose Sendung. Der erwünschte Lohn kam nicht, ja Voltaire wurde sogar in den bald darauf erfolgenden Sturz des Ministers verwickelt, fiel erst recht in Ungnade und beeilte sich, nach Cirey zu fliehen, wo ihm die Marquise tausend Vorwürfe über seine Untreue machte.

Das hindert ihn freilich nicht, in seinen Memoiren zu schreiben: „Ich kehrte rasch zum Hof von Frankreich zurück und legte Rechenschaft von meiner Sendung ab. Ich gab ihm die Hoffnung, die man mir in Berlin gegeben (?), sie täuschte nicht. Im künftigen Frühjahr schloß der König von Preußen wirklich ein neues Bündniß mit Frankreich. Er rückte mit 100,000 Mann in Böhmen ein, während die Österreicher in Elsaß standen. — Wenn ich damals meine Abenteuer und meine geleisteten Dienste einem guten Pariser erzählt haben würde, so hätte derselbe gewiß nicht daran gezweifelt, daß ein hoher Posten meiner harre. Aber mein Lohn war dieser. Die Herzogin von Châteauroux war erzürnt, weil die Verhandlungen nicht durch ihre Hände gegangen waren; auch wandelte sie die Lust an, den Minister Amelot zu stürzen, weil er stotterte, was ihr mißfiel... Amelot wurde nach acht Tagen entlassen, und ich in seine Ungnade verwickelt."

Friedrich knüpfte allerdings in dem folgenden Frühling Unterhandlungen mit Frankreich an, aber Voltaire war daran ebenso unschuldig, als der Sturz Amelots an dem schlechten Lohn, den er für seine diplomatischen Dienste empfing. Der Zusammenhang dieser Thatsachen bestand einzig in Voltaire's Phantasie. Nicht acht Tage nach seiner Ankunft in Paris (November 1743), sondern sechs Monate später (April 1744) wurde Amelot entlassen, und diese sechs Monate hätten wohl hingereicht, dem Dichter seinen Lohn zu verschaffen, wenn er einen solchen selbst in den Augen seines Freundes verdient hätte.

---

12. Die Bemühungen Voltaire's um Aufnahme in die Akademie.

1743—1746.

Seitdem Cardinal Richelieu im Jahre 1637 die französische Akademie gegründet hatte, war die Zulassung in diese gelehrte Gesellschaft das Ziel aller Schöngeister, Dichter, Redner und Weltweisen Frankreichs: ein Sitz unter den Vierzig galt als Thron auf dem Parnaß, der Name eines Akademikers als Anrecht auf die Unsterblichkeit. Voltaire wäre kein Dichter und kein Franzose gewesen, hätte nicht auch er aus allen Kräften nach dieser Auszeichnung gestrebt, und die Nachwelt würde ihm auch wie so manchem Anderen gerne die kleine Eitelkeit verziehen haben, wenn er nur nicht geradezu unmoralisch in der Wahl der Mittel gewesen wäre.

Zuerst will er uns glauben machen, die Sache sei ihm höchst gleichgiltig gewesen. „Seltsam," so schreibt er 1738, „fast alle Schöngeister haben Epigramme gegen die französische Akademie gemacht, und dabei doch alle Mittel angewendet, um darin aufgenommen zu werden. Man weiß höchstens vom Herrn von Voltaire, daß er nie Satiren auf die Akademie schrieb, aber auch nie Schritte that, um in sie einzutreten."[1] Seltsam, so sagen wir unserseits, Voltaire hat nie Epigramme auf die Akademie gemacht, und doch wimmelt die Correspondenz des Dichters mit seinen Freunden von solchen Epigrammen, und was die Schritte anbelangt, die er behufs seiner Aufnahme in die Akademie nicht gethan haben will, so sind auch die nicht im mindesten ein Geheimniß. Man darf wohl behaupten, daß die Akademie Voltaire's einzigste und standhafteste Liebesmühe genossen hat, da seine Werbungen um sie volle vierzehn Jahre (1732—1746) währten, gewiß ein seltenes Beispiel der Beständigkeit in jenem leichtsinnigen Jahrhundert!

Als er zum ersten Male candidirte, brachte er manche schöne literarische Titel, die jedoch im Vergleich zu dem leidigen Pour et contre,

---

[1] Vie de Jean B. Rousseau.

den englischen Briefen und einigen anderen höchst unakademischen Jugendstreichen keine hinreichende Empfehlung waren, um ihren Besitzer in die Zahl der hochernsten, im Ganzen sogar noch strenggläubigen Akademiker eintreten zu lassen. Einer der Richter sprach sich sogar dahin aus, „Voltaire würde überhaupt nie Mitglied der Akademie werden", und dabei blieb es für dießmal. Der Verschmähte tröstete sich mit dem Fuchse der Fabel, meinte, „die Akademie sei eine alte Kokette, der nur eitle Gecken den Hof machten", und verschwor sich einem Freunde gegenüber, nie einer gelehrten Körperschaft anzugehören. Es war daher ganz gewiß nur ein böser Zufall, wenn er zwanzig Jahre später Mitglied von achtzehn Akademien des In- und Auslandes war!

Uebrigens hatte er seinen Schwur schon viel früher vergessen, denn als mit dem Tode des Card. Fleury im Jahr 1743 wieder ein Sitz vacant geworden, schrieb er sofort an einen der einflußreichsten Akademiker, daß er bereits das Wohlwollen des Königs besitze und Ludwig XV. ihn gerne an die Stelle des verstorbenen Ministers unter die Vierzig gewählt sähe. Allein das königliche Wohlwollen reichte auch dießmal nicht hin, um die Bedenken, welche sich gegen seine Aufnahme geltend machten, zu beschwichtigen. Am lautesten und nachdrücklichsten erhob Bischof Boyer sich gegen ihn, und legte nicht bloß seine Autorität als gelehrter und geachteter Prälat, sondern auch das ganze Gewicht seines politischen Einflusses bei Hof in die Wagschale, um nicht gezwungen zu sein, den Ehrentitel eines Akademikers mit einem Manne theilen zu müssen, der, wie Voltaire, allem Heiligen und Reinen den Krieg erklärte. Dieser kannte übrigens recht wohl die Stimmung Boyers, und suchte daher nach einem Mittel, den Zorn des Prälaten bis zur Stunde der Wahl zu besänftigen. In einem Briefe, den er in Boyers Hände zu spielen wußte, betheuerte er heilig, „er (Voltaire) sei beseelt von wahrer Hochachtung gegen die christliche Religion, die es ihm verboten, jemals ein unsittliches Buch zu schreiben; in die Akademie wünsche er nur deßhalb aufgenommen zu werden, um die grausamen Anklagen seiner Feinde zu Schanden zu machen, und um seinem Worte mehr Ansehen zu verleihen, wenn er der Wahrheit, die er anbete, ein feierliches Zeugniß gebe u. s. w." Ein anderer Prälat, Erzbischof Languet, mußte ebenfalls gewonnen werden. Bei ihm hatte es Voltaire nicht bloß durch die Gesammtheit seines gottlosen Literatenthums verdorben, sondern auch durch perfide, ja gotteslästerlich-unzüchtige Anspielungen auf die Herz-Jesu-Andacht und die selige Margaretha Alacoque, deren Geschichte der fromme Prälat geschrieben hatte.

Wie Voltaire es seinem Freunde d'Argental versprochen, so that er auch wirklich „Alles, was nöthig war, um den Bischof zu entwaffnen", d. h. er heuchelte und schmeichelte vor Boyer und Languet in der widerlichsten Weise. Friedrich II., der durch Thieriot und Andere von dem Treiben Voltaire's stets unterrichtet wurde, hörte mit großer Schadenfreude von dieser „Bekehrung des Philosophen" und gratulirte ihm in ebenso bissigen als witzigen Versen zu seinen Kniebeugungen und den rosigen Aussichten, welche ihm die beiden Kirchenfürsten für solche Beweise der Ehrfurcht eröffnen würden. Aber ebenso scharfsichtig wie Friedrich waren auch die Prälaten, d. h. sie ließen sich keinen Augenblick durch die Geberden und Schwüre des „großen Komödianten" in ihrer Überzeugung irre machen. Boyer wußte, daß Ludwig XV. den Dichter nicht leiden konnte und nur durch die Intriguen der Herzogin von Châteauroux bewogen war, seine Zustimmung zur Wahl Voltaire's zu geben. Um daher den Einfluß dieser Person zu zerstören, wandte sich Boyer an Maurepas, den persönlichen Feind der Châteauroux, und setzte es mit diesem wirklich durch, daß der König seine Genehmigung zurückzog und Voltaire noch einmal als persona ingrata zurückgewiesen wurde. Dieser nun ließ seinem Haß um so freieren Lauf, je erfolgloser seine Schmeicheleien gewesen waren. Boyer diente künftighin fast als ausschließliche Witzverbrämung für die philosophische Correspondenz mit Friedrich, und wurde von den beiden Schriftstellern kaum mehr anders als der „Esel-Bischof von Mirepoix"[1] genannt, ja die ganze Akademie war nach dem geistreichen Ausdruck Friedrichs nur „ein Areopag von Midassen mit Mitra und Stab".

Trotz des zweimaligen Mißlingens war es aber beschlossen, daß Voltaire in die Akademie eintreten sollte, und zwar durch den Einfluß einer Frau. Denn das war seine festeste Überzeugung, „daß, um das kleinste Glück zu erlangen, vier Worte in das Ohr einer königlichen Maitresse gesprochen, wirksamer seien als hundert geschriebene Werke"[2]. Zudem bot sich nach dem Tode der Herzogin von Châteauroux für Voltaire eine günstige Gelegenheit dazu; die Fleischerstochter Antoinette Poisson, die Gespielin seiner Nichte, wurde plötzlich die Favoritin des Königs und trat als Madame d'Etioles oder Marquise von Pompadour in die französische Geschichte ein. Kaum hatte Voltaire ihre Erhöhung vernommen,

---

[1] Dieser witzige (!) Name war eine Corruption der abgekürzten Titulatur Boyers: „anc(ien) évêque de Mirepoix", wofür Voltaire substituirte: âne évêque u. s. w.

[2] Mémoires.

so beeilte er sich, dieser Dame seine Aufwartung zu machen, und er wußte ihr so zu schmeicheln, daß ihm gestattet wurde, einen ganzen Sommer auf Etioles zuzubringen; hingerissen durch diese Gunstbezeugung, wagte er ihr zu schreiben: „ihr Handwerk (métier) müsse die Wonne aller rechtschaffenen Leute sein, und so rede er durchaus nicht als alter galanter Schmeichler, sondern als guter Bürger!“ [1]

Zum Lohn für seine Schmeicheleien erhielt Voltaire einen poetischen Auftrag bei Hof, indem er die Heirath des Dauphins durch ein dramatisches Spiel verherrlichen sollte. Die „Prinzessin von Navarra“, ein höchst mittelmäßiges Singspiel, wurde am 23. Februar 1745 aufgeführt, und schon einen Monat später der Dichter zum französischen Hofhistoriographen ernannt, ein sehr einträgliches Amt, um das er sich lange vergebens beworben hatte. Nun hatte er nur noch zwei Wünsche: den königlichen Kammerherrntitel und die Akademikerwürde; auch dafür sorgte im Geheimen die allesvermögende Pompadour. Als es im Mai galt, die vom Marschall Moritz von Sachsen gewonnene Schlacht zu besingen, war Voltaire flink bei der Hand, und schrieb in wenigen Stunden seine „Schlacht bei Fontenoy“, die er dem Könige widmete, und in wenigen Tagen in fünf verschiedenen Recensionen vertheilen ließ, so daß er Ludwig XV. melden konnte, „es seien in zehn Tagen fünf Auflagen des königlichen Triumphes nöthig geworden“. Im folgenden Winter schrieb er zu Ehren des siegreich heimkehrenden Monarchen die Zauberoper: „Der Tempel des Ruhmes“, in welcher unter dem Bilde Trajans Ludwig XV. als der wahre, menschenfreundliche und volksbeglückende Eroberer gepriesen wurde. Nach der Vorstellung näherte sich Voltaire, seines Erfolges sicher, dem König und fragte ihn vertraut: „Ist Trajan zufrieden?“ Allein Trajan-Ludwig war empört über diese Zudringlichkeit, wandte ihm schweigend den Rücken und ging. Trotzdem erschien bald darauf im Mercur die Ernennung Voltaire's zum königlichen Kammerherrn, und damit war auch ein neuer Titel gegeben, einen weitern Versuch bei der Akademie zu machen.

Eine günstige Gelegenheit bot sich, als der Tod des Präsidenten Bouhier wiederum einen akademischen Sitz frei machte. Des Wohlwollens und der Zustimmung von Seiten des Königs versichert, glaubte Voltaire nur noch die Schwierigkeiten überwinden zu müssen, welche die religiöse Partei seiner Wahl entgegensetzen würde. Seine erste Sorge ging also

---

[1] An Me de Pompadour, April 1747.

nur dahin, öffentlich als guter Katholik, als eifriger Sohn der Kirche aufzutreten.

In der richtigen Überzeugung, daß bei den strengrömischen Prälaten und besonders bei dem Minister Boyer ein freundliches Wort des Papstes zu Gunsten des Dichters jedes Schwanken beseitigen werde, suchte Voltaire dieses Wort wo möglich zu erhalten. Er ließ zu diesem Zweck das Gedicht über die Schlacht bei Fontenoy und ein schmeichelhaftes Distichon auf ein Porträt Benedict' XIV. diesem Papst überreichen und wünschte dafür nur den Segen des heiligen Vaters „für den letzten Sohn Seiner Heiligkeit", d. h. für Voltaire. Wirklich scheint der Papst in die gelegte Schlinge gegangen zu sein und dem Dichter in einem freundlichen Briefe geantwortet zu haben [1]. Zugleich mit diesem päpstlichen Schreiben langten

[1] Man erlaube uns bei dieser Gelegenheit eine kurze Digression über eine interessante Frage. In den gesammelten Werken Voltaire's sind der Tragödie „Mahomet" zwei Widmungen beigegeben, eine an den König von Preußen, Friedrich II., und eine andere an den Papst Benedict XIV. In der ersteren glaubt der Dichter, das Stück, das eine Verurtheilung des religiösen Fanatismus überhaupt sei, Niemand besser als dem Philosophen von Sanssouci widmen zu dürfen; in der zweiten legt er „die Satire auf den Stifter einer falschen Religion dem Stellvertreter und Nachahmer eines Gottes der Wahrheit und des Friedens demüthig zu Füßen". Der Scherz dieser Doppeldedication wäre wirklich geistreich, wenn er nicht infam heuchlerisch wäre. Aber das Seltsamste ist, daß der zweiten Widmung an den Papst ein Brief Benedict' XIV. folgt, in dem es heißt: „Es sind nun einige Wochen verflossen, seit man mir von Ihrer Seite Ihre wunderbare Tragödie „Mahomet" überreichte, welche ich mit einem sehr großen Vergnügen gelesen habe." — Es entsteht natürlich die Frage: ist Benedict XIV. so beschränkt oder so pflichtvergessen gewesen, den „Mahomet" Voltaire's „wunderbar" zu finden, ihn mit „sehr großem Vergnügen gelesen zu haben", oder aber haben wir hier eine schändliche Fälschung Voltaire's vor uns?

Bezüglich der Beschränktheit Benedict' XIV. fällt jedem Geschichtskenner sofort der leiseste Verdacht. Der „bonhomme Lambertini", wie Voltaire den gelehrten Papst schmäht, hat zu viele Zeugnisse seiner Erudition und Geistesschärfe hinterlassen, als daß man annehmen könnte, er habe die Tendenz des „Mahomet" übersehen. Diese Tendenz spricht sich so offen aus, daß selbst ein gewöhnlicher Leser sich nicht darüber täuschen kann. Ein Stück, dessen Aufführung man in Paris untersagt hatte, von dem der Generalprocurator Joly behauptet, „man müsse, um dergleichen zu schreiben, ein des Scheiterhaufens würdiger Taugenichts sein", ein Stück endlich, das Göthe nicht einmal wörtlich zu übersetzen wagte, und in dem D. Strauß „als Quelle den Haß gegen jede positive Religion" fand, dieses Stück soll Benedict XIV. gelesen und wunderbar gefunden haben? Eine solche Annahme richtet sich selbst. Entweder hat Voltaire dem Papste nicht den wahren „Mahomet" übersandt, oder er hat ihm gar keinen „Mahomet" gewidmet und noch weniger ein Belobungsschreiben dafür erhalten. Die letztere Annahme ist allein richtig. Der Beweis für diese Behauptung ist seltsamer Weise bisher immer übersehen worden, trotzdem es nicht an

aus Rom einige Medaillen an, die sich Voltaire durch den bei der französischen Gesandtschaft angestellten Abbé de Cornillac besorgt hatte. Beides, Brief und Medaillen, wurden nun vom Dichter überall herumgezeigt und als ein untrügliches Zeichen der Gunst gerühmt, in der Voltaire beim heiligen Stuhle in Rom stehe. „Es ist gut," sagte er, „daß die Verfolger braver Leute wissen, daß ich gegen sie durch die Stola des Statthalters Christi geschirmt bin." — „Ich stehe ganz hübsch mit Seiner Heiligkeit, und nun ist es an der Zeit, daß die Frömmler meine Fürbitte für diese und die andere Welt anrufen." [1]

Bis jedoch „die Frömmler" sich dazu herbeiließen, hielt Voltaire es für rathsam, seinerseits noch andere Fürsprecher zu suchen. Am 7. April schrieb er an den Vorleser der frommen Königin, den einflußreichen Akademiker Moncrif: „Ich danke Ihnen für die Unterhaltung, welche sie mit P. Perusseau (dem Beichtvater des Königs) gehabt haben. Er gehört einer Gesellschaft an, der ich meine Erziehung und all' meine wenigen

---

Stimmen gefehlt hat, welche aus inneren Gründen die Antwort des Papstes als apokryph bezeichnet haben. In einem Brief Voltaire's an P. de la Tour vom 7. Februar 1746, also einige Monate später als das fragliche Belobungsschreiben Benedict' XIV. (Sept. 1745), nimmt der Dichter den Papst in Schutz gegen einige jansenistische Blätter, die es höchst unwürdig befunden, daß Benedict XIV. an einen Menschen wie Voltaire geschrieben habe. Den Brief selbst hatten die Jansenisten ebensowenig gelesen als andere Leute, sie urtheilten bloß von Hörensagen darüber. Um nun dem Jesuiten, der auch nicht wenig über die Handlungsweise Benedict' XIV. erstaunt sein mußte, die Sache als glaubwürdig darzustellen und den Papst gewissermaßen zu entschuldigen, erzählt Voltaire den ganzen Hergang: „Es sind ungefähr vier Monate her, seit ich ein Bild des Papstes sah und folgende Inschrift darauf machte ... Se. Eminenz der Cardinal Passionei ... zeigte ihm dieses kleine Zeichen der Ehrerbietung. Ich benützte diese Gelegenheit, Sr. Heiligkeit und mehreren Cardinälen das Gedicht über Fontenoy zu schicken ... Sie wissen, hochw. Pater, mit welcher Nachsicht dieses Werk in Rom aufgenommen wurde ... Jene, welche den Charakter des Papstes, seinen Geschmack und seinen Eifer für die Literatur kennen, sind keineswegs überrascht, daß er mir mehrere Medaillen dafür schenkte (?). Wenn er dieser Gunstbezeigung noch die andere hinzugefügt hat, mich mit einem Privatbrief zu beehren, der keineswegs ein Breve aus der Datarie ist, liegt denn darin etwas, was die Wuth der Verläumder wecken kann?" u. s. w. Über den „Mahomet" kein Wort, über die Belobung der Tragödie durch den Papst keine Silbe. Warum das? Offenbar weil der Jesuit im Stande gewesen wäre, die Unwahrheit der Behauptung zu erfahren, oder weil Voltaire es nicht wagte, dem Ordensmann auch nur zuzumuthen, daß er eine solche Lüge glauben werde. Zwanzig bis dreißig Jahre nach dem Tode des Papstes hatte es keine Schwierigkeit mehr, in den Brief, den Benedict XIV. vielleicht wirklich über die Inschrift und das Gedicht von Fontenoy geschrieben hatte, auch noch ein belobendes Wort über „Mahomet" einzuschalten.

[1] An Valori, 13. Mai 1745.

Kenntnisse verdanke. Es gibt kaum einen Jesuiten, der nicht wüßte, wie sehr ich dem Orden von Jugend auf zugethan bin. Die Jansenisten mögen meine Freunde nicht sein, aber die Jesuiten sollen mich lieben; sie würden sich am Andenken des P. Porée versündigen, der mich als seinen Sohn betrachtete (?), wenn sie für mich keine Freundschaft hätten. Der Papst hat endlich dem Bailly de Tencin noch ganz besondere Grüße für mich aufgetragen und mich Seines Wohlwollens und Schutzes versichern lassen. Ich schmeichle mir nun, daß die Gunst des gemeinsamen Vaters mir auch das Wohlwollen seiner vorzüglichsten Söhne (der Jesuiten) erhalten wird. P. Perrusseau wird übrigens auch noch einmal erfahren, daß ich mich für ihn interessirt habe, ohne ihn zu kennen. Meine Anhänglichkeit an einen sehr großen häretischen König (Friedrich II.) hat mich, wie Sie sehen, keineswegs verdorben." Einige Wochen früher hatte Voltaire in derselben Absicht jenen so oft angeführten Brief zu Gunsten der Jesuiten geschrieben, um sich diese „vorzüglichsten Söhne des Papstes" noch geneigter zu machen. „Da ich," so heißt es im Eingang des Schreibens an P. de la Tour, den Vorsteher des Collegs Louis le Grand, „lange Zeit in dem Hause erzogen wurde, dem Sie nun vorstehen, so glaubte ich die Freiheit nehmen zu sollen, Ihnen diesen Brief zu senden und ein öffentliches Zeugniß meiner Gesinnung abzulegen . . . . Sieben Jahre lang bin ich bei Männern erzogen worden, welche sich unermüdlich und unentgeltlich mit der Ausbildung des Geistes und Herzens der Jugend abmühen. Und diesen Männern sollte ich mich nicht dankbar erweisen!" Voltaire ist erstaunt, wie man den Jesuiten eine verderbliche Moral zuschreiben kann. „Sie haben freilich in den finsteren Zeiten des Mittelalters (?!) ebenso wie andere Orden ihre Casuisten gehabt, die über Fragen der Sittlichkeit disputirt haben, welche jetzt längst aufgeklärt und vergessen sind. Es macht der Menschheit Schande, wenn man sich, wie es täglich geschieht, erdreistet, Männer einer laxen Moral zu beschuldigen, die in ganz Europa das härteste Leben führen und die bis zu den äußersten Grenzen Asiens und Amerika's reisen, um den Märtyrertod zu suchen." Kein Wunder, daß Leute, welche die Jesuiten so verläumden, sich auch an Voltaire, ihrem Schüler und Freund, versuchen und ihm Gesinnungen zuschreiben, die dieser nie gehabt hat. „Diese Verläumder mögen mir auch Bücher zur Last legen, die ich nie verfaßt, oder die auf die unwürdigste Weise entstellt wurden. Ich werde ihnen antworten, wie der große Corneille in ähnlicher Lage es gethan hat und sagen: ‚Ich unter-

werfe meine Schriften dem Urtheil der Kirche'. Ich thue noch mehr. Ich erkläre, daß wenn man je unter meinem Namen eine Seite gedruckt hat, welche auch nur den letzten Dorfküster ärgern könnte, ich bereit bin, sie zu zerreißen; ich erkläre, daß ich ruhig leben und sterben will im Schooße der katholischen, apostolischen, römischen Kirche, ohne Jemanden zu schaden, Jemanden anzugreifen, ohne die mindeste Meinung zu vertheidigen, die irgend Jemand beleidigen könnte; ich verabscheue Alles, was nur im mindesten die Gesellschaft zu beunruhigen vermöchte. Diese dem König wohlbekannten Gesinnungen sind es übrigens, die mir seine Gunst erworben haben (?) . . . Mag ich auch die Vorschriften der Beredsamkeit vergessen haben, der Charakter eines guten Bürgers wird stets der meinige sein. Diesen Charakter wird man, wie ich glaube, auch in allen meinen Schriften trotz ihrer lächerlich entstellten Ausgaben gefunden haben. Die Henriade selbst ist niemals correct gedruckt worden; wahrscheinlich wird man meine echten Schriften erst nach meinem Tode besitzen. Aber was thut's, ob ich während meines Lebens den Ballast der überzähligen Bücher vermehre, wenn ich nur zu den ehrenwerthen Männern gehöre, die ihrem Könige treu, ihrem Vaterland ergeben, den Freunden ihrer Kindheit und den ersten Lehrern ihrer Jugend dankbar sind." [1]

„Die Übertreibungen dieses Briefes," sagt Strauß, „sind zu stark, um die Absicht verkennen zu lassen." Ob die Jesuiten wirklich etwas in der Angelegenheit der akademischen Wahl für Voltaire thaten, ist unbekannt. Ganz sicher muß indeß selbst nach den Schritten bei Papst und Jesuiten der Dichter seines Erfolges nicht gewesen sein, denn um vieler anderer Briefe zu geschweigen, schrieb er dem Vorleser der Königin noch im August 1745, daß er „sich in seine Arme und zu den Füßen der heiligen Villars", jener von Voltaire einst geliebten, jetzt fromm gewordenen und deßhalb bei der Königin vielvermögenden Marschallin, werfe. Sie und der Vorleser Moncrif sollten für diese Huldigung des Dichters für ihn um Stimmen bei den Akademikern betteln, da dieser es „für unanständig hielt, jene Bittgänge selbst zu machen" [2].

Durch all' diese Schmeicheleien, Betheuerungen und Versprechen umgestimmt, zog endlich selbst Bischof Boyer seine Einsprache zurück; man hoffte den durch so viele Schwüre gebundenen Dichter künftighin leichter

---

[1] Facéties et mélanges littér. II. Lettre au P. de la Tour.

[2] Brief an d'Argental.

im Zaume zu halten und ihn in die Akademie wie in ein moralisches Gefängniß aufzunehmen. So wurde denn Voltaire Ende April 1746 einstimmig unter die Vierzig aufgenommen. Strauß bemerkt hiezu: „Um den Preis solcher Schritte und Erklärungen setzte Voltaire es durch, daß er . . . endlich auch in die französische Akademie aufgenommen wurde; darin allerdings ein echter Zögling der Jesuiten, daß er zu seinen Zwecken jedes Mittel für erlaubt ansah; wären nur seine Zwecke immer so gut oder doch so harmlos gewesen wie dieses Mal!" Abgesehen von der bei einem Strauß allerdings nicht auffälligen Verläumdung gegen die Jesuiten können wir diesen Worten nur beistimmen.

Aber kaum hatte die ehrenvolle Aufnahme Voltaire's unter die „Unsterblichen" durch seine ziemlich gemäßigte Antrittsrede ihren Abschluß gefunden, so begann für ihn ein höchst unangenehmes Nachspiel im Gerichtssaal. Einige Literaten, die mit der Wahl der Vierzig höchst unzufrieden waren, suchten ihrem Ärger in satirischen Flugschriften über den neuen Akademiker Luft zu machen. Man holte zu diesem Zwecke auch frühere Pamphlete wieder hervor, ließ sie drucken und fleißig colportiren. Voltaire beging die Unklugheit, sich darüber zu ärgern und selbst durch Sachen beleidigt zu zeigen, die er früher weislich übersehen hatte. Er meinte keinen besseren Gebrauch von seiner neuen Würde und seinen Hofämtern machen zu können, als wenn er Akademie und Königthum in seiner Person beleidigt erklärte und seinen ganzen Einfluß geltend machte, beide Einrichtungen vor den Angriffen der Libellisten zu vertheidigen. Zum Dank dafür sollte die Akademie in corpore und das Königthum mit seinen Gensdarmen und Richtern für ihn Partei ergreifen. Allein die Akademie wollte sich nicht von der Solidarität ihrer Ehre mit der Ehre des Herrn von Voltaire überzeugen, und das Königthum verwies ihn mit seinen Ansprüchen an die Richter. Vom Polizeilieutenant erwirkte er denn auch einen Haftbefehl gegen die Verleger oder Verfasser jener Flugschriften, und bald sah Paris voll Verwunderung das seltsame Schauspiel, wie der Dichter an der Spitze eines Häufleins von Gensdarmen straßauf straßab die Buchhandlungen besuchte und nach der verbotenen Waare stöberte. Endlich gelang es ihm, einen Colporteur zu fassen, der in seiner Angst auch den Namen eines der Haupturheber jener Pamphlete angab. Sofort eilte Voltaire in das bezeichnete Haus, fand aber statt des schuldigen Sohnes den achtzigjährigen Vater, und ließ diesen trotz seiner Unschuldsbetheuerungen sofort in's Gefängniß abführen. Hier blieb dieser arme Greis fünf Tage eingesperrt, bis endlich seine

Verwandten mit einer Denkschrift bei den Richtern einkamen und auch bei Voltaire Fürsprache einlegten. Der Vater wurde entlassen und der Sohn kehrte heimlich nach Paris zurück. Als nun der Greis zu Voltaire ging, um ihm zu danken, warf er sich dem Dichter zu Füßen und flehte um Verzeihung für den Sohn: „Wollen Sie durchaus ein Opfer," sagte er, „so nehmen Sie mich. Ich muß bald sterben, ich bin jetzt schon unnütz für meine alte Frau und meine kranke Tochter, deren einzige Stütze mein Sohn ist. Schonen Sie seiner, selbst wenn er schuldig ist, verzeihen Sie ihm nach den Grundsätzen der Großmuth, welche Sie in Ihren Werken so oft ausgesprochen haben." Durch diese Worte gerührt, hob Voltaire den Greis vom Boden auf, versprach ihm Verzeihung und Schutz für den Sohn, und lud den Alten sogar zum Zeichen der Versöhnung zum Frühstück ein. Aber kaum hatte der Vater den Fuß auf die Straße gesetzt, als auch den Dichter Reue über seine Großmuth erfaßte. Anstatt völlig von jeder Verfolgung des Sohnes abzustehen, suchte er eifrig nach einem Vorwande, um trotz des Versprechens den Proceß anhängig zu machen. Wer sucht, der findet, und so konnte der Dichter bereits am 18. August 1746 eine Klagschrift einreichen, die von dem armen Violinspieler, Louis Travenol, 6000 Franken Schadenersatz forderte, wegen rechtswidriger Veröffentlichung von verleumderischen Flugschriften. Der Vater des Verklagten machte nun aber auch seinerseits eine Klage gegen Voltaire anhängig und verlangte 6000 Livres Schmerzengeld wegen rechtswidriger Gefangennehmung eines Unschuldigen.

Der Doppelproceß wurde im Châtelet geführt, aber in einer Weise, daß Voltaire mehr wie einmal die ganze Geschichte über alle Berge wünschte. Es waren wohl mit die peinlichsten Augenblicke seines Lebens, wenn er im Gerichtssaal die Reden des gegnerischen Advocaten anhören, oder sie nachher an allen Straßenecken, in allen Kaffé's und Gesellschaften wiederholt sehen mußte. Unter dem Vorwand, den Beweis zu erbringen, die beschuldigten Flugschriften könnten dem Dichter gar keinen Grund zur Klage geben, da sie gar nicht den Namen Voltaire's enthielten und die etwaigen Anspielungen so wenig auf den „ehrenwerthen" Dichter paßten, daß kein Vernünftiger auch nur daran dächte, sie auf ihn zu deuten, durchging der schlaue und witzige Advocat die einzelnen Behauptungen der Pamphlete und forderte Voltaire auf, zu sagen, ob das wohl auf ihn passe, ob wohl er damit gemeint sein könne?

So sagte z. B. in dem einen Libell „Rede, gehalten an der Thüre der Akademie", der fingirte Director zu dem Candidaten, man kenne recht

wohl seine Universalität, bedauere aber, daß den verschiedenartigen Talenten das Band der Einheit (der Charakter) fehle. Auch wolle man seinen zahlreichen Schritten und Intriguen Rechnung tragen, die er am Hof und in der Stadt, im Kabinet der Minister und in den Toilettenzimmern der Damen, ja in den niedrigsten Kaffeehäusern gemacht habe, um in eine Körperschaft aufgenommen zu werden, deren Werth durch alle diese Bemühungen in ein helleres Licht gesetzt werde. Ebenfalls dürfe man nicht unbeachtet lassen jenes erbauliche Glaubensbekenntniß (den Brief an P. de la Tour), jenen Handel um Generalabsolution mit den Banquiers in Rom (Anspielung auf die Intriguen Voltaire's bei der Curie). Dann fügte der Director hinzu: „Angesichts solcher Titel müssen wir gerne vergessen, daß dem Candidaten die akademische Schutzmauer sehr erwünscht sein muß, um sich den Verfolgungen und den lästigen Häschern des Argus und der Themis zu entziehen." Nachdem der Advocat diese Stelle des Libells vorgelesen, wendete er sich an den Kläger und fragte boshaft: „Der Herr von Voltaire thäte uns einen großen Gefallen, uns den Schlüssel dieser Rede zu geben, falls sie ihn angeht, denn sonst ist und bleibt sie unverständlich."

„Wer weiß," fuhr der Director zu seinem Candidaten gewendet fort, „wer weiß, ob nicht der Geist einer weisen und geregelten Gesellschaft, wie die Akademie ist, einen günstigen Einfluß auf den Ihrigen ausgeübt haben würde, wenn man Sie früher darin aufgenommen hätte. Vielleicht hätte er Ihnen einige Liebe zu Ihrem Vaterlande, einige Toleranz für die bestehenden Gewohnheiten eingeflößt, vielleicht gar jene republikanische Unabhängigkeit gebändigt und aus dem Auctor einen Bürger gemacht. Wer weiß, vielleicht würde die Ehre eines Akademikers sogar jenen Kitzel gestillt haben, der Sie antreibt, unaufhörlich unser Volk dem Gelächter der Fremden preiszugeben." — „Wenn es sich auch hier wieder um den Herrn von Voltaire handelt," fragte der Advocat, „so bitten wir den Herrn, sich doch zu erklären, damit wir wissen, was das heißen soll."

In dem zweiten der angeschuldigten Pamphlete, im „Dichtertriumph", wurde ein Poet vorgeführt, der als eine durch Goldgier und Neid ausgetrocknete Mumie an der Spitze einer Schaar von Häschern aus der Bastille kam und einen Rundgang durch die Stadt antrat. Vor dem Hotel Sully wurde Halt gemacht und der Poet empfing den „Stockgruß". Kaum hatte sich der Zug darauf wieder in Bewegung gesetzt, als er durch eine Schaar von Buchhändlern, Druckern und Subscribenten aufgehalten wurde, welche mit lautem Geschrei behaupteten, man habe sie

bestohlen und beraubt, sie wollten sich an dem Poeten rächen. Da der Anführer der Häscher sich zu schwach fühlte, den Dichter vor der Wuth dieser wilden Schaar zu schützen, nahm er die erste beste Gelegenheit wahr, und rettete ihn mit Noth in das nächste Narrenhaus.

„Sind Sie es," fragte wiederum der unerbittliche Advocat den Dichter, „sind Sie es, den man hier hat schildern wollen, und erkennen Sie sich in diesem tollen Treiben wieder, so verdienen Sie die Satire, weil Sie Ihre Schande zugestehen; ist Ihnen aber nie etwas Ähnliches begegnet, wie können Sie denn dies Alles auf sich beziehen?"

Der Proceß endigte damit, daß Voltaire dem Vater des Angeklagten 500 Franks Schmerzengeld zahlen mußte, während er 300 Franks Schadenersatz vom Sohne erhielt. Da jedoch beide Parteien mit dem Urtheil nicht zufrieden waren, appellirten sie. Voltaire gewann freilich diesmal, aber wie Laharpe, der Freund und Jünger des Dichters sagt: „Dieser Proceß schadete Voltaire sehr viel in den Augen der Welt." [1]

---

[1] Cours de littérature, t. II. p. 123.

13. Die Romane. Tod der Marquise Du Chatelet.

1746—1749.

Nach den aufregenden Bemühungen um die Würde eines Akademikers und dem entehrenden Proceß war Voltaire froh, der Hauptstadt und dem Hofe eine Zeitlang entfliehen zu können. Er wanderte daher mit der Marquise du Châtelet für einige Tage nach Anet, einem Schlosse der Herzogin von Maine. Diese Dame war eine der intriguantesten und genußsüchtigsten Frauen jener Zeit und hatte aus ihren Schlössern Anet und Sceaux eine Art kleiner Herrscherhöfe gebildet, die an Pracht und Festen mit dem königlichen Hof in Versailles wetteiferten und dem Hof des Regenten im Palais Royal offen den Rang streitig machten.

Voltaire war hier ein längstbekannter Gast und um seinetwillen wurde auch die Marquise freundlich aufgenommen. Sie blieben diesmal nicht lange, sondern kehrten bald in die Einsamkeit nach Cirey zurück. Im August ließen sie sich wieder einladen und schlugen förmlich ihr Arbeitszelt in Anet auf. Die Gäste waren aber nicht allzu bequem und ohne Trauer sah man sie gegen Ende October scheiden. Sie begaben sich nun an den Hof nach Fontainebleau, um dem Herzog von Richelieu, der nach Genua reiste, Lebewohl zu sagen. Auch dieser Aufenthalt hatte ein baldiges Ende. Madame Du Châtelet war eine leidenschaftliche Spielerin und so begab sie sich gleich am ersten Abend an den Spieltisch des Schlosses. Sie war unglücklich und verlor nicht nur ihre ganze Baarschaft, sondern auch mehrere hundert Louisdor, die sie um hohe Zinsen geliehen. Aufgeregt über diese Verluste spielt sie auf Credit weiter und verliert noch weitere 84,000 Livres. Voltaire hatte dem Spiele zugesehen, und überzeugt, daß ein Betrug vorliegen müsse, sagte er der Freundin halblaut auf Englisch, sie merke in ihrer Zerstreuung nicht, daß sie mit Gaunern spiele. Das Wort, von den Mitspielern verstanden, rief in der vornehmen Gesellschaft eine solche Bewegung hervor, daß Voltaire und seine Begleiterin nichts Eiligeres zu thun hatten, als noch in derselben Stunde einen Wagen zu bestellen und zu fliehen. In Ville=

juif trennten sie sich und während die Marquise ihren Weg nach Paris fortsetzte, bat Voltaire die Herzogin von Maine um ein Versteck in Sceaux. Heimlich kam er im Schloß an und verbrachte hier zwei Monate in einem abgelegenen Zimmer. Die Läden blieben selbst bei Tag immer geschlossen und von den Dienern des Hauses war nur einer von seiner Anwesenheit unterrichtet. Erst Abends, wenn Alles im Hause sich bereits zurückgezogen hatte, wagte sich der Dichter aus seinem Versteck in das Gemach der ihn erwartenden Herzogin, um ihr vorzulesen, was er Tags über bei Kerzenschein geschrieben hatte. Es waren dies mehrere der sogenannten Erzählungen oder Romane Voltaire's, wie Zadig, Babouc, Skarmentado, Mikromegas u. s. w., alle miteinander würdig des Auctors, der Zuhörerin und der Umstände, unter denen sie entstanden. Hieraus allein dürften sich zur Genüge der innere Werth, die sittliche Atmosphäre und die literarische Vollendung jener Romane ergeben; auch mag der Umstand nicht befremden, daß Voltaire sich in seinem Eulenversteck mit einer wahren Gluth des Hasses über die menschliche Gesellschaft erging, die ihn des Lichtes und der Freiheit beraubt hatte. Wenn wir jedoch wahrnehmen, daß den späteren Romanen des Dichters dieselbe Grundidee des Hasses und der Verachtung des Menschengeschlechtes, ein schwarzer, höhnender Pessimismus gemeinsam ist, so müssen wir auf eine allgemeine Ursache schließen und werden bei dieser Gelegenheit eine neue Seite Voltaire's und der damaligen Gesellschaft kennen lernen. Wir fassen daher die Gesammtheit der Voltaire'schen Romane ohne Rücksicht auf die Zeit ihrer Entstehung an dieser Stelle zusammen.

Wenn von der Literatur im Allgemeinen gesagt wird, sie sei der Ausdruck der Gesellschaft, so gilt das seit mehreren Jahrhunderten von der Literatur der Gesellschaft par excellence, wir meinen den Roman, der gegen die Mitte des letzten Jahrhunderts zu einer wahren Cloake geworden war. Sobald daher auch Voltaire sein Dichterboot in diesen dunklen Strom leitete, war es ebenso unabwendbar, daß die ungesundesten Miasmen emporstiegen, als leicht erklärlich, daß des Dichters Witz diesen Sumpfgasen einen Irrlichterglanz zu verleihen wußte; damit aber wäre durchaus nicht die eigentliche Tragweite, ja nicht einmal der Charakter der Voltaire'schen Romane angedeutet. Unsittlichkeit und Witz hatten auch andere Romanschreiber und -Schreiberinnen jener Zeit; Voltaire's reformatorisches Genie wußte aber auf diesem Gebiet seine Originalität zu wahren und durch eine neue Würze dem abgestumpften Gaumen wieder Lust und Reiz für die fade Speise zu geben.

Philosophische und metaphysische, socialpolitische und antireligiöse Tendenzromane waren freilich schon viele vor ihm erschienen, deßhalb galt es, ein neues, anziehendes philosophisches System zu finden, welches ebensowohl der Verwerthung im Romane fähig wäre als auch den Reiz der Neuheit besäße. Als solches wählte Voltaire, der vom Glück verhätschelte Dichter, den schwärzesten Pessimismus.

Seine Romane sind eine großartige Bankrotterklärung der physischen Welt wie der moralischen Gesellschaft, eine der frechsten Anklagen gegen die göttliche Vorsehung und eine der bittersten Satiren auf die ganze Menschheit. Als solche nehmen sie in der demoralisirenden Gesammtwirksamkeit Voltaire's eine bevorzugte Stelle ein. Denn was kann dem Menschen gefährlicher sein, als nach dem Verlust des positiven Glaubens an den Gottmenschen und die von ihm gestiftete Kirche auch noch den Glauben an die natürliche Vorsehung Gottes, an die Möglichkeit der Tugend, an den Adel der menschlichen Natur, kurz an Alles zu verlieren, was nach der übernatürlichen Gnadenordnung die Stütze und das Band der menschlichen Gesellschaft ist! Eine Verachtung des menschlichen Geschlechtes, wie sie mit grinsendem Hohnlachen aus den Romanen Voltaires spricht, kann unmöglich in einem Volke Wurzel fassen, ohne daß dieses Volk über kurz oder lang nach Auflösung aller sittlichen Ordnung seine wildesten und niedrigsten Leidenschaften in den schrecklichsten Orgien, in einem Strome von Schmutz und Blut zu ersättigen suchen wird: „après nous le déluge“, das ist der Wahlspruch der Gesellschaft im letzten Zersetzungsstadium, wenn mit der Achtung vor sich selbst als der letzte Rettungsanker die Hoffnung geschwunden ist.

Aber wie kam Voltaire zu diesem Pessimismus? Vor Allem mag wohl der persönliche Zersetzungsproceß im Dichter selbst dieses Stadium erreicht haben; denn nicht ungestraft wirft ein Mann von Voltaire's Geistesanlagen den Glauben, die Scham und den ganzen Schatz göttlicher und moralischer Tugenden über Bord. Von den Stürmen des Lebens auf dem öden, abgrundgähnenden Meer menschlichen Elends, innerer Zerrissenheit, äußerer Verfolgung und überirdischer Rache herumgetrieben, sucht er dann nach einem neuen Ankergrund, auf dem er das irrende Schiff für einen Augenblick sicher legen und der unstäten Fahrt eine kurze Rast gestatten könne; allein er findet nur ein ödes Felsenriff, an dem die Trümmer tausend zerschellter Schiffe und die Leichen ganzer Geschlechter die Wuth der Stürme und die Tücken der Wogen dem Gestrandeten erzählen und die Raben und Seeadler beutewitternd

schon über seinem Haupte kreisen. Aus solcher Umgebung, von solchem Standpunkt aus das Meer beschreiben wollen, ist natürlich ein düsteres Unterfangen. Und doch war dies der Standpunkt Voltaire's in seinen Romanen. Was er von der Menschheit im Allgemeinen kannte, waren Wrake gescheiterter Existenzen, ehren- und sittenarme Größen, übertünchte Gräber voll Moder und Verwesung — kurz die dunkelste Nachtseite der menschlichen Natur. So hatte er die Welt an den Thronen, auf den Schlössern, in den Studirstuben, in den Theatern, in den Kaffee's und noch tiefer gefunden, so fand er sie vor Allem in sich selbst, und deßhalb glaubte er ungestraft sein Urtheil verallgemeinern zu können, in allen Fürsten einen Regenten, in allen Priestern einen Chateauneuf, in allen Frauen eine Ninon oder Châtelet, in allen Engländern einen Bolingbroke, in allen Deutschen einen Cäsarion, in aller Welt einen — Voltaire finden zu dürfen. Das kranke Auge sieht ja nur gewisse Farben, und der verdorbene Magen schmeckt Alles auf dieselbe bittere Weise. Mag nun aber auch die subjective Stimmung Voltaire's, sowie seine augenblicklich gereizte Gemüthsverfassung in Folge der Vorgänge in Versailles seine ganze Weltanschauung verdüstert haben, so lag doch der Pessimismus in gewissem Grade auch schon in der damaligen Gesellschaftsatmosphäre.

Durch den allmählichen Verlust des christlichen Glaubens, durch die Häresieen des Protestantismus und Jansenismus mit ihrer verzweifelnden Gnadenlehre war ein finsterer Geist über Frankreich gekommen, der als Rückschlag die optimistischen Philosopheme an die Tagesordnung brachte. Allein so sehr auch diese Systeme aus dem edlen Streben hervorgingen, die Gesellschaft vor der Verzweiflung zu retten, so boten sich doch der Vernunft und der alltäglichen Erfahrung zu viele schwache Seiten, als daß ein witzreicher Geist sich ihrer nicht mit einem wahren Galgenhumor bemächtigen und sie ihrer bunten Flitter beraubt dem Hohngelächter preisgeben konnte. Was Leibniz von der bestmöglichen aller Welten gesagt hatte, stand zu sehr in Widerspruch mit unserer Heimathswelt, um nicht leicht als falsch und idealistisch-träumerisch erkannt zu werden. Wer aber einmal die christliche Lehre vom Sündenfall und sühnenden Leiden verworfen, das Kreuz des Gottmenschen, diesen Schlüssel der langen Passionsgeschichte der Menschheit, verloren hat, der kann nur in den Abgrund des Pessimismus stürzen, wenn die Schwindelhöhe des Optimismus unter seinen Füßen zusammengebrochen ist. Als Apostel der Tiefe, als Verkünder des schwarzen Pessimismus nun trat Voltaire auf, zuerst in ernstgehaltenen Schriften, z. B. in der „Homilie des Atheismus", oder in

dem Gedicht über das Erdbeben in Lissabon, dann aber in viel eindringlicherer Weise in seinen Romanen, die dem Optimismus nicht mehr mit Gründen oder Gefühlsergüssen zu Leibe gehen, sondern ihn geradezu in einer Lauge von Spott und Hohn ertränken wollen. Daß mit dem afterphilosophischen Optimismus auch die Lehre von der göttlichen Vorsehung und die übrigen christlichen Dogmen über Weltordnung und Weltzweck dem Dichter als Zielscheibe der Satire dienen, ist ebenso klar, als es unverständlich bleibt, wie Voltaire die Lehre von der Vorsehung „eine verzweifelnde Fatalität" (une fatalité désespérante)[1] nennen konnte.

Nehmen wir zur Erläuterung des Gesagten den „berühmtesten" der Romane, Candide. Im Gegensatz zu den englischen Optimisten, Shaftesbury, Bolingbroke, Pope u. s. w., zeigt hier der Dichter, daß diese Welt ein recht närrisches, abscheuliches Ding ist, daß sie einzig in's Dasein trat, um uns wüthend zu machen, daß es auf dieser Erdkugel oder vielmehr diesem Erdkügelchen nichts gibt oder je gegeben hat als Lügner, Betrüger, Treubrüchige, Undankbare, Räuber, Schwächlinge, Leichtfertige, Feige, Neidische, Geizhälse, Ehrsüchtige, Blutdürstige, Verläumder, Verlotterte, Fanatiker, Heuchler und Narren; daß „es schrecklich viel Schlimmes hier gibt," daß „Alles drunter und drüber geht" und daß, „wenn vielleicht noch irgend etwas Gutes besteht, es doch so verschwindet, daß man es überhaupt nicht sieht". Candide, der Held, ist ein Zögling Leibnizens und des Doctor Panglos und wird uns im Verlauf des Romans als das Opfer aller menschlichen Narrheit und als unschuldiger Märtyrer der Vorsehung geschildert. Er ist offen und freimüthig, daher wird er überall betrogen; er ist sanft von Gemüthsart und tödtet doch zwei Menschen. Alles verschwört sich gegen ihn, der Krieg, die Inquisition, die Erdbeben und schließlich noch die Jesuiten, alle haben nur den einen Zweck, den tugendhaften Candide in's Unglück und Verbrechen zu stürzen. In dem Pandämonium des Romans gehen die abscheulichsten Dinge, Mord und Todtschlag, Verführung und Verrath, kurz die ganze „Blüthe der Laster", wie die alleralltäglichsten Dinge vor sich und, was noch seltsamer ist, sie werden auf Rechnung des Ewigen geschrieben. Der ganze Geist des Romans concentrirt sich gewissermaßen in den Worten Martin's, des „treuen Agenten": „Ich habe kaum eine Stadt gesehen, die nicht den Untergang der Nachbarstadt gewünscht hätte, keine Familie, die nicht eine andere Familie hätte vertilgen wollen. Überall verabscheuen die Schwachen

[1] Homélie sur l'athéisme.

die Großen, vor denen sie auf dem Boden kriechen, und die Mächtigen behandeln die Kleinen wie Heerden, deren Fleisch und Wolle man verkauft. Eine Million einexercirter, in Regimenter geordneter Mörder eilt von einem Ende Europa's zum anderen, und betreibt ihr Raub- und Mordgeschäft mit Ordnung, bloß um Brod zu gewinnen, denn ein ehrlicheres Handwerk gibt es nicht mehr. In den Städten, wo der Friede zu herrschen und die Künste zu blühen scheinen, sind die Menschen mehr von Neid, Sorgen und Unruhen gequält als die Bewohner einer belagerten Stadt von den Geißeln der Kriegswuth. Die heimlichen Leiden sind grausamer als das öffentliche Elend. Mit einem Worte, ich habe so viel gesehen, so viel erfahren, daß ich zum Manichäer geworden bin." Also der Manichäismus ist das letzte Wort Voltaire's in seinem „besten" Roman! Übrigens ist dieser beste Roman noch weit entfernt, ein Kunstwerk zu sein. Grimm sagt mit Recht: „In Candide herrscht weder Ordnung noch Plan noch Weisheit; man begegnet nicht einmal jenen glücklichen Pinselstrichen, die so häufig sind in ähnlichen englischen Werken. Dafür aber stößt man häufig genug auf Dinge, die von schlechtem Geschmack und schlechtem Ton zeugen, auf Bübereien (polissonneries) und Schmutz, den nicht einmal ein Gazeschleier erträglich macht." [1]

In Scarmentado, einem anderen Roman, tritt die Satire noch beißender zu Tag, indem der Dichter die Menschen ermahnt, sich gegenseitig zu lieben und doch Sorge trägt, die Menschheit als den Auswurf des Hassenswerthen darzustellen. Interessant ist die Beschreibung der einzelnen Völker, welche der Held kennen lernt. Die Italiener sind Treulose, Vergifter, Mörder . . . ., die Franzosen lachen immer, aber indem sie lächeln, begehen sie die abscheulichsten Dinge, sie bringen Ungethüme hervor und greifen wegen einer Chimäre zu den Waffen . . . .; Heuchelei, Hochmuth, Aberglaube sind die Eigenschaften der Deutschen u. s. w. Memnon oder die menschliche Weisheit hat denselben Zweck wie Candide; die Ideenrichtung des Romans erhellt hinreichend aus folgenden beiden Sätzen eines Dialogs zwischen einem Geist und dem Helden des Stückes: „Ich fürchte sehr, sagte Memnon, daß unsere kleine Erde das Narrenhaus des Universums ist." „Nicht ganz," erwiederte der Geist, aber sie ist es beinahe." In Amabed, „einem etwas freien Stück," wie Voltaire selbst es nennt und in „Prinzessin von Babylon" wird die katholische Kirche, ihre Dogmen und ihre Moral in einem cynischen

[1] Grimm, Correspondance littéraire. Mars 1759.

Stile verunglimpft und lächerlich gemacht; Namen wie „der Alte von den sieben Bergen“, der „Vice-Gott“ für den Papst sind noch relativ anständig im Vergleich zum Rest.

Doch wozu die einzelnen Erzählungen durchgehen, da alle denselben Geist athmen, alle zu demselben Schluß kommen, daß der Mensch ein „dummer Scherz“ des Schöpfers ist. In „Zadig“ oder „das Geschick“ scheint freilich der Dichter dem Optimismus zu huldigen, allein „das Werk sagt mehr, als es scheint“ und ist in der That nur eine versteckte, aber um so heftigere Apologie des nakten Fatalismus. Übrigens ist den Romanen auch die Eintönigkeit der Form, der Mangel eines Planes und der Abgang einer interessanten Handlung gemeinsam. Wenn bisweilen eine Stelle oder ein Kapitel in dieser Beziehung günstig absticht, so kann man auch fast sicher sein, daß Voltaire es zum größten Theil anderswoher entlehnt hat. So sind im Zadig mehrere Kapitel dem Ariost, den „Chinesischen Erzählungen“, den „Tausend und einer Nacht“ entnommen; das „Eremit“ benannte ist sogar wörtlich aus Parnells Eremit übersetzt. Der Micromegas ist nach Chesterfield eine unglückliche Nachahmung Swifts. Das Gesagte möge zur Charakteristik der Tendenz, des literarischen Werthes und der historischen Stellung der Romane Voltaire's genügen, zumal es vollständig mit seinem eigenen Urtheil über diese Früchte übereinstimmt. Daß er seine ungerathenen Kinder immer verläugnete, sobald sie ihm Ungelegenheiten bereiteten, ist freilich bekannt genug, muß aber schon deßwegen auch hier wiederholt werden, weil er gerade in diesen öffentlichen Unschuldserklärungen oft treffend den Charakter seiner Werke bezeichnet. „Ich wäre entsetzt, als der Urheber Zadigs zu gelten.“ [1] „Ich habe endlich Candide gelesen. Man muß geradezu den Kopf verloren haben, um mir cette cochonnerie zuzuschreiben.“ [2] Nach diesen eigenen Worten des feinen Dichters dürfen wir wohl die Voltaire'schen Romane der wohlverdienten Vergessenheit überlassen und den Faden der Geschichte wieder aufnehmen.

Während so der Freund bemüht war, durch die eben geschilderten Erzählungen seine Abgeschiedenheit zu erheitern und seine Gastgeberin zu bezahlen, war es Madame Du Châtelet gelungen, ihre Spielschuld zu ersetzen und damit auch alle weiteren Gefahren für Voltaire zu entfernen. Sie selbst brachte die Nachricht nach Sceaux, und es begann nach der zweimonatlichen Haft ein buntes und bewegtes Leben. Fast jeden

[1] An d'Argental, 10. October 1748.
[2] An Vernes, 27. September 1758.

Abend war Komödie oder Ballet. Man braucht nur die Namen der Stücke zu lesen, um sich einen Begriff von der moralischen Atmosphäre jener Gesellschaft zu machen. „Die Spröde", „Isse", „Zelindor", „Die Originale" u. s. w. wurden nach der Reihe von den Edeldamen und Herren aufgeführt. Voltaire sah in dem Erfolg dieser Stücke, die meistens seiner Feder entstammen, einen neuen Triumph. Deßhalb suchte er auch so viel Zuschauer als nur möglich herbeizuziehen, und schickte zu diesem Zwecke ohne Vorwissen und Genehmigung der Herzogin Einladungen an die Bewohner der Umgegend. Als Madame Du Maine endlich hinter diese wenig anständige Handlungsweise kam, ward sie höchst erzürnt und wies dem Dichter und seiner Begleiterin die Thür [1].

Diese schickten sich daher nach einem kurzen Aufenthalt in Paris wieder zur Heimreise nach Cirey an. Lange verweilten sie jedoch nicht in der ländlichen Abgeschiedenheit; mit Anfang des Frühlings brachen sie auf nach Comercy, dem Sommersitz des Exkönigs von Polen, Stanislaus Lescinski, dem im Wiener Frieden die Herzogthümer Lothringen und Bar auf Lebenszeiten zugetheilt worden waren.

Hier sowohl als in Lüneville, dem Winteraufenthaltsort des Königs, herrschte so ziemlich dieselbe Sittenfreiheit wie an den anderen großen und kleinen Höfen jener Zeit; Voltaire und seine Gefährtin waren daher trotz der gläubigen Gesinnung Stanislaus' und seiner Abneigung gegen die gottlose Philosophie sehr willkommene Gäste, weil sie durch ihren Ruf und ihre geselligen Talente, besonders aber durch ihre Theatervorstellungen, dem sonst stillen und einsamen Hofleben einen neuen Glanz und ein regeres Leben verliehen. So treffen wir sie denn auch drei Jahre nacheinander während der Sommer- oder Herbstzeit im Gefolge des Polenkönigs, bis das geschah, was dem Leben Voltaire's plötzlich eine neue Wendung geben sollte.

Bei ihrem zweiten Besuche (Spätherbst 1748) hatte die Marquise eine neue ehebrecherische Bekanntschaft gemacht, und als sie im folgenden Jahre wieder nach Comercy kam, konnte sie sich im Gefühl, daß ihre Zeit gekommen sei, einer unaussprechlichen Furcht nicht mehr erwehren. Umsonst warf sie sich, um diese Angst zu zerstreuen, mit voller Seele in die dramatischen Vorstellungen hinein und trat in den schmutzigsten Stücken Voltaire's auf; weder der Erfolg ihres Spieles, noch die Betäubung der Unverschämtheit vermochten die innere Unruhe zu beschwichtigen, und als

[1] Mémoires d'Argenson, 21. December 1747.

man einige Tage später nach Lüneville aufbrach, artete die eigenthümliche Beklemmung der unseligen Frau in eine furchtbare, unabweisliche Todesangst aus. In der höchsten Aufregung ordnete sie ihre Geldgeschäfte und Papiere, an ihre Seele dachte sie nicht. Nach der bald erfolgten Geburt eines Kindes schien bereits alle Gefahr beseitigt, bis plötzlich während eines scheinbar günstigen Schlummers die Freunde ein ängstliches Wimmern und kurzes Röcheln vernahmen, und auf das Bett der Kranken losstürzend nur mehr eine Leiche fanden. So endete die Freundin Voltaire's. –

„Im Schlaf, in ihrer Sünden Maienblüthe, —
Wie ihre Rechnung steht, weiß nur der Himmel,
Allein nach uns'rer Denkart und Vermuthung
Ergeht's ihr schlimm.“ (Shakespeare, Hamlet.)

Es war der 10. Sept., als Mad. Du Châtelet in ihrem 44. Lebensjahre starb. Obgleich sie „ohne Pfaff und Jesuit“ geschieden war, bereitete man ihr ein großartiges Leichenbegängniß, das jedoch durch einen Zufall doppelt schaurig wurde. Um nämlich die Leiche aus ihrem Gemach auf den Kirchhof zu bringen, mußte man nothwendig das Schloßtheater durchschreiten. Als man nun eben auf der Bühne anlangte, brach plötzlich die Bahre und der Sarg rollte über die Bretter an ebendieselbe Stelle, wo die Verstorbene einige Tage vorher durch ihr schamloses Spiel den Beifall des Hofes gesucht hatte.

Voltaire schien gebrochen vor Schmerz. So erheischten es ja die Umstände; auch mochte der schreckliche Tod und das plötzliche Verschwinden einer längstgewohnten Gefährtin ihm anfangs einige bittere Stunden bereiten, aber bald obsiegte das neuerwachende Gefühl der Unabhängigkeit. Bezeichnend in dieser Hinsicht ist die Erzählung Marmontels. Als dieser dem Dichter einen Beileidsbesuch abstattete, sagte Voltaire zu ihm: „Kommen Sie, theilen Sie meinen Schmerz, ich habe meine berühmte Freundin verloren; ich bin verzweifelt, untröstlich.“ „Ich,“ fährt Marmontel fort, „dem Voltaire so oft gesagt hatte, daß Emilie wie eine Furie an seinen Fuß sich heftete, und der ich wußte, wie sie in ihren Zänkereien mehr denn einmal zum Messer gegriffen hatten, ließ ihn weinen und that, als weine ich mit ihm.“ Als aber der Intendant Chauvelin dazu kam und ihm etwas Drolliges erzählte, waren plötzlich alle Thränen verschwunden und Voltaire wußte sich vor Lachen nicht zu halten [1].

Nach dem Tode der Marquise war für Voltaire des Verweilens am

[1] Marmontel, Mémoires, t. I. p. 360.

Hofe von Lüneville nicht mehr. Er erzählt freilich in seinen Memoiren, der König habe ihn zum Bleiben gedrängt, aber in Briefen aus jener Zeit selbst redet er anders. Der schreckliche Tod der Marquise hatte am Hofe ernste Gedanken wachgerufen, und die Mahnungen, welche die Königin von Frankreich ihrem Vater Stanislaus wiederholt gegeben, sich doch mit einem so glaubensfeindlichen Schriftsteller wie Voltaire nicht einzulassen, mögen unter diesen Umständen wohl endlich auch ihre Frucht getragen haben.

Eines Tages ließ der König seinen Intendanten Alliot rufen und fragte ihn, ob er kein Mittel wisse, Voltaire vom Hofe fortzubringen. „Sir, erwiederte Alliot, hoc genus daemoniorum non ejicitur nisi in oratione et jejunio."

„Nun gut, so versuchen wir das jejunium." Alsbald erhielten die Diener gemessenen Befehl, dem Dichter weder Brod noch Holz noch Licht zu verabreichen.

Voltaire meinte Anfangs, es walte ein Mißverständniß ob und schrieb mehrere Briefe an den Verwalter, und als dieß nichts fruchtete, an den König selbst. Er deutete an, daß er früher am Hofe des Königs von Preußen nicht genöthigt gewesen sei, „um Brod, Wein und ein Talglicht zu betteln". Die Briefe folgen sich von Viertelstunde zu Viertelstunde, ein Zeichen, daß die Noth groß war. Als sie ohne Antwort blieben, verstand Voltaire den Wink und verließ noch selbigen Tages den Hof. Er wandte sich nach Cirey, packte dort in Hast alle Möbel und Bücher zusammen, auch jene, auf welche er nur ein fragliches Recht hatte, und eilte nach Paris. Dort miethete er für sich das ganze Haus, das er ehemals mit der Marquise bewohnt hatte, berief seine Nichte, Madame Denis, als Haushälterin zu sich und eröffnete ein eigenes großartiges Hôtel.

---

14. Das Theater Voltaire's.

1749.

Die ersten Wochen seines neuen Aufenthaltes in Paris verflossen für Voltaire ziemlich ruhig und einsam, er empfing nur die Besuche einiger vertrauterer Freunde und zeigte sich möglichst selten in größeren Gesellschaften oder bei rauschenden Festen.

Sein rastloser Drang nach lebendiger Beschäftigung, nach Ehre und Streit ließ ihm jedoch nicht lange Ruhe. Auf dem Pariser Theater hatte sich während seiner Abwesenheit ein gefährlicher Nebenbuhler in der Person des alten Crebillon festgesetzt, der nach langer Verborgenheit plötzlich wieder wie ein neu aufgehender Stern am Hof von Versailles bewundert und bevorzugt wurde. Diese Begünstigung des Rivalen war für Voltaire ein Stich in's Herz, er faßte daher den Entschluß, einen Kampf auf Leben und Tod mit Crebillon aufzunehmen, und führte denselben Fuß an Fuß mit einer Hitze und Entschlossenheit durch, die ihm nicht immer erlaubten, sehr wählerisch in den Waffen zu sein.

Es ist nicht unsere Absicht, auf die Wechselfälle dieses Kampfes einzugehen, dagegen glauben wir an dieser Stelle Einiges über die dramatischen Arbeiten Voltaire's im Allgemeinen einschalten zu sollen. Denn wenn auch in späteren Jahren der Dichter noch oft mit neuen Versuchen auf die Bretter trat, so haben diese doch keineswegs zu seinem Rufe beigetragen, sie waren weiter nichts als dialogisirte Pamphlete, in denen der Haß gegen das Christenthum auch die letzte Regung der Poesie erstickte. Voltaire's dramatischer Höhepunkt liegt ohne Zweifel in der gegenwärtigen Periode von 1740—1750.

Auf der Bühne wie anderwärts trat Voltaire als Reformator auf, hier wenigstens mit einem Anschein von Recht und einem lohnenden Erfolg, indem er wirkliche Fehler aufdeckte und auch in einem gewissen Grade verbesserte.

Das französische Theater unter Ludwig XIV. ward von Dichtern

und Publikum als eine Nachbildung des griechischen angesehen. Es wäre eine literarische Häresie gewesen, an diesem Grunddogma zu rütteln oder die Behauptung aufzustellen, es könne etwas Höheres über oder noch etwas Schöneres neben den unsterblichen Mustern des alten Hellas geben. In den Vorreden zu ihren Trauerspielen kommen Racine und Corneille immer und immer wieder darauf zurrück, daß sie sich bestrebt haben, in ihrer Arbeit den Geist und Geschmack des Sophokles oder Äschylus als Norm des Schönen anzulegen. Sie zeigen durch eingehende Vergleiche und Parallelstellen, daß sie sich so wenig als möglich vom griechischen Ideal entfernt haben, und sollte dieß jemals vorgekommen sein, so entschuldigen sie sich dafür durch die triftigsten Gründe. Racine zeigt sich in diesen Vorreden am Vortheilhaftesten, er spricht mit Gefühl und Kenntniß von den Griechen; er zeigt, daß er dieselben als wahrer Dichter warm und lebendig erfaßte und mehr noch ihren Geist als ihre Form in sich aufgenommen hatte. Corneille war mehr ein Originalgenie und hatte zu viel Subjectivität, um sich in den griechischen Banden vollständig frei zu fühlen. In ihm gährte der neue Wein moderner oder wenn man lieber will christlich mittelalterlicher Weltanschauung und da mußte es denn häufig geschehen, daß der alte Schlauch zerplatzte. Darum schlägt er sich in seinen Vorreden meistens mit Aristoteles und seinen Commentatoren herum, die ihm auf Schritt und Tritt im Wege stehen, bis es ihm gelingt, irgend eine ehrenvolle Capitulation zu schließen. Überall fühlt man durch, das Dichterbewußtsein Corneille's möchte seine eigenen Wege gehen, neue Formen für die neuen Gedanken schaffen, allein die öffenliche Meinung sitzt da als unerbittlicher Richter und schlägt bei jedem gewagten Vers, bei jeder noch so furchtsam auftretenden Neuerung unabläßig den heiligen Dichtercodex des göttlichen Aristoteles nach. Indeß Racine und Corneille waren beide wirkliche und großartige Dichter und trotz der hemmenden Fessel einer verknöcherten Geschmacksrichtung haben sie unsterbliche Werke geschaffen. Dadurch setzte sich nun aber auf der anderen Seite wieder die falsche Überzeugung bei der Kritik fest, nicht das schöpferische Genie des Dichters habe **trotz** der Pseudo-Aristotelischen Regeln sich so hoch erschwungen, sondern eben diese Regeln hätten das Genie befruchtet. Damit war dann der sklavischen Nachahmung, dem conventionellen Formenwesen, kurz der Erstarrung der dramatischen Kunst aller Vorschub geleistet.

Die Mängel des französischen Theaters in seiner klassischen Zeit lassen sich im Allgemeinen unter drei Haupt-Gesichtspunkte bringen, und als Mängel in der **Stoffwahl**, in der **Behandlung** und in der **Dar-**

stellung zusammenfassen, die unter einander in enger Wechselbeziehung stehen.

Um mit den letzteren als den anscheinend unwichtigsten zu beginnen, kommt gleich an erster Stelle die Örtlichkeit der Aufführungen in Betracht. Nichts war weniger griechisch als das französische Theatergebäude und die Bühne jener Zeit. Ein gemietheter Spielsaal, später ein alter Ballsaal, bot das Schauspielhaus nur eine schlecht decorirte Bühne. Der enge Raum derselben wurde dazu noch durch die althergebrachte Unsitte, daß eine Anzahl bevorzugter Zuschauer auf der Scene selbst saßen oder herumstanden und die Spielenden bedrängte, noch mehr verengt. Daß unter solchen Umständen das Schauspiel sich nicht frei entfalten konnte und jede künstlerische Täuschung unmöglich wurde, ist selbstverständlich. „Was konnte man, fragt Voltaire, auf einer zwanzig Fuß in's Gevierte fassenden Bühne thun, die überdieß noch mit Zuschauern überlastet war? Welcher Pomp, welche Decoration konnte das Auge bezaubern, welche große theatralische Handlung ausgeführt werden? Welche Freiheit blieb noch dem Geiste des Dichters? Die einzelnen Stücke mußten aus langen Erzählungen zusammengesetzt sein, es waren mehr Unterhaltungen als eigentliche Handlungen. Jeder Schauspieler wollte durch irgend einen langen Monolog Gelegenheit erlangen, seine Kunst zu beweisen, und man wies jedes Stück ab, das keine solchen bot." Das Drama wurde also in Folge der Örtlichkeit zu einer Zimmerunterhaltung, es mußte nothwendig in die Schranken des Dilettantentheaters zurücktreten. An Maschinerien oder andere Kunstgriffe, die der Dichtung, wenn auch nicht essentiell, aber oft so nützlich sind, war kein Gedanke. „Wie könnte man wagen, den Schatten des Pompejus oder den Geist des Brutus erscheinen zu lassen inmitten so vieler junger Leute, die von den ernsthaftesten Dingen nur Anlaß zu einem Witzwort nehmen?"

Infolge der Realität, die sich in den Stutzern und Naseweisen bis zwischen die handelnden Personen eindrängte, war den Schauspielern auch jeder Enthusiasmus, jedes lebendige Hineinleben in ihre Rolle erschwert, wo nicht ganz unmöglich gemacht. Ihr Vortrag war kaum mehr als eine etwas feierliche Lesung. „Diese Form des Theaters, sagt wiederum Voltaire, verhinderte jede dramatische Handlung, jeden großartigen Ausdruck der Leidenschaft. Die packende Wiedergabe menschlichen Elends, schreckliche und herzzerreißende Ausbrüche dessen, was die Seele bewegte, waren unmöglich. Die Declamation, welche ein cadenzirtes Recitativ, beinahe ein modulirter Gesang war, stellte jeder stärkeren Aufwallung

des Gefühls, die sich oft in dem Ton eines Wortes, einer Stellung, einer Pause oder einem dem Herzen erpreßten Schrei kundgeben, ein unübersteigliches Hinderniß entgegen."[1]

Auf diese Umstände der Aufführung hatte der Dichter bei seiner Arbeit Rücksicht zu nehmen, wenn er sich nicht dem Gelächter der Zuschauer aussetzen oder von den Schauspielern abgewiesen sehen wollte. Welchen Einfluß aber auf die Dichtung jene materiellen Schranken ausüben mußten, leuchtet ein. Ein Stoff, der zu seiner vollen Entfaltung größeren Aufwand von Maschinerien, Massenauftritte, eclatante Handlungen, leidenschaftliche Bewegungen u. s. w. erforderte, konnte schon wegen der Bühne nicht gewählt werden. Und um bloß diesen Umstand zu beachten, was wäre aus so manchen Perlen Shakespeare's und Calderons geworden, wenn diese Dichter in Frankreich gelebt hätten? Aber der Franzose hatte noch andere Schranken in der Wahl des Stoffes.

Auf Horazens Poetik gesteift verlangte der überfeine, delicate Pariser Geschmack, daß gewisse äußere Handlungen, die doch zum Zweck der vollen Wirkung das Auge des Zuschauers hätten treffen sollen, gar nicht auf dem Theater vollzogen, sondern bloß von einem Zeugen erzählt würden. Kein Blut durfte die Scene beflecken, es sei denn, daß ein Held sich selbst ermorde! Eine fernere französische Delicatesse verbot, daß im Trauerspiel Personen und Namen aus der neueren Geschichte, besonders aus der vaterländischen, vorkämen, und sollte trotzdem der Dichter ein modernes Ereigniß zum Gegenstand seines Werkes nehmen, so müsse er dasselbe wenigstens in ein altklassisches Gewand hüllen, wie denn auch wirklich ein Poet einen Stoff aus der Geschichte Venedigs in eine römische Verschwörungsscene travestirte. Selbst Männer wie Racine und Corneille waren diesem unvernünftigen Gesetz unterworfen. Der Polyeukt des Letzteren, ein altchristlicher Stoff, mißfiel daher den literarischen Feinschmeckern aus dem einen Grunde, weil die Geheimnisse des Christenthums den Zuschauern allzugewöhnlich seien. Die Ursache dieser Geschmacksverwirrung lag in der Meinung der Kritiker, die erste und nothwendigste aller Eigenschaften eines guten Trauerspiels sei die Erhabenheit, die stolze, imponirende Größe, oder besser gesagt: die steife Grandezza, welche auch die allergeringste Beimischung des Gewöhnlichen ausscheide. Die zeitliche, örtliche und sachliche Entfernung des Stoffes vom Bewußtsein des Zuschauers („Major e longinquo reverentia") war mithin als erste

[1] Des divers changements arrivés à l'art tragique.

Quelle der theatralischen Größe eine unabweisliche Forderung an den Dichter. Eine weitere ergab sich unmittelbar daraus, daß nur Prinzen, Fürsten und Könige als handelnde Personen auftreten durften, damit möglichst jedes Stück zu einer Hof-Galavorstellung würde. Das eigentliche Volksleben mit seinem Charakterreichthum und seinem Farbenwechsel war unerbittlich ausgeschlossen. Noch einmal, was wäre aus den englischen Tragödien Shakespeare's, aus den spanischen Geschichtsbildern Calderons unter der Herrschaft Boileau's geworden? Kein Wunder also, daß mit wenigen rühmlichen Ausnahmen das französische Repertoire nur griechische und römische, d. h. unnationale und heidnische Stoffe aufwies.

Neue Schranken entstanden durch die Forderungen, welche die Kritik für die Behandlungsweise des Stoffes aufstellte. Da waren es vor Allem die berühmten Regeln der drei Einheiten, der Zeit, des Ortes und der Handlung, auf die wir an dieser Stelle wohl nicht weiter einzugehen brauchen. Ein ferneres Gebrechen, das freilich fast alle Theater des modernen Europa mit Frankreich theilten, lag in der stillschweigenden Überzeugung des Publicums und der Kritik, daß eine Liebesintrigue mehr oder minder den Hauptknoten der dramatischen Handlung abgeben müsse. Eine Tragödie ohne Liebe wäre ein Unding gewesen. Es ist seltsam genug, daß gerade Voltaire am häufigsten auf diesen Fehler aufmerksam gemacht hat, und mag seine historische Erklärung desselben auch nicht zutreffen, so ist doch die Rüge, die er ihm wiederholt ertheilt, jedenfalls gerechtfertigt. „Man muß zugeben, daß die Galanterie fast alle Vortheile abgeschwächt hat, die wir anderweitig über die griechische Bühne hatten. Von den 400 Tragödien unseres besseren Repertoriums gibt es kaum zehn oder zwölf, die nicht auf einer Liebesintrigue aufgebaut wären, obgleich dieß viel eher der Komödie angepaßt scheint als der Tragödie. Es ist fast immer dasselbe Stück, derselbe Knoten, den Eifersucht oder Treubruch schürzt und eine Heirath löst; es ist eine beständige Coquetterie, eine wahre Komödie, nur wird sie von Prinzen gespielt und fordert bisweilen der Form halber einige Tropfen Blutes." [1] An einer anderen Stelle heißt es: „Der Geschmack an der Galanterie in der Tragödie hatte eine solche Herrschaft erlangt, daß eine hohe Prinzessin, die wegen ihres Geistes und ihres Ranges gewissermaßen allen Leuten ihre Ansicht aufdrängen zu können glaubte, sich einbildete, ein Abschied zwischen Titus und Berenice sei ein tragischer Stoff. Sie gab ihn als Aufgabe den

[1] Einleitung zur Sémiramis.

beiden Meistern unserer Bühne. Keiner von beiden hatte bis dahin ein Stück geschrieben, in welchem die Liebe nicht die Haupt- oder doch wenigstens die zweite Rolle gespielt hätte. Aber der Eine hatte auch nur einmal zum Herzen gesprochen, und zwar in jenen Scenen des Cid, die er dem Spanischen nachgebildet hatte; der Andere stets elegant und stets zart, war in allen Gattungen beredt und verstand sich auf die Kunst, der unscheinbarsten Situation die rührendsten Motive zu entlocken. So machte der Erstere aus Titus und Berenice eines der schlechtesten Stücke, die je ein Theater gesehen, der Andere fand das Geheimniß, während der Dauer von fünf Acten das Publicum durch das variirte Thema „je vous aime et je vous quitte“ zu unterhalten. Freilich im Grunde war die Tragödie nur ein Pastorale, das ein Kaiser, eine Königin und ein König aufführten. Noch dazu ein Pastorale, das hundertmal weniger tragisch war als der Pastor Fido; aber sein Erfolg hatte das Publicum und die Dichter überzeugt, daß die Liebe auf immerdar die Seele aller Tragödien sein müsse.“ [1]

Eine dritte Schranke endlich lag für den tragischen Dichter in der Sprache. Um hier von anderen der französischen Sprache innewohnenden Gebrechen zu schweigen und auch der Forderungen nicht zu gedenken, welche die damalige Übercultur an die Eleganz und etiquettegemäße Höflichkeit des Ausdruckes stellte, wodurch allein schon die Hälfte der künstlerischen Wahrheit vernichtet wurde, wollen wir nur von dem Einfluß reden, den der klassische Vers der Franzosen, der Alexandriner, auf die in ihm geschriebenen Dichtungen ausübte. Wir haben hier das competente Urtheil Schillers: „Die Eigenschaft des Alexandriners,“ schreibt er an Goethe, „sich in zwei gleiche Hälften zu theilen, und die Natur des Reimes, aus zwei Alexandrinern ein Couplet zu machen, bestimmen nicht bloß die ganze Sprache, sondern auch den ganzen inneren Geist dieser Stücke. Die Charaktere, die Gesinnungen, das Betragen der Personen, Alles stellt sich dadurch unter die Regel des Gegensatzes, und wie die Geige des Musikanten die Bewegungen der Tänzer leitet, so auch die zweischenklige Natur des Alexandriners die Bewegung des Gemüthes und die Gedanken. Der Verstand wird ununterbrochen aufgefordert, und jedes Gefühl, jeder Gedanke in diese Form wie in das Bett des Prokrustes gezwängt.“ Ein Versmaß, das wie der alte Senar oder der englische Blankvers, mit dem Schwunge des Rhythmus die Freiheit der Bewegung

[1] Einleitung zum Oreste.

verbindet, war den Franzosen unbekannt. Reimlose Verse sind im Französischen weiter nichts als abgezählte Prosa, die Silbenzahl und der Reim sind unbedingt zur poetischen Sprache erforderlich. Und noch gar eine großartige Tragödie in alltäglicher ungebundener Rede! Das wäre doch des Salonmäßigen zuviel gewesen.

Die von uns bisher angedeuteten Schranken waren in gewissem Sinne auch ebensoviele Mängel, wenigstens hinderten sie die allseitige Entwicklung der dramatischen Kunst Frankreichs in einer traurigen Weise. Innerhalb derselben waren Meisterwerke noch möglich, das zeigten Racine und Corneille, aber selbst diese konnten nicht allseitig befriedigen, und entsprachen jedenfalls nicht allen Idealen, welche das Drama verwirklichen konnte. Voltaire faßt kurz die Natur und den Erfolg jener Einschränkungen zusammen, wenn er sagt: „An einem Orte die Helden des Alterthums zu versammeln, sie in französischen Versen reden und doch niemals etwas Anderes sagen lassen als das, was sie haben sagen müssen, sie nie ein- oder abtreten lassen als im rechten Augenblick, Thränen für sie fließen zu machen, und ihnen dazu eine bezaubernde Sprache zu leihen, die weder geschraubt noch familiär wird, stets anständig und stets interessant zu sein: ist ein so schwieriges Unterfangen, daß es fast ein Wunder ist, wenn es gelingt, und daß man jedenfalls staunen muß, wenn wir trotzdem in Frankreich zwanzig solcher Wunderwerke besitzen."

Als Voltaire mit Ödipus zum ersten Male die Bühne betrat, war auch er noch von der Unantastbarkeit der französischen Geschmacksstrenge fest überzeugt. Die „Liebe" Jokaste's ist der schlagendste Beweis davon. Auch in „Mariamne" war an eine Emancipation kein Gedanke; erst als der Dichter nach England kam, Shakespeare sah und den vollen Lebensstrom dieses dramatischen Genie's bewundernd anstaunte, da begann sich etwas, wie poetischer Freiheitsdurst, wie Auflehnung gegen die Tyrannei Boileau's, zu regen. Unter diesen ersten Eindrücken schrieb er „Brutus", dem er leider außer der dichterischen Tendenz auch eine politisch-revolutionäre gab. Uebrigens ist es mit der poetischen Neuerung noch nicht weit her. Liebe ist unglücklicherweise wieder das Motiv, und zwar im Widerstreit mit der Geschichte. Dafür aber tritt ein Hauptzug der dramatischen Muse Voltaire's, eine seiner bedeutendsten Reformen, hier zum erstenmale auf. „Ich bin der Erste," ruft er darum auch stolz aus, „der es gewagt hat, die Senatoren in rother Toga auf die Bühne zu bringen." Das war etwas, aber das Geheimniß Shakespeare's hatte der französische Dichter noch nicht errathen; anstatt diesen pomphaft auftretenden Sena-

toren irgend eine Handlung oder ein größeres Interesse zu verleihen, läßt er sie bloß feierlich ihre Stimmzettel in die Urne werfen, was gerade nicht dramatisch wirkt. Aber es war ein ungewohntes Schaugepränge, es war pompհaft, blendend, und auf derlei Effecte steuerte der Dichter künftighin immer wieder los.

Kühner, aber unglücklicher war die Neuerung Voltaire's in „Eriphyle", „Oreste" und „Semiramis". In diesen drei, oder besser gesagt, zwei Stücken wagt es der Dichter, die „Liebe" durch das Wunderbare zu ersetzen. So haben wir denn in „Eriphyle" oder „Semiramis" das Gespenst, die Geistererscheinung. „Aber," ruft Villemain aus, „o Voltaire, glänzendes Genie, außerordentlicher Geist! wie hätte der barbarische Shakespeare dich wahren Geschmack lehren können!"[1] In der That, man vergleiche Hamlets Geist mit dem „Schatten" des Amphiareus. Jener erscheint unheimlich angekündigt durch das Gespräch der Wache — bei finsterer Mitternacht, fern auf der Terrasse, unten brüllt das Meer — und das Gespenst winkt und bleibt stumm, bis Hamlet sich zu geheimer Zwiesprach auf den gefährlichen Gipfel mit ihm zurückzieht. Dagegen sehe man nun den volkbesuchten Tempel, den hellen Mittag, die Vorbereitung zur Hochzeit, und plötzlich — man weiß nicht, von wannen er kommt und wohin er geht — der Schatten des Helden! Der ganze Unterschied der beiden Scenen liegt auf der Hand, drückt sich aber ebenso kräftig in den Reden derer aus, an welche die Geister sich gewendet hatten, Hamlet und Alcmäon. Oder was sind zu des Ersteren allbekannten Worten jene schwachen Seufzer des Letzteren:

> „Meine Mutter? Was sagst du? Welch' dunkler Spruch!
> Doch schon entriß die Hölle dich meinem geblendeten Auge."[2]

Über den „Geist" der Semiramis wäre es gewagt, nach den satirischen Auslassungen Lessings noch Neues sagen zu wollen. Die Neuerung Voltaire's mochte indeß noch so ungeschickt gewesen sein, sie mißfiel darum nicht ganz dem französischen Publicum, sie hatte sogar eine wesentliche Verbesserung im bisherigen Bühnenwesen zur Folge. Voltaire glaubte nämlich nicht mit Unrecht, daß ein Theil des komischen Eindrucks, den seine Gespenster machten, auf Rechnung des Zuschauerelementes im Bühnenraum zu setzen sei, und wirkte daher aus allen Kräften dahin, daß diesem Übelstand ein Ende gemacht wurde. Schließlich war denn auch seine Bemühung mit Erfolg gekrönt, die Bretter wurden frei, eine eigentliche

[1] Cours de litér. fr. Leçon 9. [2] Eriphyle.

Handlung konnte sich entfalten und den Schauspielern war eine Hauptschwierigkeit des natürlichen Vortrages aus dem Wege genommen. Der glückliche Wechsel machte sich in letzterer Hinsicht bald geltend, und auch für den Dichter fielen jetzt all die lästigen und unbegründeten Schranken fort, die ihn bisher an der Entwicklung einer größeren theatralischen Handlung gehindert hatten, und die wir oben zusammenstellten.

Eine ebenso glückliche und noch tiefer in das Wesen des Dramas eingreifende Neuerung versuchte Voltaire in der nun folgenden ‚Zaïre', die man nicht mit Unrecht seine ‚Athalie' genannt hat. In Zaïre treten zum ersten Male Franzosen aus Frankreich, Franzosen der französischen Geschichte auf die Bühne, während bisher nur griechische, römische oder ägyptische Franzosen von den Brettern herunter geredet hatten. Voltaire that bei diesem ersten Versuch einen glücklichen Griff, er gab seiner dramatischen Handlung den glorreichen nationalen Hintergrund der Kreuzzüge, des Ritterthums und der glänzendsten Erscheinung des französischen Königthums im hl. Ludwig. Eine Tochter des Königs von Jerusalem fällt in zartester Kindheit noch vor ihrer Taufe in die Hände des Sultans Orosman und wird von diesem später zur Gattin erwählt. Da erfährt sie ihre christliche Abkunft, ihre königliche Abstammung. Ein furchtbarer Kampf entspinnt sich in ihrem Herzen zwischen der Liebe, die sie zum muselmännischen Sultan fühlt, und dem Ruf der Gnade, der sie zur Taufe und zum Christenthum antreibt. Die Gnade bleibt Siegerin und in dem Augenblick, wo sie heimlich aus dem Serail entweichen will, um die Taufe zu empfangen, bringt der Sultan selbst ihr den Todesstoß bei, weil er in seiner Eifersucht glaubt, sie habe ihn verschmäht, um mit einem Ritter zu entfliehen. Mit dieser durchaus tragischen Handlung war der Dichter auf eine reiche Goldader dramatischer Schönheiten gestoßen; der Stoff zu einem Meisterwerke war gegeben. Aber Voltaire hat gerade in diesem Stücke am offenbarsten dargelegt, daß er zu einem Tragiker nicht geboren war. Man lese bei Lessing oder bei Villemain die geistreiche Parallele, welche beide Kritiker mit Recht zwischen der blassen Copie Zaïre und dem herrlichen Original des Shakespeare'schen Othello bis in die kleinsten Umstände verfolgt haben, und man wird nicht anstehen, die ganze Oberflächlichkeit der äußerlich so pompösen Arbeit Voltaire's zuzugeben. Zaïre nimmt sich neben Othello wie ein furchtsames Schuldrama aus, in dem wohl einige Stellen durch ihr declamatorisches Gepränge den Beifall des jungen Auditoriums hervorrufen, das aber niemals in das Innerste eindringt, um mit zündender Lebenswahrheit die

krampfhaften Zuckungen des Menschenherzens dem Zuschauer vorzuführen. In Othello fluthet und wogt die Leidenschaft, in Zaïre declamirt und spielt die Kunst. Und doch gehört zweifelsohne Zaïre zu den wenigen Dramen Voltaire's, bei denen wir nach Goethe's Worten „ein menschlich Rühren" fühlen.

Das Wagniß Voltaire's, französische Namen auf die Bühne zu bringen, setzte das Publikum Anfangs in eine Art von Verblüffung; drei Abende hintereinander schwankte das Urtheil, endlich als für den vierten der Dichter einige schwache Stellen umgearbeitet und die Schauspieler besser in den Sinn ihrer Rollen eingeweiht hatte, ging der Zweifel der Kritik in eine allgemeine rückhaltlose Begeisterung über, die Voltaire selbst rührte und einen Augenblick alles Andere vergessen ließ. Sogar den Verlust von 12,000 Franken beim Spiel verschmerzte er und, was vielleicht noch mehr war, er verzieh lächelnd die Satiren, welche man über Zaïre zu machen wagte. Ermuthigt durch diesen Sieg versuchte er die glücklich aufgenommene Neuerung zu vervollkommnen. ‚Alzire', die romantische Inkatochter, ‚Adelaïde du Guesclin', ‚Tankred', ‚Zulime' u. s. w. hatten alle die ausgesprochene Tendenz, den Horizont des Nationaltheaters zu erweitern, das Stoffgebiet desselben zu bereichern und besonders die vaterländische und mittelalterliche Geschichte in den Bereich der dramatischen Literatur zu ziehen oder wie A. W. Schlegel es ausdrückt, das romantische Element in die klassische Tragödie einzuführen. Daß Voltaire mit diesen Versuchen der französischen Bühne einen wirklichen Dienst erwiesen und die richtigen Wege zum Ideal gezeigt hat, läßt sich ebensowenig läugnen, als es andererseits feststeht, daß dem Dichter der ‚Pucelle' die nöthige Begeisterung des Glaubens und des Patriotismus abging, um den christlich-mittelalterlichen Stoffen gerecht zu werden.

Auch in rein formeller Beziehung trat Voltaire als Reformator auf, indem er im Tankred sich eine größere Freiheit der Behandlung des Alexandriners erlaubte und gekreuzte Reime versuchte. In den Lustspielen wagte er es sogar, den officiellen Vers ganz abzustreifen und durch gereimte zehnsilbige Zeilen zu ersetzen. Beide Neuerungen waren nicht glücklich, fanden daher auch gar keine oder nur wenige Nachahmer.

Befreiung der Bühne von der hindernden Gegenwart lästiger Zuschauer, Erweiterung des Stoffgebietes durch Hereinziehung des christlichen und nationalen Elementes, Bereicherung der Handlung durch Ermöglichung von Massenauftritten und freier theatralischer Entwicklung, Entthronung der „Liebe" als einzigen Motivs der Verwicklung, Einimpfung auslän-

disch-moderner Dramaturgien, besonders der englischen: das sind unbestritten werthvolle und fruchtbare Neuerungen, welche die französische Bühne Voltaire verdankt. Hiermit müssen sich die wärmsten Freunde und Verehrer des Dichters aber auch begnügen, ihm mehr zuschreiben, wäre ungerecht. Dazu kommt noch, daß Voltaire mit zunehmendem Alter jenen von ihm selst angebahnten Neuerungen bisweilen hindernd entgegentrat und sich immer mehr in die althergebrachten französischen Vorurtheile hineinrannte.

Hierher gehört vor Allem die feste Überzeugung, daß kein anderes Theater, alt oder modern, es dem französischen zuvorthue. An Eleganz des Ausdruckes, an geistreichen Sentenzen, begeisterten Tiraden mag weder Sophokles noch Shakespeare sich mit den Meistern von Paris messen; der Geschmack der Pariser ist für Voltaire schließlich der normale, dem griechischen ebenso sehr überlegen, als Paris der attischen Hauptstadt an Zahl der Einwohner und der Theatervorstellungen. Auch den Engländern gegenüber hatte die erste Begeisterung rasch nachgelassen. „Unsere Liebenden sprechen als Liebende, die ihrigen (englischen) bis jetzt nur als Poeten ... Die Engländer haben sich den Regeln unseres Theaters zu unterwerfen, wie wir ihre Philosophie annehmen müssen. Wir Franzosen haben ebenso gute Experimente mit dem menschlichen Herzen gemacht, als sie mit der Natur. Die Kunst zu denken scheint den Engländern zu gehören, die zu gefallen den Franzosen." [1] Nichts ist possirlicher anzusehen, als die kraftlose Wuth und unnütze Geschäftigkeit Voltaire's in seinen alten Tagen, um den Geist zu bannen, den er in seiner Jugend selbst heraufbeschworen. Er mochte noch so oft, so laut und so wild rufen: „Besen, Besen, sei's gewesen!" der Geist ward nie mehr zum Besen und Shakespeare nicht mehr zum „Dorfhanswurst". Voltaire konnte nur mit Schaudern und Furcht für seine eigene Ehre das wachsende Ansehen gewahren, welches der englische Dichter sich trotz der Unbeholfenheit seines Übersetzers Letourneur in Frankreich mit jedem Tage erwarb. „Haben Sie," schreibt Voltaire in Bezug auf diese Übersetzung, „haben Sie das abscheuliche Gesudel gelesen, von dem wir noch fünf Bände zu erwarten haben? Haben Sie einen Haß, der hinreichend wild ist gegen einen so unverschämten Flegel? Werden Sie einen solchen Schimpf gegen Frankreich ruhig ertragen? Es gibt in Frankreich nicht genug Schandpfähle, nicht genug Eselshüte, nicht genug Ehrenverluste für einen ähnlichen

[1] Einleitung zu Zaïre.

Schurken. Das Blut hüpft mir in meinen alten Adern, wenn ich davon rede ... Das Schrecklichste ist noch, daß das Ungethüm eine Partei in Frankreich besitzt, und daß zum Übermaß des Unglücks ich selbst es war, der zuerst von Shakespeare sprach, ich selbst zuerst den Franzosen einige Perlen zeigte, die ich auf seinem entsetzlichen Misthaufen gefunden hatte. Ich ahnte damals gewiß nicht, daß ich eines Tages herangezogen würde, die Kronen Racine's und Corneille's mit Füßen zu treten, um das Haupt eines barbarischen Hanswursten damit zu zieren. Geben Sie sich also Mühe, sich ebenso in Zorn zu setzen, wie ich, sonst fühle ich mich fähig, einen schlimmen Streich zu machen." [1]

Den dummen Streich machte Voltaire nun zwar nicht, aber allen Ernstes erließ er eine lange Denkschrift an die französische Akademie, um diese allmächtige Körperschaft von der Gefahr in Kenntniß zu setzen, die der Kunst in Frankreich drohe durch „jenen Trunkenbold von Shakespeare, gegen dessen Figuren die Dorfhanswurste und Possenreißer der Jahrmarktstheater wahre Cinnas seien". Freilich stellte Voltaire in diesem Kampf gegen Shakespeare immer die beiden Klassiker Racine und Corneille in den Vordergrund, aber in Wahrheit war es ihm hauptsächlich um den eigenen Ruf zu thun. Ebenso gehen, wie F. Schlegel bemerkt, Voltaire's Vorreden und Anmerkungen immer auf dasselbe hinaus; daß nämlich die französische Nation, und besonders die französische Bühne, die erste in dem gesammten ehemaligen und gegenwärtigen Universum sei, daß gleichwohl Corneille und Racine, ungeachtet aller hohen Vortrefflichkeit, noch Vieles zu wünschen übrig lassen. Wer nun derjenige ist, welcher dieses noch Fehlende zur höchsten Vollkommenheit hinzufügen und dadurch jene beiden Dichter noch weit übertreffen soll, das wird dem Leser meistens auch nicht schwer gemacht, zu errathen [2].

Aus dem Gesagten erhellt, daß Voltaire trotz einiger reformatorischen Anläufe doch im Wesentlichen in der althergebrachten Routine gefangen blieb und seine eigenen Schöpfungen durchaus nicht die „gallische Art" verläugnen, ja im Großen und Ganzen sehr tief unter den Meisterwerken des vorhergehenden Jahrhunderts stehen. Zwei Grundfehler sind es besonders, an denen das Voltaire'sche Theater krankt: die Tendenz und die Declamation.

Vom „Ödipus" bis zu den „Gesetzen des Minos" haben alle Stücke

---

[1] An d'Alembert.

[2] Geschichte der Alten und Neuen Literatur, II. S. 107.

des Dichters eine höchst unpoetische, philosophisch-revolutionäre Pointe, und wenn die ersteren noch in etwa schüchtern auftreten, so sind die letzteren bis zum Äußersten unverschämt. Das Theater war für Voltaire eine Kanzel, von der herab er gegen seine Feinde losdonnern zu müssen glaubte. Der Haß gegen die Kirche wählte die Stoffe, schuf die Charaktere, dictirte die Sentenzen, schürzte und löste den Knoten, der Haß aber, besonders der versteckte, ist eine schlechte Muse und konnte den handelnden Personen kein Feuer der Begeisterung einhauchen. Daher die Kälte und die Steifheit, selbst in den besten Stücken. Was Piron so herrlich und treffend in seiner Metromanie von einer Tragödie Voltaire's fragte:

„Bist du es, der da spricht, oder ist's deine Rolle?"

das gilt von allen Personen Voltaire's, sie sind weniger Charaktere als Rollen, personificirte Thesen, handelnde oder declamirende Argumente oder eingefleischte Consequenzen. Selbst in den besseren Stücken, wie „Zaïre" und „Alzire", tritt nur zu oft die philosophische Spitze störend an die Oberfläche.

Der zweite Fehler, die Declamation, das hohle Phrasengeklirre, ist vielleicht zum großen Theil eine Folge der Tendenzmacherei, hat aber auch im innersten Wesen des Dichters eine wesentliche Begründung. Das Erhabene, Großartige war der Seele Voltaire's unzugänglich; er selbst hat den Grund dafür in dem berühmten Vers gegeben:

„Un esprit corrompu ne fut jamais sublime."
Ein grundverdorbenes Herz war niemals noch erhaben.

Aber auch für die übrigen großen tragischen Leidenschaften war Voltaire viel zu flüchtig, frivol und eigensüchtig. Nur wenn es galt, die beleidigte Ehrsucht zu schildern, ergriff ihn das Feuer und naturgetreu ergoß sich der Redestrom, wie z. B. im „Catilina", wo Cicero ruft:

„Ich lieb' die Ehre, Römer, und will es nicht verschweigen."

Die erhabenen Gedanken des Opfers, der großartige Widerstreit zwischen Pflicht und Leidenschaft, die Begeisterung des gotttrunkenen Herzens, wie sie oft in den Tragödien Corneille's und Racine's so überwältigend auftreten, sind Voltaire durchaus fremd. Statt der Leidenschaft haben wir Sentenzen und Declamationen, statt des Feuers — Rauch und Glanz. Glanz ist in der That nächst der Tendenz der hervorstechende Charakter Voltaire'scher Tragik. Der Dichter hat eine falsche Grundanschauung über die Tragödie, falsch, weil sie nicht vollständig war. Er glaubte

nämlich, die Darstellung allein sei die Hauptsache beim Drama, auf die Darstellung müsse das Hauptaugenmerk des Dichters bei seiner Arbeit gerichtet sein; daher nur recht pomphafte Aufzüge, frappirende Scenen, eclatante Reden u. s. w. Es hing diese Anschauung nothwendig mit seinen reformatorischen Plänen zusammen, sie war das Extreme des Fehlers, den er an seinen Vorgängern verbessern wollte. Bis dahin war dem Glanz der Aufführung zu wenig Sorgfalt zugewendet worden. Das Hauptgewicht lag in der ruhigen, fast betrachtenden Lesung der Stücke. Indem nun Voltaire in das andere Extrem fiel, schuf er Werke, die wohl bei einer flüchtigen Anhörung befriedigen mochten, aber einer kritischen Lesung nicht Stand hielten — „sie waren leicht und gefällig, aber hohl und seicht", wie Alles, was er schrieb und dichtete. So kam es aber auch, daß, während die klassischen Stücke des Zeitalters Ludwig' XIV. eine Auferstehung auf dem Theater gefeiert haben, die Tragödien Voltaire's ruhig in den gesammelten Werken schlummern. Man hat es wiederholt versucht, einige seiner besten Leistungen wieder auf die Bühne zu bringen, allein der Versuch mißglückte, die falschen Farben waren verblichen, die Schminke verduftet, und was übrig blieb, war das alte, fahle, runzelige Gesicht eines Jahrhunderts, das gleich lächerlich und verächtlich war durch seine abgelebten Ausschweifungen und sein coquettes Zopfwesen. Die Prüfung der Zeit haben Voltaire's Dramen nicht bestanden.

In der Komödie hat Voltaire schon bei Lebzeiten wenig oder gar nichts gegolten; er wußte das selbst und ließ daher auch meistens seine Lustspiele unter fremdem Namen aufführen. Daß trotzdem gerade mehrere derselben, wie „Nanine", die „Frau hat Recht", die „Schottländerin", bald nachher in's Deutsche übersetzt wurden, gereicht weder dem damaligen Geschmacke unserer Literaten, noch dem sittlichen Bewußtsein des Publicums zur Empfehlung. Auf die Komödien Voltaire's läßt sich anwenden, was er selbst über die komischen Versuche J. B. Rousseau's geschrieben hatte: „Der arme Mann hat weder das Interessante noch das Gefällige gekannt, denn böse Menschen sind niemals heiter und zart." [1]

So können wir denn mit Villemain sagen, daß Voltaire in allen Arten der Literatur seinen Einfluß geltend gemacht hat, daß er aber weder im Erhabenen noch im Komischen irgend Bedeutendes geleistet hat [2].

---

[1] An Berger, 8. December 1736.

[2] Villemain, Cours de litt. leç. 12.

---

15. Abreise nach Preußen.

1750.

Voltaire ließ es an nichts fehlen, um durch äußere Mittel der Cabale, der Bestechung und Reclame seinen Theaterstücken den Sieg zu verschaffen, den ihre innere Vortrefflichkeit ihnen vielleicht niemals erworben hätte. Sogar die Organisirung einer eigenen Schauspielerbande unter Leitung des später berühmt gewordenen Le Kain schien ihm kein zu schweres Opfer in Gegenwart eines Feindes wie Crebillon, der fast ausschließlich im Besitz der öffentlichen Bühnen war und über die historischen Costüme des Hoftheaters verfügte. Trotzdem kam es bisweilen doch noch mitten in der Tragödie zu komischen Auftritten, z. B. als es galt, dem Publicum den „Oreste" aufzudrängen, den Voltaire geschrieben hatte, um Crebillons „Elektra" zu Fall zu bringen. Bei der ersten Aufführung war das halbe Parterre mit Gratisbilletten Voltaire's versehen, die als Erkennungszeichen die Anfangsbuchstaben des Horazischen:

„Omne Tulit Punctum Qui Miscuit Utile Dulci"

trugen. In gut berechneten Zwischenräumen waren durch das ganze Theater bezahlte Beifallsklatscher aufgestellt mit der oft wiederholten Weisung, bei den bezeichneten Stellen ihrer Bewunderung auf die geräuschvollste Weise Ausdruck zu geben. Aber diese Vorsichtsmaßregeln hatten nicht den gewünschten Erfolg, die Zuschauer „witterten Unrath" und endeten damit, das Gegenstück des Orestes, die Elektra Crebillon's zu verlangen. Beim Anblick der unruhigen Menge litt es Voltaire nicht länger in seiner Loge, er stürmt hinter die Bühne, schwört und flucht, nicht ihm sei der Schimpf angethan, man verweigere dem großen Sophokles das Lob u. s. w.; so kommt er zum Amphitheater, wirft von dort einen verächtlichen Blick auf die Zuschauer herab und murmelte: „O, die Barbaren! sie fühlen nicht die Schönheit dieser Scene!" Dann wendet er sich zu den Seinen und ruft: „Klatscht tüchtig Beifall, meine Freunde! Muth, meine theuren Athenienser, das ist purer Sophokles!" Er selbst gab nun das Zeichen zum allgemeinen Bravoklatschen, die Anderen stimmten

ein, und Einer, der vielleicht nicht zur Bande gehörte und ruhig seine Hände in den Ärmeln stecken ließ, zog sich vom Dichter eine derbe Zurechtweisung für solche Gleichgiltigkeit im Lobe des Meisters zu [1]. Das Stück wurde nun zwar zu Ende gespielt, aber Voltaire zog es am folgenden Tage behufs einer bedeutenden Umänderung zurück. Treffend zeigt eine Anekdote die oft seltsamen Auskunftsmittel, welche Voltaire anwendete, um den Eindruck seiner Stücke und die innerste Gesinnung des Publicums zu erfahren. Eines Tages verkleidete er sich zu diesem Zweck als Abbé; eine verworrene, fast das ganze Gesicht verdeckende Perrücke auf dem Kopfe, eine Brille auf der Nase, das Brevier unter dem Arm, betrat er das Café Prokop, das dem Theater gegenüber lag und darum der Sammelplatz der Schöngeister und Kritiker war. Wirklich traf er auch dießmal eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft, die eben über sein Neuestes verhandelte. Um unbemerkt zu bleiben, nahm der verkappte Abbé ein Zeitungsblatt vor das Gesicht und horchte in dieser Stellung beinahe zwei Stunden lang den Erörterungen der nichts ahnenden Gäste zu und suchte aus vielen richtigen Bemerkungen und Winken seinen Nutzen für die Umänderung des Stückes zu ziehen.

Nach einigen Monaten kräftigen Ringens hatte es Voltaire wirklich erreicht, seinen Nebenbuhler Crebillon wo nicht zu verdrängen, so doch wenigstens stark zu schädigen, sich selbst aber wieder in die Gunst des Publicums einzuschmeicheln. Nun galt es ein anderes, viel schwierigeres Beginnen, d. h. die erkaltende Hofgunst wieder neu zu entfachen. Voltaire hatte nämlich das Unglück gehabt, durch ein Impromptu, worin er einen Sprachfehler der Marquise de Pompadour in allzuvertraulichem Tone gerügt hatte, die Gewogenheit der Favoritin einzubüßen. Drei Briefe, welche er ihr seitdem geschrieben, hatten eine höfliche aber nichtssagende Antwort erhalten, die merken ließ, daß die Marquise nicht mehr geneigt war, sich eines Mannes anzunehmen, dessen unverantwortliche Dreistigkeit ihr täglich die gefährlichsten Verlegenheiten bringen konnte. Den König, dessen Gunst er eigentlich nie besessen hatte, verlor er natürlich mit der Maitresse, die Königin aber und die Prinzessinnen haßten ihn geradezu als den Verführer ihres Vaters und Großvaters Stanislaus, als den Schmeichler der königlichen Favoritin, die er sogar in Versen verherrlicht hatte, welche diese dann in den vornehmen Kreisen herumzeigte, ja, der armen Königin selbst in die Hände spielte.

---

[1] Vgl. Collé, Journal, t. I. p. 146—154.

Voltaire gab trotz der augenblicklich ungünstigen Stimmung seine Hoffnung nicht auf, bald wieder in besserem Ansehen bei Hofe zu stehen. Er erinnerte sich, daß er zum Hofhistoriographen ernannt worden war, was ihn in Stand setzte, die Staatsarchive für eine geschichtliche Darstellung des Krieges von 1741 zu benutzen, die er denn auch in der schmeichelhaftesten Art abzufassen wußte. Ferner hielt er eine Lobrede auf Ludwig XV., wie er ein Jahr vorher einen Panegyrikus auf den hl. Ludwig verfaßt hatte, den ein pfründenhungriger Abbé sich nicht scheute, als eigene Arbeit in der Hofkapelle vorzutragen. Aber Alles half dem Dichter nicht, um die entfremdeten Majestäten sich wieder huldreich zu stimmen.

Schon wollte eine bittere Mißstimmung sich des Enttäuschten bemächtigen, als von einer andern Seite sich eine neue Hoffnung zeigte.

Die Correspondenz Friedrichs II. mit Voltaire hatte seit dem Jahre 1745 wohl manches an Lebhaftigkeit und Vertrautheit eingebüßt, ohne darum doch gänzlich abzubrechen. Voltaire fuhr auch jetzt noch fort, aus der Ferne des Königs poetische Versuche zu leiten und hatte sogar einmal (19. April 1749) den verblümten Wunsch ausgesprochen, vom König nach Preußen gerufen zu werden. Friedrich verstand den Wink, lud den Dichter wiederholt und dringend nach Potsdam ein, weil er hoffte, in „Virgil einen Quintilian für seine schlechten Verse zu finden“ [1]. Wegen der damals noch lebenden Marquise Du Châtelet konnte Voltaire dieser Einladung nicht gleich Folge leisten, trug indessen Sorge dafür, daß ihm die Gunst Friedrichs erhalten bleibe, besonders als er bald darauf in einem Buche las, sein Stern in Potsdam sei gesunken. „Dieses schlimme Gerücht,“ schrieb er dem König, „könne nicht besser entkräftet werden, als wenn Friedrich ihm ‚eine halbe Elle schwarzen Bandes schicke, das ihn besser als ein Skapulier kleiden würde‘“ [2]. Wie sollte der König auf diese Bitte nicht eingehen, da er doch wußte, wie Voltaire einst auf sein Grab schreiben wollte: „Hier liegt der Bewunderer Friedrichs des Großen“? [3]

Durch solche Schmeicheleien und Bitten hatte Voltaire sich in Potsdam immer eine Thüre für den Nothfall offen gehalten und die Möglichkeit verschafft, eine endgiltige Einladung an den preußischen Hof gerade dann herbeizuführen, wenn es ihm gelegen sein würde, derselben zu folgen. Dieser Augenblick schien jetzt gekommen. Wirklich wiederholte nun auch Friedrich sein freundliches Drängen fast in jedem Briefe, ohne sich jedoch

---

[1] 15. August 1749. [2] 31. August 1749. [3] 28. Juli 1749.

dießmal mehr Hoffnung auf Erfüllung zu machen, als früher. Denn, schreibt er: „Obgleich ich von allen Sterblichen derjenige bin, der die Götter am wenigsten mit Gebeten belästigt, so wird doch das erste, das ich an sie richten werde, folgendermaßen lauten:

„Habt, Götter, ihr die Dichter überladen
Mit eurer Gaben lichtem Schein,
O so macht voll das Maß der Gnaden
Und laßt sie minder — Lügner sein." [1]

Die Götter scheinen dieses Gebet erhört zu haben, dießmal ist es Voltaire mit seinem Versprechen wirklich Ernst, nur eine Schwierigkeit hält ihn in Paris zurück. „Ich will," schreibt er, „ich will diese Schwierigkeit nicht dem König, sondern dem Menschen auseinandersetzen, der es versteht, auf die Einzelheiten menschlichen Elends einzugehen. Ich bin reich, ja sogar sehr reich für einen Literaten. Ich habe, was man so nennt, ein eingerichtetes Haus, in dem ich als Philosoph mit meiner Familie und Freunden lebe. Das ist so meine Lage, trotzdem ist es mir nicht möglich, in diesem Augenblick eine außerordentliche Auslage zu machen . . . Legen Sie daher nach ihrer philosophischen Gewohnheit die Majestät bei Seite und erlauben Sie mir das Geständniß, daß ich Ihnen nicht zur Last fallen will. Ich kann weder einen guten Reisewagen haben, noch mich auf den Weg machen mit den für einen Kranken nothwendigen Vorsichtsmaßregeln, noch mein Hauswesen für die Zeit meiner Abwesenheit verwalten lassen u. s. w. unter 4000 deutsche Thaler." [2] Der König verstand den zarten Wink; obgleich sonst karg und sparsam, wollte er sich dießmal großmüthig zeigen und schickte bereits im folgenden Briefe (24. Mai) seiner Danaë, wie er Voltaire mit einer ziemlich bissigen Anspielung nennt, den unerläßlichen goldenen Regen. Die „sehr alte Danaë", wie der Dichter sich selbst bezeichnete, ließ sich denn auch verführen, betheuerte jedoch, daß „sie nur Jupiter, nicht sein Gold liebe" und versprach Anfangs Juli im Himmel Friedrichs anzulangen, falls dieser ihr königlichen Vorspann besorgen werde. Auch der Vorspann wurde bewilligt, da fand „die Spröde" plötzlich einen neuen Grund des Zauderns oder vielmehr einen neuen Vorwand zur Gelderpressung.

Voltaire hatte in der Person seiner Nichte, der Wittwe Denis, eine theure, d. h. kostspielige Hausfrau, der er nicht ohne Bangen die Verwaltung des Hotels während seiner Abwesenheit anvertrauen wollte, selbst

[1] 1. December 1749. [2] 8. Mai 1750.

abgesehen davon, daß er mit dieser Nichte in unerlaubtem Umgang lebte. Es schien ihm daher das Klügste, Madame Denis mit nach Berlin zu nehmen, und damit dieß leichter geschehe, auch für sie eine Reiseentschädigung vom König zu verlangen. Aber dießmal war Friedrich taub; „ich hätte schon ganz gern, wenn Ihre Nichte sie begleitete," schrieb er, „aber ich rufe sie nicht." Das war kurz, aber klar. Voltaire gerieth in Zorn: „Nun schau Einer den Geiz eines Königs!" sagte er zu Marmontel, „er hat Tonnen voll Gold in seinen Kellern und will nicht einmal einige lumpige tausend Louisd'or ausgeben, um das Vergnügen zu haben, Madame Denis in Berlin zu besitzen. Aber er wird sie dennoch geben, oder ich selbst werde hier bleiben." Allein im Herzen Voltaire's herrschte der Geiz nicht allein, und die verletzte Eitelkeit brachte den Dichter zu einem baldigen, für Friedrich erwünschten Entschluß.

Der König hatte nämlich in seinem rastlosen Bestreben, die französische Geistescolonie in Berlin zu vermehren, einen jungen Poeten, Baculard d'Arnaud, der früher ein Zögling und poetischer Handlanger Voltaire's, dann eine Zeit lang literarischer Commissionär des Königs in Paris gewesen, an seinen Hof geladen, und bediente sich seiner, um dem Schwanken der „sehr alten Danaë" ein Ende zu machen. D'Arnaud sollte dem König eine Epistel schreiben, worauf dieser dann im lobendsten und bewunderndsten Tone antwortete, ja unter Anderem sogar die Verse wagte:

„Voltaire neigt sich schon zum Abend,
D'Arnaud strahlt im Morgenroth."

Epistel und Antwort wurden nun schnell gedruckt und nach Paris geschickt. So kamen also eines Morgens Freund Thieriot und Marmontel in das Hotel Voltaire's, den sie seiner Gewohnheit nach arbeitend im Bette fanden. — „Was Neues?" rief er den Eintretenden entgegen. — „Ganz sonderbare Sachen, die Ihnen großes Vergnügen bereiten dürften," antwortete Thieriot mit seinem sardonischen Lächeln und näselnden Tone. — „Aber was denn?" — „Ei nun, Baculard ist in Potsdam angekommen, und der König hat ihn mit offenen Armen empfangen." — „Mit offenen Armen!" — „Versteht sich, mit offenen Armen, und Baculard hat ihm eine Epistel überreicht." — „Die muß sehr schwulstig und mürrisch gewesen sein." — „Durchaus nicht, sie war sehr schön, so schön, daß der König mit einer anderen Epistel geantwortet hat." — „Was! der König von Preußen eine Epistel an Arnaud? Ihr habt mich zum Besten, oder man hat euch betrogen." — „Ich weiß nicht, ob man mich betrogen, aber

ganz gewiß will ich Sie nicht betrügen, hier sind als Beweis die beiden Episteln selbst." — „Schnell her, daß ich die Meisterwerke lese!" — Zuerst nahm nun Voltaire die Epistel Arnaud's und rief dabei einmal über das andere: „Wie fade, wie schal, wie trivial!" dann las er schweigend die Antwort Friedrichs bis zu den Versen:

„Voltaire neigt sich schon zum Abend" u. s. w.

Beim Anblick dieser Worte schnellte er wüthend empor, sprang aus dem Bette und rief: „So! Voltaire im Sinken! Baculard im Morgen! Und ein König wagt eine solche Ungeheuerlichkeit zu schreiben! Haha, der soll sich um Regierungssachen kümmern!" Marmontel und Thieriot hatten alle Mühe, nicht auszuplatzen, als sie den kleinen Mann in seiner leichten Bekleidung so wüthend durch's Zimmer springen sahen und wiederholt bekräftigen hörten: „Ja, jetzt geh' ich, erst recht geh' ich jetzt, und werde ihn lehren, sich auf Menschen zu verstehen."

So wurde Voltaire's Reise nach Preußen eine beschlossene Sache [1].

Da Voltaire aber als Kammerherr des Königs und französischer Hofhistoriograph sich nicht an einen fremden Hof begeben durfte, ohne ziemenden Urlaub vom Hofe in Versailles zu nehmen, so begab er sich nach Compiègne, wo Ludwig XV. sich damals aufhielt, und schmeichelte sich mit der Hoffnung, nicht ohne irgend eine Gunstbezeugung, einen Orden oder gar eine diplomatische Sendung entlassen zu werden. Um so bitterer war daher die Enttäuschung, als er beim König sowohl als der Pompadour die größte Zurückhaltung und Kälte fand. Ludwig XV. ließ ihn kaum vor, wandte ihm bald den Rücken und sagte halblaut zu den Höflingen: „Gut, wenn er geht, haben wir einen Narren weniger hier."

Nach solchem Abschied kam Voltaire wüthend nach Paris zurück; ein Plan der Rache an der Favoritin, auf die er alle Schuld der Ungnade schob, war in ihm aufgestiegen, und die Ausführung desselben sollte seine letzte Arbeit vor der Abreise sein. Er setzte sich also hin und schrieb einen Brief an sie, worin er sie geradezu als Negerin und das letzte der erbärmlichsten Geschöpfe behandelte. Kaum war das Concept fertig, so rief er seinen Secretär Longchamps und gab ihm den Auftrag, den Brief abzuschreiben und zu unterzeichnen. Der Secretär überlas das Blatt, und obwohl er nicht wußte, an wen die heftigen Schmähungen gerichtet waren, fürchtete er doch mit Recht die kommenden Ungelegenheiten, und

[1] Vgl. die Memoiren Marmontels, I. S. 374 ff.

weigerte sich, seinen Namen herzugeben. Voltaire, der an keinen Widerspruch von Seiten seiner Creaturen gewohnt war, gerieth bei dieser Antwort in Zorn: „Gut," sagte er bitter, „ich brauche keine Diener, die meinen Willen nicht thun wollen. Gehen Sie also." Auf diese Drohung hin entschied sich Longchamps zur Unterzeichnung, suchte aber geschickt das Concept Voltaire's für alle Fälle in seine Gewalt zu bekommen, denn ein Wort d'Argentals lastete ihm stets mit Bleischwere auf der Seele. „Nehmen Sie sich in Acht," hatte jener Freund des Dichters gesagt, „nehmen Sie sich wohl in Acht, besonders wenn Herr von Voltaire Sie bittet, Ihre Namensunterschrift unter seine Briefe zu setzen."

Richtig waren auch kaum sechs Wochen seit jenem Briefe verflossen und Voltaire sicher über den Rhein gezogen, als Longchamps, den sein Herr in Paris mit der Führung eines Processes, mit der Oberleitung des Hauses und der Überwachung der Nichte betraut hatte, plötzlich zum Polizeiminister gerufen wurde, der ihm den Brief vorzeigte und fragte, ob er die Schrift kenne. „Es ist die meinige," erwiederte der Secretär. — „An wen war denn der Brief gerichtet?" — „Das weiß ich durchaus nicht, da ich die Adresse nicht geschrieben habe." Dann zeigte Longchamps das Concept Voltaire's vor, worauf ihm der Minister sagte: „Sie können von Glück reden, ohne dieses Concept wären Sie verloren gewesen, ich hatte Befehl, Sie lebenslänglich einzusperren."

Voltaire trat am 28. Juni 1750 seine Reise nach Preußen an, hinterließ aber seiner Nichte den strengen Auftrag, genau Acht zu haben, und ihm nach Berlin alle Gerüchte zu melden, welche bei Hof und in der Stadt über ihn, seine Reise und die Freundschaft mit Friedrich umgehen würden, denn er schmeichelte sich immer noch mit der Hoffnung, daß seine Abwesenheit den Neid der Feinde besänftigen, und den hohen Herrschaften neues Verlangen nach ihm einflößen würde. Über Cleve und Wesel immer in königlicher Post fahrend, begrüßte er am 24. Juli „seine Engel im Himmel von Berlin".

Für Voltaire begann in Preußen, in der Gesellschaft eines freigeistigen Königs, im Umgang mit der französischen Gelehrtencolonie und bei der unbehinderten Freiheit seines Unglaubens und seiner kirchenfeindlichen Tendenz eine neue Lebensepoche, die Periode des offenen, fanatischen, systematischen Hasses, die Zeit der Encyklopädie und des Kriegsgeschreies gegen die „Infame", kurz der wirklich infernale Theil seines Daseins. Er war bis jetzt nur gottlos gewesen für sich und den kleinen Kreis seiner Vertrauten, öffentlich hatte er niemals gewagt, und zwar aus Furcht vor

dem Scheiterhaufen, oder aus Hoffnung eines Ordensbandes, seine innerste Überzeugung auszusprechen, oder gar sich an die Spitze einer Schaar von Gleichgesinnten zu stellen, die aus dem Apostolat der Lüge und des Lasters ihr Gewerbe machten; dazu brauchte es erst des Durchganges durch Potsdam und Berlin, erst in der Schule Friedrichs „des Großen" lernte Voltaire sich zu dem furchtbaren Gedanken erschwingen, Christus dem Gottmenschen den Fehdehandschuh hinzuwerfen und sich als persönlichen Feind des Erlösers zu erklären!

Voltaire.

Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte des Liberalismus

von

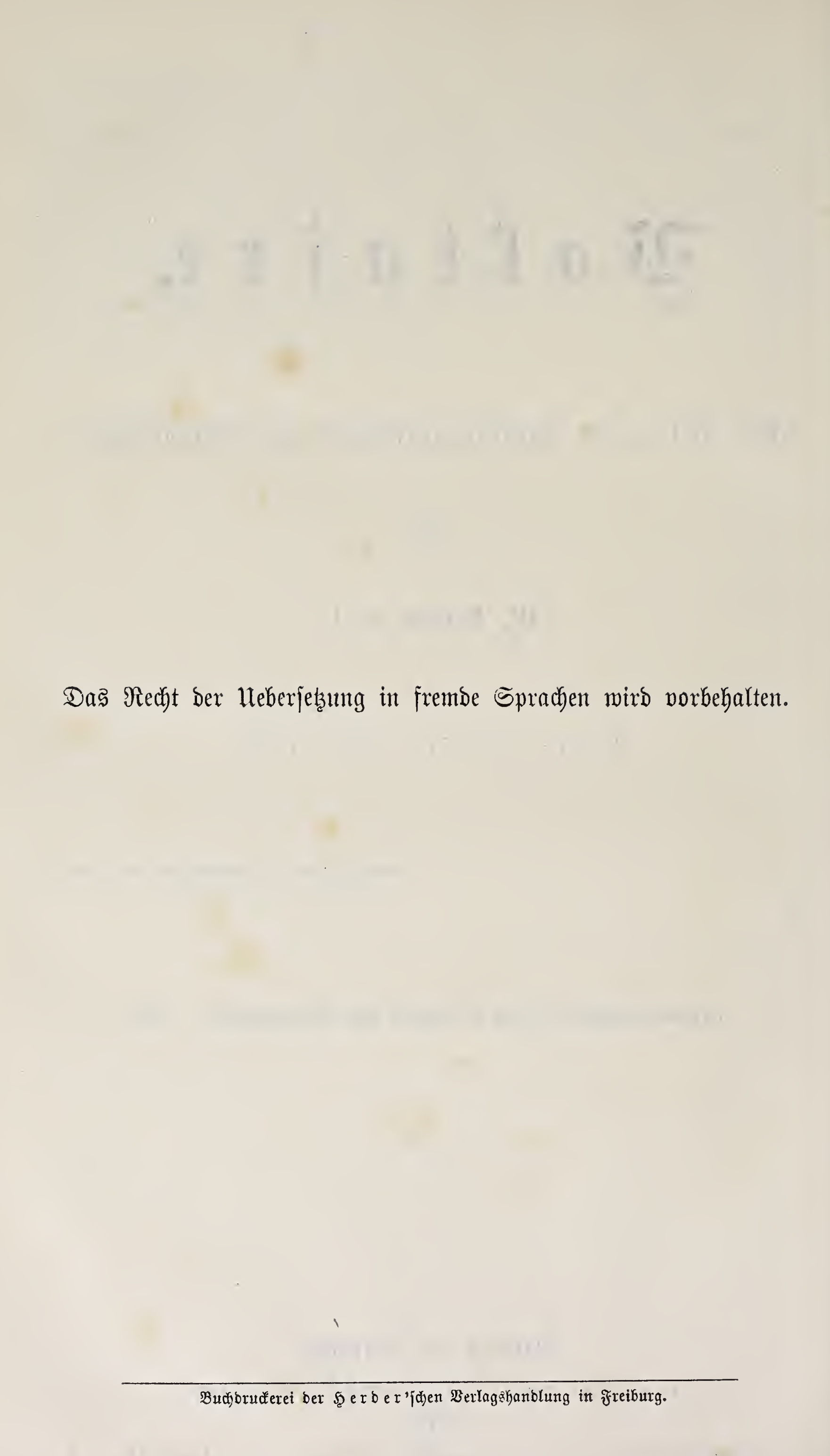
W. Kreiten S. J.

Zweite Hälfte (1750—1778).

„Corrupti sunt et abominabiles facti sunt in studiis suis.“ Ps. XIII. 2.

(Ergänzungshefte zu den ‚Stimmen aus Maria-Laach‘. — 8.)

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1878.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.



Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt.

16. König Friedrichs II. Tafelrunde.

1750—1751.

„Man hat mich in bester Form dem König von Preußen überlassen. Mein Ehebündniß ist also geschlossen; wird es glücklich sein? — Ich weiß es nicht. Ich habe nicht umhin gekonnt, mein ‚Ja' zu sagen. Es mußte ja schließlich zu dieser Heirath kommen nach all' den jahrelangen Coquetterien, und trotzdem hat mein Herz am Altare gezittert." [1] So kündete Voltaire seiner Nichte das Ereigniß, den Charakter und die Tragweite seiner Übersiedelung nach Berlin an.

Wie hätte er auch umhin gekonnt, sein „Ja" zu sagen, wenn ein König wie Friedrich II. alles nur Königen Mögliche that, den Dichter an seine Hauptstadt und seine Person zu fesseln! Die Pariser Freunde, und besonders die Nichte, hatten sowohl vor als nach der Abreise Voltaire's aus allen Kräften eine endgiltige Zusage widerrathen; Madame Denis, welche entweder eine ewige Trennung von dem Oheim oder, was noch furchtbarer schien, eine Verpflanzung ihrer Person in den Sand der Mark befürchtete, stellte ihm ausführlich alle Gegengründe vor Augen. Statt jedoch auf diese Mahnungen zu hören, unterbreitete der Dichter seinem königlichen Verehrer das Schreiben der besorgten Nichte, und erhielt von diesem die gewünschte Antwort in dem bekannten Briefe Friedrichs vom 23. August.

„Nein, mein theurer Voltaire, wenn ich vorhersehen könnte, daß Ihre Übersiedlung im mindesten zu Ihrem Nachtheile ausschlagen würde, so wäre ich der Erste, sie Ihnen abzurathen . . . Aber Sie sind Philosoph, ich bin es auch. Was ist natürlicher, als daß zwei Philosophen, die gemacht sind, mit einander zu leben, durch gleiche Studien, gleichen Geschmack und gleiche Denkart verbunden, sich diese Genugthuung gewähren? Ich achte Sie als meinen Lehrer der Beredsamkeit und Wissenschaft; ich liebe Sie als einen tugendhaften Freund. Welche Sklaverei, welches Unglück oder welcher Wechselfall wäre zu fürchten in einem Lande, das Sie schätzt wie Ihr Vaterland,

[1] An Mad. Denis, 13. Okt. 1750.

bei einem Freund, der ein dankbares Herz hat? Ich habe nicht die thörichte Anmaßung, mein Berlin Ihrem Paris gleichzustellen. Wenn Reichthum, Größe und Pracht eine Stadt liebenswerth machen, so treten wir gegen Paris zurück. Wenn der gute Geschmack an einem Orte der Welt seinen Sitz hat, so gestehe ich, es ist in Paris. Aber bringen Sie denn diesen Geschmack nicht überallhin, wo Sie sind? Wir haben Hände genug, Ihnen Beifall zu klatschen, und an Gefühl stehen wir Niemanden in der Welt nach. Ich habe die Freundschaft geachtet (?), die Sie mit Mad. du Chatelet verband; aber nach ihr bin ich einer Ihrer ältesten Freunde. Wie? weil Sie in mein Haus kommen, soll dieses Haus für Sie ein Gefängniß werden? Wie? weil ich Ihr Freund bin, soll ich Ihr Tyrann sein? Ich gestehe, diese Logik ist mir fremd; ich bin überzeugt, Sie werden hier glücklich sein, so lange ich lebe; Sie werden als der Vater der Wissenschaft und des Geschmackes gelten, und in mir alle Tröstungen finden, die ein Mann von Ihrem Verdienst von demjenigen erwarten kann, der ihn zu schätzen weiß." [1]

Das war ein „Werbebrief" in aller Form Rechtens, ein königlicher Freundschaftscontract, und um das von Voltaire gebrauchte Gleichniß weiterzuführen, fehlten auch die Treupfänder nicht. Sie waren dem Schreiben in Form des Kammerherrnschlüssels, des Verdienstordenskreuzes sammt einem Jahrgehalt von 20,000 Livres nebst freier Wohnung, Tafel und Equipage beigelegt. „Urtheilt selbst, ob ich entschuldbar bin, wenn ich mein endgiltiges ‚Ja' sagte. Leset den Brief, den der König mir schrieb . . . ja, Friedrich der Große ist größer als Ludwig XIV.!" [2] Und so kam es, daß Voltaire „Friedrichs Hand küßte und sich zu seinem Sklaven machte" [3].

„Man muß zugeben," behauptet der Philosoph, „daß Nichts angenehmer und für die Philosophie und Literatur Nichts ehrenvoller war, als dieses (jetzt beginnende) Leben." [4] Es ist daher nöthig, uns die neuen Personen und Verhältnisse näher anzusehen.

Die meiste Zeit des Jahres brachte Friedrich in Potsdam zu, dieser von Friedrich Wilhelm erbauten Kasernenstadt, über deren sittlichen Zustand und gefängnißähnlichen Charakter zeitgenössische Schriftsteller uns gar traurige Bilder entworfen haben. Selbst ein Bewunderer Friedrichs nennt Potsdam „einen Aufenthalt der Langweile und der Qual für all' die Unglücklichen, die dazu verurtheilt waren, ihn zu bewohnen, Friedrich

---

[1] Vergl. Commentaire historique.
[2] An d'Argental 28. Aug.; an Richelieu Aug. 1750.
[3] Memoiren Voltaire's. [4] Comm. histor.

ausgenommen, denn er gefiel sich ausnehmend hier und zog den Pavillon von Sans-Souci dem Palast von Berlin vor" [1].

Hier lebte nun Friedrich als Herrscher inmitten seiner Soldaten und Philosophen, die er sich, wie einst sein Vater die großen Rekruten, aus allen Ländern der Welt verschrieben hatte. Wir haben es an dieser Stelle nicht mit einer ausführlichen Biographie jener Philosophen und Günstlinge zu thun, allein eine kurze Umschau in der königlichen Tafelrunde ist doch nöthig, um verstehen zu können, in welche Mitte hier Voltaire gefallen war. Den Kern dieses Cönaculums der Gottlosigkeit bildeten Franzosen, die wegen irgend einer Ursache ihr Land verlassen mußten und sich unter Friedrichs Banner schaarten, um mehr Freiheit und mehr Gold zu erwerben.

Der Ansehnlichste und auch von Friedrich einzig Hochgeschätzte unter ihnen war Maupertuis, der sich durch eine wissenschaftliche Reise nach Lappland berühmt gemacht, dann aber in Frankreich Frau und Kinder im Stich gelassen hatte, um Präsident der Berliner Akademie zu werden, und sich hier auf Friedrichs Wunsch mit einer Protestantin verheirathete. Seine Erlebnisse mit Voltaire werden uns später beschäftigen. Schlimmer als Maupertuis, ja in gewissem Sinne Friedrichs böser Dämon war der Marquis d'Argens, Sohn eines Procurators aus Aix, der alle Lebensstadien eines verlorenen Sohnes durchmachte und schließlich soweit kam, daß er seine Feder der meistbietenden Leidenschaft verkaufte und von dem Sündengeld seiner schmutzigen Schriften ein verachtetes Dasein fristete. Friedrich liebte das Feuer und den Witz des Provençalen, berief ihn nach Berlin und bediente sich sehr häufig seiner Feder für antireligiöse Flugschriften. Lamettrie nannte sich Arzt und hieß mit Recht überall der Lebemann, der Priesterfeind, der Cyniker und Atheist. Sein Tod hat ihn für alle Zeiten berüchtigt gemacht. „Unser Narr von Arzt, der schon lange aus Sehnsucht, Berlin zu verlassen, weinte, hat sich endlich entschlossen, zu sterben. Er ist in der Blüthe seiner Jahre geplatzt, weil er bei Lord Tyrconel nach einem starken Diner noch eine ganze Trüffelpastete verschlang." [2] Außer den italienischen Abbés Algarotti und Bastiani entweihte ein französischer Priester, de Prades, seinen Charakter und seine Würde durch den Aufenthalt in Potsdam. Sobald er wegen seiner ketzerischen Sentenzen von der Sorbonne censurirt worden, erging die Einladung Friedrichs an ihn, und als „anathematisirter Haere-

[1] Vgl. D. Thiébaut: Séjour à Berlin. [2] Memoiren Voltaire's.

siarch" wurde er „in der Kneipe der Excommunicirten von Potsdam" mit Jubel begrüßt. Darget war ein weiterer Gast, seiner Sitten und religiösen Verkommenheit wegen werth, „in die Kneipe" aufgenommen zu werden. Außerdem waren noch da die Gebrüder Keith, schottische Jakobiten und herumwandernde Condottieri, die seit ihrer Erhebung zu Gunsten der Stuarts England verlassen mußten und nun als Philosophen den Continent durchzogen, um die Freimaurerei hier einzuführen. Lord Tyrconel war ursprünglich Irländer, wanderte als Jakobite aus und brachte es zum Vertreter Frankreichs am preußischen Hofe. Er war nach Lamettrie der erste Feinschmecker und Vielfraß der Tafelrunde. Der einzige Deutsche, außer Friedrich, war der durch seinen drei- oder viermaligen Religionswechsel genugsam charakterisirte Baron von Pollnitz, der aber eben deßhalb würdig befunden ward, zur Intimität des Monarchen und den Gesprächen der Philosophen zugelassen zu werden.

Das also waren die Sterne am Himmel von Potsdam, das die Günstlinge Friedrichs, mit denen er alle jene Zeit zubrachte, die er den öffentlichen Staatsangelegenheiten nicht widmete.

„Friedrich stand im Winter um sechs, im Sommer um fünf Uhr auf ... Ein Lakai besorgte das Feuer, kleidete den König an und rasirte ihn, falls dieser es nicht selbst that. Einmal angekleidet und gestiefelt, widmete seine stoische Majestät einige Zeit der Sekte des Epikur .....[1] Nach diesen Spielen begannen die Staatsgeschäfte. Der erste Minister kam mit einer ungeheuren Papiermasse unter dem Arm auf einer geheimen Treppe zum König. Dieser erste Minister war ein Beamter, der im Federsdorff'schen Hause den zweiten Stock bewohnte; ihm schickten alle Staatssecretaire ihre Depeschen, damit er sie im Auszug dem König unterbreitete. In einem oder zwei Worten ließ Friedrich den Entscheid am Rande kurz vermerken, so daß in einer Stunde die Geschäfte des Königreiches abgemacht waren. Nur höchst selten sprachen die Staatssecretaire oder Minister den König selbst, mit einigen hat er nie ein Wort gewechselt. Sein Vater hatte die Finanzen so wohl geordnet, Alles geschah so militärisch, der Gehorsam war so blind, daß 400 Meilen Landes wie eine Abtei regiert wurden.

„Gegen elf Uhr hielt der König in Stiefel und Sporen die Parade seines Garderegimentes ab, und zur selben Stunde thaten dieß alle Offiziere in den übrigen Provinzen. Zwischen der Parade und dem Diner aßen die Prinzen, seine Brüder, die Generäle und ein oder zwei Kammerherren an seiner Tafel, die so gut war, als sie es nur sein konnte in einem Lande, das weder Wild, noch erträgliches Schlachtfleisch, noch Geflügel hat, und wo man den Weizen von Hamburg kommen lassen muß.

---

[1] Die nun folgende Beschreibung spottet jeder Sitte und Zucht.

„Nach der Mahlzeit zog sich Friedrich allein in sein Cabinet zurück und machte Verse bis 5 oder 6 Uhr; dann kam ein junger Mann, d'Arget, der ihm vorlas. Um 7 Uhr Concert, bei welchem der König trotz des besten Künstlers die Flöte blies. Auch wurden häufig seine eigenen Compositionen aufgeführt. Man aß zu Abend in einem kleinen Saal, dessen außerordentlichste Zierde in einem Gemälde bestand, wozu Friedrich selbst den Plan gegeben hatte . . . .[1]

„Die Gespräche während des Mahles waren oft nicht weniger philosophisch, [als das schmutzige Bild]. Ein Fremder, der uns gehört und das Gemälde gesehen hätte, würde geglaubt haben, die sieben Weisen Griechenlands in einem Bordell zu vernehmen. Niemals und an keinem Orte der Welt sprach man mit mehr Freiheit über allen menschlichen Aberglauben; niemals auch wurde derselbe mit mehr Witz und Verachtung behandelt. Gott wurde respektirt (!), aber Alle, die in seinem Namen die Menschen betrogen hatten, fanden keine Gnade."[2]

Wie sollte sich Voltaire in einer solchen Mitte nicht wohl befunden haben, ja nicht ordentlich aufgelebt sein von dem Zwang und den Verfolgungen des Klerus und der Regierung in Frankreich? Sein Wohlbehagen kennt denn auch anfangs wenigstens keine Grenzen. In Berlin schlief er im Bett des großen Kurfürsten, in Potsdam bezog er die Gemächer des Marschalls von Sachsen; das Mittagessen ließ er sich in der Regel auf seinem Zimmer serviren. „Endlich bin ich an diesem ehemals wilden Ort, der jetzt ebenso sehr durch die Künste verschönert wie durch Ruhm geadelt ist. 150,000 siegreiche Soldaten, keine Procuratoren, Oper und Schauspiel, Philosophie und Poesie, ein Held, der zugleich Philosoph und Dichter ist, Größe und Anmuth, Grenadiere und Musen, Kriegstrompeten und Geigen, platonische Gastmahle, Gesellschaft und Freiheit. Wer sollte es glauben? Und doch ist Alles ganz wahr!"[3] Sein Amt und „Geschäft war, nichts zu thun". „Ich genieße meiner Muße. Eine Stunde des Tages widme ich dem König, um seine Werke in Prosa und Versen ein wenig abzurunden[4]; ich bin sein Grammatiker, nicht sein Kammerherr. Den Rest des Tages habe ich für mich und der Abend schließt mit einem angenehmen Souper."[5]

Eben weil Voltaire so oft und nachdrücklich auf die „angenehmen",

---

[1] Und das sich jeder anständigen Beschreibung entzieht.

[2] Memoiren, vergl. auch Comment. hist.

[3] An d'Argental, Juli 1750.

[4] Das nannte er in seiner edlen Sprache auch wohl „des Königs schmutzige Wäsche besorgen".

[5] An Mad. Denis, Okt. 1750.

„philosophischen“, „platonischen“ Nachtmahle in Potsdam und Berlin zurückkommt, deren „Freiheit“ und „Philosophie“ so unermüdlich preisend, werden wir nicht irre gehen, wenn wir gerade in diesen Conviti der Excommunicirten eine Hauptquelle des späteren Gotteshasses und irreligiösen Cynismus Voltaire's suchen. Bisher hatte der Philosoph nur furchtsam gegen die Religion angekämpft; nur insofern sie ihm und seinen ehrgeizigen und genußsüchtigen Plänen hindernd in den Weg getreten war, hatte er eine Abwehr oder besser noch eine Ausflucht gesucht. Freilich hatte er in Cirey schon manchen Ärger gegen die kirchliche und staatliche Auctorität im Stillen verwinden müssen, und es mag sein, daß gerade dieser verhaltene Ärger um so wilder als Haß und Zerstörungswuth aufloderte, sobald ihm in Berlin ein Ausgang geboten wurde. Trotz alledem aber hätte die Welt nie einen Voltaire wie jetzt besessen, wenn der französische Poet und Ungläubige nicht in das Cönaculum von Berlin und in persönliche Berührung mit Friedrich II. gekommen wäre. Es fehlt nicht an Stimmen, welche dem Preußenkönig die ganze Geistesrichtung Voltaire's zur Last legen [1]. Ohne gerade soweit gehen zu wollen, müssen auch wir zugeben, daß Friedrich II. es meisterhaft verstand und bei keiner Gelegenheit unterließ, bereits seit der ersten Bekanntschaft die gottlosen, religionsfeindlichen Instinkte in Voltaire's Herzen zu entwickeln und fleißig Öl in das immer wachsende Feuer zu gießen.

Hier nur einige Belege aus der Correspondenz vor 1750: „Um Ihnen mit gewohnter Offenheit zu sprechen, erkläre ich Ihnen natürlich, daß Alles, was den Gott-Menschen angeht, mir im Munde eines Philosophen durchaus nicht gefällt. Ein solcher sollte über den Irrthümern des Pöbels stehen. Überlassen wir dem ‚großen Corneille‘, dem alten, kindisch gewordenen Schwätzer, die läppische Arbeit, die Nachfolge Christi in Reime zu bringen. Sie sollen einzig aus Ihrem Herzen schöpfen, was Sie uns zu sagen haben. Man kann von Fabeln reden, aber auch nur wie von wirklichen Fabeln, und ich glaube daß man trotzdem besser thut, über die christlichen Fabeln . . . tiefes Schweigen zu beobachten. Bloß auf dem Theater würde ich noch einige Bruchstücke von der Geschichte dieses vorgeblichen Erlösers dulden, aber in Ihrer fünften Epistel [2] hat Sie eine zu große Nachgiebigkeit für die Jesuiten und die Pfaffensippe verleitet, den eines Philosophen unwürdigen Ton anzuschlagen!“ [3]

Hierüber glaubte sich der „Bruder in Beelzebub“ entschuldigen und auf das Beispiel Sokrates' hinweisen zu sollen, der ja auch bisweilen mit den

[1] Vergl. das neueste Werk Bénards: Frédéric II. et Voltaire. Paris 1878.
[2] Episteln über das Glück. [3] An Voltaire, Mai 1738.

Griechen geopfert habe. Dann schickt er als Buße eine neue „Epistel über den Menschen", die, wie er hofft, den unangenehmen Eindruck der frühern „über die Tugend" verwischen wird, bei der „das Eselein gezwungen war, auf beiden Seiten einen Korb zu tragen". Zudem spricht das „Eselein", das ja „kein Löwe war", die Zuversicht aus, bald befreit zu werden von den Jesuiten und Pfaffen, indem Friedrich die Champagne und das Schloß Cirey im Namen Deutschlands durch preußische Waffen von dem bigotten Frankreich abtrenne [1].

Friedrich erkannte denn auch wirklich in dem neuen Gedicht die Familienähnlichkeit mit den „Söhnen des Lichttempels", denen er kurze Zeit vorher in Holland oder Hamburg als Ritter Kadosch beigetreten war. „Sie sind wirklich niemals größer und erhabener, als wenn Sie bleiben was Sie sind. Gestehen Sie es nur ein, lieber Freund, Sie haben soviel Gründe, mit Ihrer Denkweise zufrieden zu sein, daß Sie sich niemals erniedrigen sollten, diejenige eines Anderen anzunehmen. Mögen Mönche, die unbekannt in Klöstern hocken, sich in die schmutzige Gemeinheit ihrer erbärmlichen Theologie vergraben; unsere Nachkommen sollten auf immer die kindische Narrheit des Glaubens, des Cultus und der Ceremonien der Pfaffen und Mönche vergessen. Die glänzenden Blumen der Poesie sind prostituirt, sobald man sie zur Zierde und zum Schmuck des Irrthums (d. h. der Religion) verwendet, und der Pinsel, welcher hier [2] die Menschen so trefflich gemalt, muß nothwendig die „Loyolade" verwischen." [3]

Aus diesen Herzensergüssen, die sich im Verlauf der Correspondenz zwischen Friedrich und Voltaire bis zum Überdruß wiederholen, kann leicht abgenommen werden, daß in den königlichen Soupers auch der „vorgebliche Erlöser" unter Jenen mit einbegriffen war, welche vor den Spöttereien und den schmutzigen Beschimpfungen der Tafelrunde „keine Gnade fanden, weil sie im Namen Gottes die Menschen betrogen". Und so entwickelte sich bei Voltaire der unersättliche Haß gegen den Gottmenschen; hier, im Anblick des unfläthigen Bildes, unter den „Kneipscherzen" des „philosophischen Bordells", lernte der Dichter der Pucelle jene unselig traurige Gemeinheit des Scherzes, wenn es sich darum handelte, das Heiligste im Himmel und auf Erden, Christus Jesus und seine Geheimnisse, mit Spott zu übergießen. Wenn jedoch der Haß Friedrichs und seiner Genossen sich an erster Stelle an der Person des Gottmenschen vergriff, so ließ er es dabei nicht im mindesten bewenden; im Gegentheil, das Werk Christi auf Erden, die Kirche, war es, auf die man es aus politischen Gründen absah. Warum Friedrich für seine Person Alles that und so viele fremde Kräfte als möglich in Dienst

[1] Juni 1738. [2] In Voltaire's Gedicht. [3] An Voltaire, 6. August 1738.

nahm, um den Katholicismus in allen Ländern zu schwächen, das erzählt die politische Geschichte des nach Vergrößerung seiner Macht und besonders nach dem Besitz der geistlichen Fürstenthümer lüsternen Königs. So ist es denn auch nicht befremdend, daß wir das Losungswort der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, den furchtbaren Kriegsruf der Gottlosigkeit gegen die Kirche: „Ecrasez l'infâme!“ zuerst unter Friedrichs Feder angedeutet finden [1].

Der Einfluß der königlichen Soupers ist übrigens auch leicht in den Schriften Voltaire's seit jener Zeit zu verfolgen; der Ton ist freier, der Ausdruck cynischer und der ehemalige Ingrimm geht zusehends in tyrannische Zerstörungswuth über. Eines der Hauptwerke des Philosophen und seiner ganzen Zeit verdankt gerade den Potsdamer Tischgesprächen sein Entstehen. Es war im September 1752, als mehrere Glieder der Tafelrunde auf den Gedanken kamen, das, was bis jetzt von Einzelnen in Flugschriften, Gedichten und Abhandlungen gegen den Fanatismus geschrieben worden, in einem einzigen, populär gehaltenen Buche zu vereinigen, das eine Art Handbuch der Aufklärung werden, und in alphabetischer Ordnung gleichsam wie ein Arsenal die Waffen bieten sollte, den christlichen „Aberglauben“ lächerlich und unmöglich zu machen. Die Meisten hatten freilich am Morgen schon wieder den Plan vom vorigen Abend vergessen, Voltaire aber hielt daran fest, warf sich mit der ganzen Energie seines Hasses auf einen so glücklichen Gedanken und konnte zwölf Jahre später die Welt mit dem Dictionnaire philosophique beschenken.

So war Voltaire glücklich in Berlin. Von allen Seiten sah er sich von Bewunderern umgeben. Der König lauschte begierig wie ein Schüler seinen kritischen Bemerkungen und fügte mit Stolz seinen übrigen Titeln auch den bei: „Besitzer Voltaire's“. Die Prinzen spielten des Dichters Stücke, die Prinzessinnen erbauten ihm in ihren Vorzimmern Liebhaberbühnen, nahmen Liebesgedichte von ihm entgegen, luden ihn oft zu Tisch und „waren sogar schon zufrieden, wenn er ihnen nur selten diese Ehre erwies“. Auch das Volk huldigte demjenigen, den es vom Könige so geehrt sah. Als bald nach Voltaire's Eintreffen in Berlin Friedrich zu Ehren der Schwester und des Schwagers von Baireuth allerlei Festlichkeiten veranstaltete, war der französische Philosoph mehr als die allerhöchsten Herrschaften der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Kein

---

[1] An Voltaire, 2. Juli 1759.

Wunder also, wenn Voltaire im Vollgefühl seines Glückes Berlin über Paris, Friedrich über Ludwig XIV., ja über alle Monarchen stellte und als Sklave sein Leben zu Füßen des preußischen Thrones beschließen wollte.

Aber „wird die Ehe glücklich sein?" — Diese Frage blieb immer wie ein Stachel in seiner Seele zurück. Während er in den Briefen an die Freunde des Lobes über Friedrich und Potsdam, über seine Stellung und sein Glück kein Ende findet, klingt es schon in den Schreiben an die Nichte wie böse Ahnung. Anfangs hatte er gehofft und gedrängt, Mad. Denis möge zu ihm nach Berlin ziehen; ja Friedrich hatte sich sogar bewegen lassen, für diesen Fall der Nichte eine jährliche Pension von 4000 Livres zu gewähren; allein bald stand Voltaire zuerst von seinen Bitten ab, er sprach von Krankheit, wahrscheinlicher Rückkehr nach Paris u. s. w.

„Man weiß also," schrieb er im Nov. 1750, „daß wir in Potsdam den Tod Cäsars gespielt haben, daß Prinz Heinrich ein guter Acteur und sehr liebenswürdig ist, daß es hier viel Vergnügen gibt? All das ist wahr; aber —. Die Soupers des Königs sind köstlich, Vernunft, Geist, Freiheit herrschen dabei; aber, aber — —. Mein Leben ist frei und beschäftigt, Oper und Schauspiel, Studien und Vorlesen; aber, aber — —. Berlin ist groß und besser angelegt als Paris, Paläste und Theater, freundliche Königinnen, liebenswürdige Prinzessinnen, reizende Hoffräulein; aber, aber — —. Mein liebes Kind, das Wetter macht sich nachgerade etwas kalt!"[1]

Das war für die Nichte ein geheimnißvoller Brief. Was bedeuteten die „Aber"? Niemand weiß es; so viel jedoch ist ausgemacht, Mad. Denis wird nicht nach Berlin kommen, „das ist durchaus kein Ort für sie, selbst Voltaire kümmert sich nicht um das, was im Geheimen vorgeht", ebenso wenig als ob „er im Palast Pasiphae's gewesen wäre". Darauf also konnten sich, wie die Nichte anfangs gefürchtet, jene „ewigen Aber" nicht beziehen. Da kommt etwas mehr Licht in dem folgenden Schreiben:

„Ich habe Furcht, dem König von Preußen zu sagen: ‚Herr, Sie haben sich nicht allzusehr gebessert'. Ich hatte nämlich jüngst einen rührenden, pathetischen und sogar sehr christlichen Brief gelesen, den Friedrich seinem Vorleser über den Tod seiner Frau geschrieben hatte, andererseits aber erfuhr ich, daß der König sich am nämlichen Tage ein Epigramm gegen die Verstorbene erlaubte — und das muß mich sehr hinterdenklich machen. Wir sind

[1] An Mad. Denis, 6. Nov. 1750.

hier drei oder vier Fremde gleich Mönchen in einer Abtei; gebe Gott, der Pater Abt möge sich begnügen, uns zum Besten zu halten! Leider gibt es hier eine ziemlich respektable Dosis di questa rabbia detta gelosia! Wo nistet der Neid sich nicht ein, da er sogar hier wohnt! Und doch — warum sollte man hier Jemanden beneiden?! Man möchte wohl ruhig leben; aber die Könige sind wie die coquetten Frauenzimmer, ihre Blicke erregen Eifersucht; und Friedrich ist eine sehr ausgesprochen starke Coquette! .... Alles in Allem wohl überlegt, erwarte mich in Paris, dann wollen wir darüber reden und raisonniren."[1]

Das klang wahrhaftig schon wie eine Scheidungsklage. Die Furcht nahm zu, als noch im selben Monat der Günstling d'Arnaud[2], „jene aufgehende Sonne, in Ungnade bei seinem Herrn fiel" und Befehl erhielt, in 24 Stunden die Stadt zu verlassen. Das war nun ein Triumph für die „Abendsonne" (Voltaire), aber „ein trauriger Triumph, der ihn in tiefe Grübeleien über die Gefahr der Größe versenkte". Die Nähe des Königs, „der eine seiner Sonnen so behandelte", wurde ihm unheimlich; „in dem kätzchenartigen Witzspiel der königlichen Gesellschaftsabende schreckte ihn doch immer die Löwentatze. Von dieser einen Schlag zu bekommen, war nicht wünschenswerth, und doch, wer könnte sich genug vorsehen bei einem Manne, der mit der einen Hand zerriß, während er mit der anderen streichelte?" „Man macht mir augenblicklich mehr Sammetpfötchen, als je bevor, aber — Lebewohl, Lebewohl."[3]

Zu einer wahren, bei Voltaire durchaus überraschenden Melancholie ist die düstere Stimmung des Dichters im folgenden Briefe gestiegen.

„Ich schreibe Ihnen diese Zeilen neben dem Ofen. Mein Kopf ist schwer und mein Herz ist traurig, wenn ich mein Auge auf die Wellen der Spree unter meinem Fenster gleiten lasse, denn die Spree fließt in die Elbe, die Elbe in's Meer, und das Meer empfängt die Seine, und an der Seine in Paris steht unser Haus; dann sage ich zu mir, mein liebes Kind, warum bin ich in diesem Palast, in diesem Zimmer, das nach der Spree ausschaut ... Welche Gewissensbisse foltern mich, mein Kind! Wie vergiftet ist mein Glück! Wie kurz ist das Leben, und wie traurig, sein Glück so weit, weit ab zu suchen, und wie schmerzlich es zu finden!"[4]

„Aber," so mußte sich bei diesen düsteren Briefen die Nichte fragen, „was ist denn nur geschehen?" Sollte es einfach die Furcht vor einer möglichen und bei Friedrichs Charakter höchst wahrscheinlichen Sinnes-

---

[1] Potsd. 17. Nov.

[2] Voltaire hatte dem König keine Ruhe gelassen, bis dieser unschuldige Rivale verschwand. [3] 24. Nov. 1750. [4] 26. Dec. 1750.

änderung sein, die wie ein Damoklesschwert über dem Haupt des Günstlings schwebte, oder war der Faden jenes Schwertes schon zerrissen? Das Letztere war der Fall. Kaum einige Monate nach dem großartigen Empfang war Voltaire wirklich schon ein erstes Mal ernstlich in Ungnade gefallen. Jener Palast an der Spree, aus dem er den melancholischen Brief an die Nichte schrieb, war nichts Anderes als ein glänzendes Gefängniß, ein Verbannungsort, den er auf Befehl Friedrichs bezogen, und den er weder mit Potsdam noch mit Paris vertauschen durfte, bis jene Angelegenheit bereinigt war, um derentwillen ihn der Zorn des Königs getroffen hatte. Die Sache kam so.

Voltaire hatte bei seinen Geschichtsforschungen einen seltsamen Artikel des Dresdener Friedens (1745) entdeckt, demzufolge den preußischen Unterthanen, welche sächsische Steuerscheine besaßen, der Nominalwerth derselben voll ausbezahlt werden sollte, während die sächsischen Bürger einen starken Procentsatz Verlust hatten. Dieser Artikel mußte natürlich die Speculanten der Zeit reizen; was war leichter, als von den armen Sachsen zu niederem Preise Steuerscheine zu erstehen und sich vollwerthig an der Kasse bezahlen zu lassen! Allein Friedrich verbot diesen Handel allen seinen Unterthanen, denn, meinte er, „wenn sein Vetter August einen Fehler gemacht habe, dürfe er (Friedrich) denselben nicht ausbeuten". Voltaire war anderer Meinung; das Verbot ließ sich umgehen, man würde mit Pelzen und Juwelen handeln, wenigstens Pelze und Juwelen in den Verträgen nennen, in Wirklichkeit aber sächsische Steuerscheine meinen. Ein Berliner Jude, Abraham Hirschel, gab sich zum Geschäfte her und reiste mit einem Wechsel von 40,000 Livres nach Dresden. Bald fand sich jedoch ein anderer Jude, Ephraim, bei Voltaire ein, und erbot sich, die Steuerscheine billiger zu kaufen, als Hirschel. Letzterer erhält in Folge dessen den Auftrag, entweder eben so billig zu kaufen oder zurückzukehren. Voltaire ließ sogar den Wechsel protestiren und der arme Makler kehrte zornig nach Berlin zurück, forderte Schadenersatz und drohte mit Klage. Um ein gefährliches Aufsehen zu vermeiden, ließ Voltaire sich herbei, nach vorläufiger Privatabschätzung, dem Juden einen Brillantschmuck abzukaufen, wodurch Hirschel sich für entschädigt erklärte. Nach wenigen Tagen aber reute dieser Handel den Dichter, er ließ den Juden neue Brillanten bringen und wollte sie ohne Weiteres als Schadenersatz für die Übervortheilung beim ersten Kauf einstecken, andernfalls müsse der Jude auch die ersten Steine zurücknehmen und die 3000 Thaler baar ausbezahlen, die dafür angerechnet waren. Keines von Beiden wollte

Hirschel und behauptete, Niemand bürge ihm dafür, daß nicht Voltaire in der Zwischenzeit falsche Steine unterschoben habe u. s. w. Kurz, es kam zur Klage, und zwar Voltaire selbst machte die Sache anhängig. Der Proceß blieb lange in der Schwebe; einmal war das Gericht auf dem Punkte, einen Reinigungseid von Voltaire zu verlangen, stand aber davon ab, weil ein Mitglied bemerkte, der Eid würde höchst wahrscheinlich ein — Meineid sein! Endlich traf man ein Abkommen, bei dem Voltaire einen Verlust von 1000 Thalern zu haben vorgab, auf das er jedoch ziemlich demüthig einging, weil er kein gutes Gewissen hatte. Lessing sagt darüber in seinem bekannten Epigramm:

„Und kurz und gut, den Grund zu fassen,
Warum die List
Dem Juden nicht gelungen ist,
So fällt die Antwort ungefähr:
Herr V(oltaire) war ein größerer Schelm als er.“ [1]

Und was sagte Friedrich zu dem Proceß seines Freundes?

Anfangs schrieb er scherzend an seine Schwester: „Voltaire beluchst die Juden“; jedoch bald darauf nahm er die Sache weit ernster. Zwar weist er den Juden, der sich an ihn gewandt hatte, an die Gerichte zurück, unterdessen aber verbannt er auch Voltaire aus seiner Gesellschaft. Er ging sogar weiter und gab einmal in einer Anwandlung von Zorn dem Vorleser Darget den Auftrag: „Schreiben Sie an Voltaire, es sei mein Wille, daß er binnen 24 Stunden mein Land verlasse.“ Darget zögerte und wagte zu bemerken: „Bedenken Sie, Majestät, daß Sie ihn gerufen haben; übrigens wird das Gericht ja entscheiden; findet es ihn schuldig, so ist es immer noch Zeit genug, ihn fortzuschicken.“ Friedrich gab sich zufrieden und es blieb bei der Internirung in Berlin, während der König ganz gegen seine Gewohnheit den Carneval in Potsdam feierte. Als nun endlich die Gerichte formell wenigstens zu Voltaire's Gunsten entschieden hatten, wagte der Verbannte es mehrmals, durch Darget anzufragen, ob nun auch die Verbannung aufhöre. Friedrich ließ antworten, er habe ihn bei sich aufgenommen aus Hochachtung für seinen Geist und in der Meinung, daß er in seinem Alter, der Stürme des Literatenthums müde, sich zu ihm wie in einen Hafen geflüchtet habe.

„Aber gleich anfangs haben Sie schon an mich das befremdende Ansinnen gestellt, Fréron nicht zu meinem Correspondenten zu nehmen, und nachdem

---

[1] Vgl. P. A. Baumgartner S. J., Lessings religiöser Entwicklungsgang S. 23 ff.

ich die Schwachheit gehabt, Ihnen nicht nur hierin zu willfahren, sondern auch d'Arnaud, der Ihnen doch gewiß nichts gethan hatte, Ihretwegen zu entlassen, so ist nun wieder die garstige Geschichte mit dem Juden gekommen, die in der Stadt das größte Aufsehen erregt. Der Handel mit den Steuerscheinen ist in Sachsen allgemein bekannt und man hat sich bei mir bitter darüber beschwert. Ich will Frieden haben in meinem Hause, mit Intriguen und Cabalen kommt man bei mir an den unrechten Mann. Können Sie sich entschließen, als Philosoph zu leben, so werde ich mich freuen, Sie wieder zu sehen; überlassen Sie sich aber der Hitze Ihrer Leidenschaften und fangen mit Jedermann Händel an, so thun Sie mir keinen Gefallen, wenn Sie hierher kommen, und können ebenso gut in Berlin bleiben."

Das war deutsch gesprochen; Voltaire kroch zu Kreuz, entschuldigte sich, bat ab und versprach. Vier Tage darauf schreibt denn auch Friedrich schon etwas scherzhafter:

„Wenn Sie hierher kommen wollen, so steht das bei Ihnen. Ich will hier von keinem Proceß reden hören, selbst nicht einmal vom Ihrigen. Da Sie ihn gewonnen haben, so wünsche ich Ihnen Glück und bin froh, daß dieß elende Geschäft ein Ende hat. Ich hoffe, Sie werden keine Händel mehr haben, weder mit dem alten noch mit dem neuen Testament; dergleichen Dinge sind entehrend, und mit den Gaben des schönsten Geistes von Frankreich werden Sie die Flecken nicht verbergen, die ein solches Betragen auf die Dauer Ihrem Rufe aufprägen müßte. Ein Buchhändler, ein Operngeiger [1], ein Juwelenjude, das sind wahrhaftig Leute, deren Namen in keiner Weise an der Seite des Ihrigen stehen sollten. Ich schreibe diesen Brief mit dem groben gesunden Verstand eines Deutschen, der sagt, was er denkt, ohne zweideutige Ausdrücke und flaue Beschönigungen zu gebrauchen, welche die Wahrheit entstellen. An Ihnen ist es, Nutzen daraus zu ziehen."

Voltaire war unverschämt, aber nicht stolz, sonst würde man nicht begreifen, wie er aus den beiden königlichen Briefen eine andere Nutzanwendung gezogen, als eine unverzügliche Abreise. Doch wohin hätte er sich wenden sollen? So begnügte er sich also unter dem Vorwande einer Krankheit, seine Reise von Berlin nach Potsdam aufzuschieben, und bat unterdessen den Vorleser Friedrichs wiederholt in Prosa und Versen, den König immer milder zu stimmen. In Berlin suchte er selbst möglichst sorgfältig das gespannte Verhältniß mit Friedrich zu vertuschen und trat öffentlich als der noch immer bevorzugteste Günstling auf. Er lud den Secretär der Akademie, sowie andere einflußreiche Persönlichkeiten ein, zu ihm auf's Schloß zu kommen und den „Braten des Königs" zu kosten,

[1] Anspielung auf die früheren Processe Voltaire's mit Jore und Travenol.

ja ging sogar so weit, seine Gäste in einer Hofcarrosse abholen zu lassen.

Endlich, am 11. März 1751, war er wieder so glücklich, seine Briefe von Potsdam zu datiren, das er seit December nicht mehr gesehen hatte. Um die düsteren Gerüchte zu zerstreuen, die sich über seine Ungnade sogar bis nach Paris verirrt hatten, beeilte er sich, allen Bekannten und Freunden sein unerhörtes Glück zu melden, bei einem Monarchen zu verweilen, „der sich schlägt wie Cäsar, der denkt wie Julian, und der ihm 20,000 Livres Renten und die Ehre schenkte, an der königlichen Tafel zu speisen". Er sei frei, schreibt er, und wäre er nicht ganz frei, so würden ihm weder die enorme Pension, noch der goldene Kammerherrnschlüssel, der seine Tasche zerreiße, noch ein Halsband, das man Cordon eines Ordens nenne, noch selbst die Soupers mit einem Philosophen, der fünf Schlachten gewonnen, ein Körnlein Glückes geben! „Niemand in seinem Palast wohnt so bequem als ich; ich bin von seinen Köchen bedient; ich habe eine Königin zur Rechten, eine Königin zur Linken, und gebe mir nur selten die Mühe, sie zu besuchen . . . Sie müssen das Alles nur überall sagen, damit die Pariser gute Gesellschaft mich entschuldige, die Böswilligen aber gestraft seien." [1]

Ähnlich schrieb er an Andere, damit sie nur ja ein Glück ausposaunten, an das er selbst nicht glaubte. Denn gerade als er diese Briefe schrieb, hatte eine neue Wolke die Sonne der königlichen Gunst getrübt. Ein schmutziges Gedicht Friedrichs, eine „Schwester der Pucelle", mit Namen „Palladion", war in Paris bekannt geworden, und der König vermuthete in Voltaire den Verräther des Geheimnisses. Dieser läugnete steif und fest und zeigte Friedrich sogar sechs Briefe seiner Nichte, in denen vom Palladion keine Rede war — den siebenten aber, der das Geheimniß wirklich enthielt, den zeigte er nicht [2]. Ferner bat er den erzürnten König in einer langen Apologie, ihn doch nicht, wie das Gerücht sagte, aus dem Palast von Berlin zu verbannen. „Ich bitte Eure Majestät, mich nicht aus dem Zimmer zu jagen, das Sie mir in Berlin angewiesen, bis zu meiner Abreise nach Paris. Wenn ich es jetzt verließe, würden alle Zeitungen schreiben, Sie hätten mich fortgejagt, und ich stände schlecht mit Ihnen . . . Ich will es ja gerne verlassen, sobald

---

[1] An d'Argental, 27. April u. s. w.

[2] Vergl. den Brief an Mad. Denis, 3. Jan. 1751.

irgend ein Fürst kommt, dessen Gefolge man unterbringen muß, denn dann erhält die Sache einen ganz ehrbaren Anstrich."

Friedrich zeigte sich noch einmal versöhnlich, woraufhin Voltaire seine niedrigsten Schmeichelkünste anwendete, um den letzten Rest der Verstimmung aus des Königs Herz zu entfernen. „Sire, Sie sind anbetungswürdig." „Sie sind der größte Mann, der vielleicht je geherrscht hat." „Mein Name wird mit dem Ihrigen zur Nachwelt übergehen wie derjenige des Freigelassenen Cicero's. Ich hoffe inzwischen, daß der Cicero, Horaz und Marc-Aurel Deutschlands mich mein Leben beenden läßt, indem ich ihn bewundere und segne." Zum selben Zweck widmete er dem König einen „Dialog zwischen Marc Aurel und einem Recollecten", eine platte Posse gegen die glorreiche Umwandlung des heidnischen in das christliche Rom und gegen die Weihe, welche das Kreuzzeichen den heidnischen Monumenten aufgedrückt hat. Wir übergehen die zahlreichen Episteln und Stanzen, die alle der niedrigsten, oft geradezu geistlosen Schmeichelei voll sind, und erinnern hier nur an die Epistel über die Vorsehung, bekannt unter dem Titel: „Die beiden Fässer". Nach diesem Machwerk soll die Regierung Friedrichs noch just etwas vollkommener sein, als diejenige Gottes! Am häufigsten aber sucht er das Herz des Gönners durch die Schilderung seiner körperlichen Leiden zu rühren. Wirklich komisch hebt eine der Stanzen an Friedrich folgendermaßen an:

„Die Nachtmütz' überm Ohr, die frech sogar bedeckt
Das bischen Angesicht, vom Schicksal mir gelassen,
Liegt schlaff auf engem Bett mein mag'rer Leib gestreckt,
Den Todten beigezählt, von jeder Freud' verlassen.
„Was meinst du, daß ich thue? —
Ich ras' in aller Ruhe!"

In Abgang eines besseren Geschickes will Voltaire nach Friedrichs Rath schon lernen, zu altern, zu leiden, zu sterben, sich zu vernichten — aber Eines wird er nie lernen können — ohne Friedrich zu leben! [1]

---

[1] Freilich war viel Manie in den unaufhörlichen Klagen Voltaire's über seine beständige Krankheit, und oft, wenn er in seinen Briefen sich schon als Sterbenden darstellt, vollbringt er Arbeiten, die man kaum drei Gesunden zutrauen dürfte. Indessen ist andererseits auch wahr, daß er nie ganz gesund war, und besonders viel vom Magen zu leiden hatte, weßhalb er jeden glücklich pries, der noch verdaute. In Berlin kam dazu noch ein skorbutisches Übel, das ihm nach einander alle Zähne ausfallen machte, und so der Grund jener charakteristischen Voltaire-Physiognomie wurde, in der zwischen den zwei lockigen Lappen der Perücke fast nur Nase und Kinn und die bekannten „Carfunkelaugen" hervorschauen.

Trotz der Schmeicheleien und Klagen kehrte jedoch bei Friedrich nie mehr die alte Zutraulichkeit gegen Voltaire zurück, und das fühlte dieser recht wohl. Auch traf er im Stillen bereits seine Maßregeln, um sich einen ehrenvollen Rückzug nach Frankreich zu wahren, und schrieb in diesem Sinne an die einflußreichsten Freunde, setzte ihnen die Gründe auseinander, warum er nach Preußen gegangen und dort einige Ehren angenommen habe, ohne darum beileibe aufzuhören, Franzose, tiefster Verehrer des Königs, dankerfülltester Diener der Pompadour und gehorsamster Pensionair der Königin zu sein. Allein die Hoffnung auf eine Rückkehr nach Paris war schwach, daher wandte er sich aus Vorsorge auch an den König Stanislaus, um für den Nothfall in Lüneville eine Zuflucht zu finden. Es war übrigens Zeit, sich nach einem neuen Hause umzusehen, denn immer mehrten sich die Anzeichen, daß ihm das alte bald gekündigt werde.

Eines Tages erzählte Lamettrie, wie Friedrich in einem Gespräche über die Gunst, worin Voltaire stehe, und den Neid, den diese überall errege, die Äußerung gethan habe, er werde Voltaire höchstens noch ein Jahr gebrauchen, „man preßt die Orange aus und wirft die Schale fort". Voltaire war außer sich, als ihm dieser unzweideutige Ausspruch hinterbracht wurde. „Und das," rief er aus, „das ist das Ende einer sechzehnjährigen Güte und tausendmal wiederholter Versprechen! Welcher Widerspruch zwischen diesen verächtlichen Worten und so vielen emphatischen Lobeserhebungen! Aber was galten diese Lobeserhebungen? Was nun beginnen? Abreisen? Ich kann es nicht, ich habe zwei Ausgaben unter Händen und bin noch für zwei Monate durch den Vertrag gebunden. Das Beste wird also sein, ich ignorire die Äußerung und warte das Weitere ab." [1]

Und so geschah es. Er benutzte die Zeit, um seine zwei Millionen aus der Handelsunternehmung zu ziehen, die Friedrich in Emden als eine Art Compagnie des Indes gegründet hatte, aber nach einigen Jahren schon auflösen mußte, so daß Voltaire noch froh war, sein Kapital ohne Verlust zu retten. Diese mißlungene Speculation schmerzte ihn um so tiefer, als auch aus Paris eine schlimme Börsennachricht kam. Ein gewisser Wucherer André hatte noch gerade am Vorabend des Termins einen Wechsel auf Voltaire an den Staatsprocurator verkauft, und dieser in Erwartung der Zahlung das Pariser Haus des Dichters mit Beschlag

---

[1] An Mad. Denis, 2. Sept. 1751.

belegt. „Ich werde wohl verpflichtet sein, zu zahlen und den Menschen (André) zu entehren" (!?), klagt Voltaire, „denn mein Billet ist klar und einfach und es gibt kein Mittel, gegen ihn und einen Staatsprocurator zu klagen."[1] Einen Gläubiger bezahlen, heißt nach Voltaire ihn entehren!

Nach solchen Verlusten müssen wir schon etwas Nachsicht mit Voltaire haben, wenn wir plötzlich wieder seinen bis an Unredlichkeit streifenden Geiz erwachen sehen. Einst lieh er sich bei einem Kaufmann auf fremden Namen einen Anzug, ließ ihn, da er für seine schmächtige Gestalt zu weit war, ohne Weiteres vom Schneider enger machen und schickte ihn nach dem Gebrauch dem Eigenthümer zurück. Ein anderes Mal spielte ein Prinz Schach mit Voltaire und ließ diesen um so lieber die Pistolen des Einsatzes gewinnen, als das ein Mittel war, ihn bei Humor zu erhalten. Trotzdem aber kam es mehrere Male vor, daß das Goldstück vor Ende des Spieles verschwunden und nicht mehr zu finden war. Man behauptete, Voltaire allein habe über seinen Verbleib Aufschluß geben können. Alles, was den täglichen Bedarf des Philosophen anging, war streng geregelt; es war bestimmt, wie viel Zucker, Kaffee, Thee und Chokolade er erhalten sollte; so hatte er auch ein Recht auf zwei Kerzen per Tag. Da nun — es ist heute noch nicht ausgemacht, ob wirklich eine Schuld vorlag — Voltaire sich über Qualität und Quantität des zu Liefernden mehrmals und zwar umsonst beklagte, glaubte er sich selbst entschädigen zu dürfen und verkaufte unter der Hand die zwölf Pfund Lichte, die ihm monatlich geliefert wurden; weil er aber doch zu seiner Arbeit Kerzen brauchte, wußte er es stets so einzurichten, daß er Abends auf Besuch in ein Nachbarzimmer ging und dort unter dem Vorwande, in sein Cabinet nicht ohne Licht zurückkehren zu können, eine von den großen Kerzen nahm, die im Palast brannten. Das nannte er dann „seinen Zucker und Kaffee".

So könnten noch mehrere, durchaus nicht aus der Luft gegriffene Züge Voltaire'scher „Genauigkeit" erzählt werden; sie bildeten damals in Berlin das allgemeine Gespräch und auch Friedrich wußte darum, allein er sagte: „Man kann selbst von einem Galgenstrick noch Gutes lernen. Ich will sein Französisch wissen, was kümmert mich seine Moral! Dieser Mensch hat die Kunst, die Gegensätze zu vereinigen: man bewundert seinen Geist und verachtet seinen Charakter."[2]

[1] An d'Argental, 22. Febr. 1751. [2] An Algarotti.

Einmal jedoch wurde es Friedrich wieder zu arg. Voltaire hatte geschickt ein und dasselbe Manuscript an zwei verschiedene Buchhändler verkauft, dann den Einen beim König als literarischen Freibeuter verklagt und Überwachung der Grenzen verlangt. Ein neuer Proceß stand bevor, als Friedrich noch zur rechten Zeit hinter den Handel kam und seinem königlichen Unwillen so energischen Ausdruck gab, daß Voltaire Alles fallen ließ und in demüthigster Weise bat, man möge doch geruhen, ihm anzugeben, wodurch er das Unglück gehabt, den allerhöchsten Zorn zu erregen. Zugleich erinnerte er Friedrich zum hundertsten Mal an das Huldschreiben vom 23. August 1750, das doch der König schon hundertmal widerrufen hatte; er „bat und flehte auf den Knieen, ihn doch aus Großmuth in Preußen zu lassen, falls seine Dienste als königlicher Verscorrector in Folge der großartigen Fortschritte Sr. Majestät im poetischen wie im prosaischen Stil unnöthig geworden seien" — kurz, er bat Friedrich, doch ja die Orangenschale noch nicht fortzuwerfen.

Und Friedrich ließ sich wirklich noch einmal erweichen, bis etwas geschah, was nicht mehr zu verzeihen und zu dulden war.

---

17. Berliner Arbeiten. — Die Scheidung.

1751—1753.

Inmitten der zahlreichen Intriguen und Wechselfälle des Glückes und der Hofgunst fand Voltaire immer noch Zeit und Muße, zwei Secretäre vollauf zu beschäftigen und eine bedeutende Anzahl poetischer wie prosaischer Schriften zu Tage zu fördern. Die hauptsächlichsten darunter waren das Gedicht über „das Naturgesetz“ und die Geschichte des „Zeitalters Ludwig' XIV.“

„Das Naturgesetz“ war für Friedrich gedichtet und möglichst treu im Sinne seiner Philosophie gehalten. Nach einer ruhmredigen Einleitung für den König wird im ersten Theil des Gedichtes „bewiesen“, daß es, abgesehen von jeder Religionsform, ja von jeder besonderen Gottesidee, ein allgemeines Naturgesetz geben müsse, welches befiehlt: „Verehre einen Gott, sei gerecht und liebe das Vaterland“. Der zweite Theil „löst“ die Schwierigkeiten gegen die Principien eines solchen Naturgesetzes; da nun aber, so führt der dritte Theil aus, die Menschen durch die verschiedensten Meinungen die Principien des Naturgesetzes entstellt haben, so bleibt nichts übrig, als daß man sich gegenseitig in Ruhe lasse und um des lieben Friedens willen die religiösen Träume des Nachbarn ertrage. Allein wenn die Einzelnen diesen Frieden durch ihren Fanatismus stören wollten, wer soll ihn dann aufrecht erhalten? Das lehrt der vierte Theil, indem er darthut, daß die weltliche Regierung hierüber zu wachen und gegebenen Falles mit aller Strenge der Gewalt gegen jede religiöse Excentricität, ja gegen allen dogmatischen Disput einzuschreiten habe. Es darf im Staate keine von der Civilgewalt unabhängige Macht geben, der Priester hat dem König ebenso zu gehorchen, wie jeder Soldat und Kaufmann. Friedrich hat das Geheimniß gefunden; er hat es fertig gebracht, daß ihn „die Söhne Calvins und Luthers, der Grieche und Römer, der langsame Quietist, der breiträndrige Quäker und der einfältige Wiedertäufer, die sich sonst nie vereinigen konnten, ohne allen Disput loben und segnen“. Und der Grund? „Friedrich war weise und er war — Meister!“ Denn „wer Soldaten anführt, der kann auch Priester regieren“. Also brutale Gewalt gegen alle positive Religion ohne Ausnahme im Namen des Naturgesetzes, wie es in Potsdam galt, wo „man gegen die Natur lebte“, das ist der langen Rede kurzer Sinn, denn:

„Der Friede, ach der Friede,
Den stets man liebt und stört,
Wär' nicht dieß edle Kleinod
Den Preis der Wahrheit werth?“ [1]

Nach einer solchen Schlußfolgerung konnte nichts Absurderes und Heuchlischeres mehr ersonnen werden, als das obligate „Gebet“ am Schluß:

„O Gott, den man nicht kennt — o Gott, den Alles predigt!
Vernimm das letzte Wort aus deines Sängers Mund:
Hab' ich geirrt — so war's, weil dein Gesetz ich suchte.
Mein Herz kann irren, ja — doch ist es voll von dir.
Ich sehe sonder Angst die Ewigkeit sich nahen,
Denn denken kann ich nicht, daß Gott, der mich ließ werden,
Der so viel Gnaden stets goß über meine Tage —
Einst, wenn die Tage um — mich ewig quälen wolle!“

Voll philosophischer Widersprüche, gespickt mit historischen Lügen über die Inquisition, den Königsmord, die Verdorbenheit des Papstthums u. s. w., poetisch absolut unter der Mittelmäßigkeit, gefiel dieß Gedicht über das Naturgesetz wegen seiner zu großen Schüchternheit nicht einmal dem König, für den es geschrieben war, denn er fand, daß Voltaire viel zu viel Gewicht auf die Beweiskraft der Gewissensbisse gelegt und bei weitem nicht radical genug gegen alle Religion, ob geoffenbart, ob natürlich, protestirt habe. Voltaire entschuldigte sich denn auch, „den Stachel nur mit Vorsicht in's Fleisch gestoßen“, glaubte aber sonst „die menschlichen Dummheiten trotzdem nach Gebühr behandelt zu haben“. Er fügt hinzu: „Der wahre Zweck dieses Werkes ist die Toleranz nach Ihrer Majestät Beispiel, die natürliche Religion war nur der Vorwand“; doch wollte er noch einmal versuchen, das Ganze den Ansichten Friedrichs entsprechend umzuarbeiten. [2]

Aus einer Berliner Presse ging nach zwanzigjähriger Arbeit auch endlich 1752 das nationalste Werk Voltaire's, die Geschichte „des Jahrhunderts Ludwig' XIV.“ hervor, und wird mit Recht als die beste aller Prosaschriften des Verfassers, als sein wahrster und vielleicht einzig dauerhafter Titel auf den Namen eines französischen Classikers betrachtet. „Le siècle de Louis XIV.“ ist in der That nicht bloß eine gründlich studirte, relativ unparteilich gehaltene, durchgehends sehr schön geschriebene Geschichte der Regierungszeit eines für Frankreich und Europa überhaupt höchst verhängnißvoll gewordenen Monarchen; sondern begründet gerade

[1] Oeuvres, Poëme sur la loi naturelle.
[2] An Friedrich, 5. Sept. 1752.

in der Art der Auffassung und Darstellung des Hauptgegenstandes eine durchaus neue, wirklich bahnbrechende Methode für ähnliche historischen Studien. Ludwig XIV. ist und bleibt freilich der Held und Mittelpunkt der Erzählung, gleichsam die Sonne jenes eigenthümlich glanzvollen Jahrhunderts, aber gerade das Licht dieser Sonne dient dazu, ein möglichst vollständiges Bild des gesammten damaligen Lebens zunächst in Frankreich, dann auch im übrigen Europa zu beleuchten. Politik, Krieg, Cultur, Religion, Kunst, Wissenschaft, Nationalökonomie, kurz das innere und äußere Leben Frankreichs in jener Zeit, Alles kommt zum harmonischen Ausdruck in diesem Werke, das dadurch wirklich zu einem Muster der Art in gewissem Grade geworden ist. Voltaire nennt es einmal „eine Art philosophischer Geschichte des Zeitalters; Alles, was für die Nachwelt wichtig ist, soll sich darin finden, was nur vorübergehend von Bedeutung war, ist übergangen. Die Fortschritte der Künste und des menschlichen Geistes stehen an erster Stelle; was auf die Religion Bezug hat, wird ohne Controverse erzählt, und das Interessanteste aus dem öffentlichen Recht ist keineswegs übersehen. Ein nützliches Gesetz wird einer eroberten oder verlorenen Stadt, einer nichts entscheidenden Schlacht vorgezogen. Man wird aus dem ganzen Werke den Charakter eines Mannes erkennen, der einen Minister, welcher dort, wo die Erde früher nur eine Aehre trug, zwei hat sprießen machen, einem Könige vorzieht, welcher eine Provinz kauft oder verwüstet.“ [1]

Gegen diese Anschauungsweise läßt sich nicht das Mindeste einwenden, und im Ganzen muß man zugeben, daß Voltaire seinem Vorsatze nach Kräften treu geblieben ist. Freilich ganz verläugnen läßt sich die ganze „philosophische“ Lebenstendenz des Verfassers niemals, und an hundert Stellen des Werkes spielen seine Ideen über Toleranz, Freiheit, Sittlichkeit u. s. w. dem anscheinend so objectiven Erzähler die ärgsten Streiche. Wenn auch die Religion ohne Controverse behandelt wird, so will dieß nicht sagen, daß sie auch ohne Vorurtheil und bisweilen sogar ohne Haß beurtheilt werde. Dasselbe gilt auch von der durchgängigen Wahrheit der historischen Daten. Sich einfach auf Voltaire als Quelle berufen wollen, hieße sich nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft eine arge Blöße geben, immerhin aber mag dem Forscher die Arbeit Voltaire's für gewisse Punkte auch heute noch von Nutzen sein. Damit stimmt auch Schlossers Urtheil überein, der sagt: „Das Siècle de

[1] An Levesque de Burigny, 29. Oct. 1739.

Louis XIV. ist die einzige unter Voltaire's historischen Arbeiten, aus der man mit gehöriger Vorsicht Thatsachen und eigentlich historische Bemerkungen entlehnen darf."

Weit entfernt also, diese Geschichte Ludwig' XIV. und seiner Zeit als absolut geschichtlich, unparteiisch, religionsfreundlich oder sittlich zu loben, wollen wir durch das Gesagte nur behaupten, daß sie die gründlichste, ruhigste und sittlichste Geschichte sei, die Voltaire geschrieben — freilich ein kleines und gerade nicht uneingeschränktes Lob!

Um nicht zu oft den biographischen Faden abbrechen zu müssen, wollen wir hier gleich mit Voltaire, dem Geschichtsschreiber, abschließen. Es sind besonders die Engländer Robertson und Blair, welche dem Franzosen die Vaterschaft der neueren philosophischen Geschichtsschreibung zuerkannt haben, und Robertson, der gleich Hume und Gibbon es sich zur Ehre anrechnet, Voltaire's Schüler zu sein, nennt ihn geradezu nicht bloß einen angenehmen und interessanten, sondern auch einen gelehrten und tiefen Historiker. So leicht man auch das „Angenehme und Interessante" zugeben kann, so energisch muß das „gelehrt und tief" geläugnet werden. Voltaire's Leben war zu unruhig, zu zerfasert, flatterhaft und leidenschaftlich, als daß er es je zu einer Vertiefung in irgend einem Fache gebracht hätte. „Leicht aber seicht", das war seine eigene Kritik. Es fehlte ihm zudem an einer einheitlichen, großartigen, schöpferischen Idee, an einem, die Einzelfälle umspannenden Blick, an einem Standpunkt, der die Thatsachen in wahrheitsgetreuer Perspective hätte erscheinen lassen. Vor Voltaire war selbst in Frankreich ein tiefer Geschichtsphilosoph aufgestanden, der in wundervoll harmonischer Weise die Schicksale der Menschheit zu erzählen gewußt und mit viel mehr Recht der Begründer einer neuen Schule genannt zu werden verdient Bei Bossuet leitet ein göttlich wunderbares Thun unter aller menschlichen Gegenwirkung mittelst eines erwählten Volkes und besonders berufener Werkzeuge die Weltgeschichte ihrem höheren Ziele entgegen. Das allein ist und kann in der jetzigen Ordnung der Dinge der einzig richtige Standpunkt, die leitende Grundidee jedes großen Historikers sein. Wer die Menschheit auf ihrem Weg aus der Hand Gottes in die Hand Gottes an der Hand Gottes, das heißt in ihrem göttlichen Ursprung, ihrer göttlichen Bestimmung, ihrer göttlichen Leitung nicht betrachtet, der wird die Menschheit und ihre Geschichte nicht verstehen, der mag immherhin ein guter Synchronist, ein genauer Diplomat, ein solider Quellenforscher sein; ein guter Historiker wird er niemals. An dieser Idee aber fehlte es bei Voltaire

durchaus. Für ihn ist, mit Strauß zu reden, die Weltgeschichte Tollheit, doch in dieser Tollheit ist eine Methode zu entdecken. Von übernatürlicher Leitung, von übernatürlichen Zwecken und Mitteln ist keine Rede; die menschliche Natur hat es lediglich mit sich selbst und der äußern Natur zu thun, es sind ihre Äußerungen und Leidenschaften, bald gefördert, bald gehemmt durch die Naturkräfte, deren Wechselspiel den Lauf der Geschichte bestimmt, bei welchem schließlich herauskommt, was herauskommen kann. Das aber ist materialistisch, und führt in ein psychologisch fortschreitendes Gebiet, wie es die Geschichte ist, die tollste Laune des Zufalls ein, d. h. zerstört und vernichtet jede tiefere Auffassung. Das rächt sich denn auch in den Einzelfällen. Voltaire sieht selten die tieferen Gründe irgend eines Ereignisses; er glaubt ein Stromgebiet geschildert zu haben, wenn er die Mündungen der Nebenflüsse genannt hat; ob diese Nebenflüsse, aus denen doch schließlich der Hauptstrom wird, auch eine Topographie und ein Wachsthum haben, das scheint er zu verkennen. An eine rechte Erkenntniß der tiefer liegenden Ursachen wäre übrigens, von andern Gründen abgesehen, schon wegen der „philosophischen" Tendenz bei Voltaire kein Gedanke. Wer will z. B. die nachchristliche Geschichte verfolgen, wenn es an dem richtigen Verständniß der Menschwerdung und der Kirche fehlt, wenn im Gegentheil das ganze Sinnen und Trachten des Forschers dahin geht, die Wichtigkeit dieser grundlegenden Thatsachen zu läugnen und zu verwischen?

Indessen hat Voltaire diesen Hauptfehler mit Männern unserer Zeit gemein, denen man trotzdem nicht ohne eine gewisse Achtung zu begegnen und, wenn auch fälschlich, den Namen epochemachender Historiker zu ertheilen pflegt. Diese Männer haben dann aber, um ihren Ruf zu rechtfertigen, eine Eigenschaft, an der es Voltaire jedoch wieder gänzlich gebrach. Sie sind gelehrt, wenigstens steht ihnen ein oft erstaunliches Maß mühsam und redlich erworbener positiver Detailkenntnisse zur Verfügung. Wer jedoch bei Voltaire von eigentlicher Quellenforschung — wir nehmen das Zeitalter Ludwig' XIV. und einige Partieen der Geschichte Rußlands aus — reden wollte, den würde man einfach auslachen.

Wo auch sollte Voltaire diese Quellen gefunden, wo die Zeit hergenommen haben, sie kennen zu lernen? Er hatte ein unschätzbares Talent für seine Zeit und sein Volk, ihm stand, wie keinem Andern, das Plaudertalent, der Geist und Witz zu Gebote, und ermöglichte es ihm bei seiner allbekannten Unverfrorenheit, einige aus dritter oder vierter Hand ge-

schöpfte historische Thatsachen zu einer anziehenden Gruppe zu vereinigen, und eben weil diese Gruppe so geistreich zusammengestellt war, kam dem Leser der Gedanke, das müsse wohl auch in Wirklichkeit so gewesen sein.

Ein fernerer Fehler, durch den Voltaire's historische Arbeiten bei jedem gewissenhaften Leser mit einem Schlage allen Credit verlieren, ist seine Unaufrichtigkeit, wenn wir nicht geradezu Verlogenheit sagen wollen. Über diesen Punkt auch nur ein Wort weiter zu äußern, wäre verlorene Mühe; die Unwahrheit ist bei Voltaire ein Princip.

Um die ganze historische Richtung Voltaire's zu bezeichnen, führen wir hier sein eigenes Urtheil über das großartigste und philosophischste seiner Werke, seinen „Essai über die allgemeine Geschichte der Sitten", an, der nebenbei gesagt eine Fortsetzung und ein Seitenstück zu Bossuets Meisterwerk sein sollte. Nachdem bereits die erste Ausgabe, „ein Gemälde der menschlichen Tollheiten", für eine Criminalgeschichte der Menschheit hätte angesehen werden können, glaubte der Verfasser des Guten noch nicht genug gethan zu haben und häufte in der letzten Ausgabe die Schatten so sehr, daß das Werk wirklich die Nachtseite der Menschheit einzig schilderte. Triumphirend rief er daher aus: „Das Menschengeschlecht ist dießmal zu Dreiviertel geschildert, früher hatte ich es nur im Profil aufgenommen... Ich habe die beiden Hemisphären vom Standpunkt des Lächerlichen aufgefaßt, das ist der richtigste von allen." Von solchem Standpunkt kommt er denn auch wirklich zu lächerlichen Schlußfolgerungen. Oder ist es nicht mehr noch lächerlich als unwahr, wenn er z. B. schreibt: „Die Kirche hat Gregor VII., der ihr Rächer und ihr Opfer war, unter die Zahl ihrer Heiligen aufgenommen, wie die alten Völker ihre Vertheidiger vergöttlichten — die Weisen aber haben ihn unter die Zahl der Narren gesetzt!"

So viel über Voltaire, den Geschichtsschreiber [1].

In der Arbeit hatte der Philosoph Trost und Ruhe während der Zerwürfnisse mit Friedrich gesucht, aber die Arbeit verhinderte ihn nicht, dem hohen Gönner bald wieder neue Gründe zur Unzufriedenheit zu geben. Es konnte bei der einmal herrschenden Spannung zwischen zwei so außerordentlichen Geistern auf die Dauer nicht weiter gehen, ohne daß

---

[1] Die wichtigsten seiner einschlägigen Arbeiten außer den genannten sind: Histoire de l'empire de Russie sous Pierre le Grand — Annales de l'Empire depuis Charlemagne. — Histoire de la guerre de 1741 — Précis du Siècle de Louis XV.

entweder einer sich dem andern völlig unterwarf, oder daß sie sich endgiltig schieden. An ersteres war bei dem beiderseitigen Stolz nicht zu denken, für letzteres ergab sich bald eine günstige Gelegenheit.

Anfangs Winter 1751 kam La Beaumelle, ein junger französischer Literat, nach Berlin, um hier sein Glück zu machen. Als Probe seines Geistes hatte er kurz vorher in Kopenhagen eine Schrift veröffentlicht, die unter dem Titel: „Meine Gedanken, oder was wird man dazu sagen?" die größten Tollheiten und gröbsten Unsittlichkeiten zu Markte brachte. Aber gerade dieses Werk begründete den Ruf des 25jährigen Verfassers und fand eine ungeheure Verbreitung; 48 Frcs. schien den Parisern kein zu hoher Preis für einen solchen Leckerbissen — bis schließlich die Polizei das Buch verbot. „Meine Gedanken" wären somit auch ein trefflicher Paß La Beaumelle's für Berlin gewesen, hätte nicht ein einziger unglücklicher Satz das ganze Verdienst des Buches vernichtet. Dieser Satz besagte: „es habe größere Dichter gegeben als Voltaire, aber keinen besser belohnten; das sei Geschmackssache; der König von Preußen halte sich Leute von Geist, wie andere deutsche Fürsten sich Zwerge und Hofnarren hielten".

La Beaumelle hatte gehofft, diese Stelle würde in Berlin kaum bemerkt werden, wenigstens Friedrich werde sie nicht sehen, und so kam er frohen Muthes (14. Nov. 1751) nach Potsdam. Allein ein anderer, viel gefährlicherer Mann, Voltaire, hatte die Stelle gelesen und sich in tiefster Seele beleidigt gefunden. Als der Verfasser sich endlich bei ihm einstellte, fragte er ihn um den Grund seines Kommens. „Ich will drei große Männer sehen," erwiederte La Beaumelle. „Wer sind diese Drei?" „Vor Allem der König." — „Oho!" rief Voltaire, „es ist gar nicht so leicht, den hochwürdigen Pater Abt zu sprechen! Wer ist der Zweite?" — „Sie selbst." — „Und der Dritte?" — „Herr von Maupertuis." — Als Voltaire diesen Namen hörte, lächelte er bitter, hielt sich aber nach Kräften zusammen, und versprach sogar, dem König jenen compromittirenden Satz zu verheimlichen. Und doch, zwei Tage später wußte Friedrich um die Stelle, und kein Anderer als Voltaire hatte sie ihm verrathen und außerdem noch die schwersten Verleumdungen über den Auctor ausgestreut. Zornig kam dieser am 14. Januar zum Dichter und verlangte Erklärung. Der Disput wurde heftig; schließlich, als La Beaumelle auf die Wünsche seines Widerpartes nicht eingehen wollte, erklärte Voltaire: „Nun gut, Sie wollen mich nicht verstehen, so ist denn unsere Freundschaft zu Ende." „Mit Vergnügen; übrigens erkläre ich Ihnen, daß ich bisher nur aus

Achtung gegen das Publikum eine schonende Rücksicht auf Sie genommen habe.“ — „Wie!“ rief Voltaire mit flammendem Blick, schäumendem Mund und in einer hochaufgerichteten majestätischen Stellung, „so behandelt man den Beamten zweier Monarchen? So geht man mit dem Kammerherrn eines Königs um?“ — „Wenn Sie nicht zufrieden sind,“ erwiderte La Beaumelle, „so werde ich Sie behandeln, wie es Ihnen gefällt. Sie haben nur zu wählen.“ — Voltaire schwieg und zog sich in ein Seitengemach zurück, bleich vor Wuth und ohnmächtig vor Zorn. La Beaumelle fuhr fort: „Ich werde die Gastfreundschaft nicht verletzen, dieß ausgenommen, erwarten Sie Alles von mir.“ — Voltaire kam zurück: „Welche Frechheit! Und das in meinem Hause! Unseliger, das soll Sie gereuen!“ — „Gereuen? Erbärmlicher, der du bist, dich soll es gereuen! Ich kenne deine Unthaten; ich würde meinen Mund beschmutzen, wenn ich sie aussprechen sollte, aber ich werde sie strafen. Bis in die Hölle werde ich dich verfolgen; — sagen sollst du zu deinem Schrecken: ‚des Fontaines und Rousseau leben noch!‘ Meine Rache wird deine Verse überdauern!“ [1]

Als La Beaumelle im Mai 1752 Berlin verließ, war Voltaire hauptsächlich durch ihn in einen viel schlimmern Handel mit einer weit einflußreicheren Persönlichkeit an Friedrichs Hofe verwickelt. Wie erwähnt, hatte der junge Literat sich auch an Maupertuis um Unterstützung und Fürsprache bei Hofe gewandt, und bei diesem Manne, der einzig des Königs Achtung besaß, ein geneigtes Ohr gefunden. Das aber reichte für Voltaire hin, sich La Beaumelle ungünstig zu erweisen, und vielleicht hat der Umstand, daß Maupertuis ebenfalls um seine Vermittlung angegangen war, viel mehr zu dem schlimmen Erfolge beigetragen, als die verletzende Stelle in „Meine Gedanken“. Voltaire und Maupertuis waren Feinde; es genügte, daß der Eine sich einer Sache annahm, um den Andern dagegen wirken zu lassen. Das hätte La Beaumelle wissen sollen, allein er wollte es trotz mancherlei Warnungen nicht

[1] So schieden die Beiden — und die Geschichte wagt kaum zu entscheiden, wer von ihnen den Andern zwanzig Jahre hindurch am ingrimmigsten gehaßt, am schmählichsten verleumdet, am schonungslosesten verfolgt hat. Die Erzählung der Streitigkeiten würde uns nicht bloß zu weit führen, sondern auch nach dem, was wir bereits über die Art wissen, mit der Voltaire seinen Feinden gegenüber auftrat, nicht viel Neues mehr bieten. Andererseits ist auch La Beaumelle kein Charakter, der vor den Verleumdungen Voltaire's in Schutz genommen zu werden verdiente, da er doch im Grunde nicht viel besser gilt, als sein Feind.

wissen, und so gerieth er selbstverschuldet zwischen zwei gewaltige Steine, die ihn in ihrer gegenseitigen Reibung zermalmten.

Die Spannung zwischen Voltaire und Maupertuis stammte sozusagen aus dem Beginn ihres Zusammenlebens am Hofe. Bis dahin hatte der Dichter den Mathematiker in Paris und Cirey als Freund behandelt, ja, seinen Lehrer genannt und als solchen bei der Durchsicht und Verbesserung wissenschaftlicher Werke in Anspruch genommen. Auch in Berlin ging Anfangs Alles auf das Glatteste ab, Jeder belobt sich des Andern in Briefen und Gesprächen. Allein bald reuten den Dichter die Ausdrücke der Ehrfurcht und Achtung, die er bislang dem Gelehrten bezeigt, um so mehr, da Maupertuis dieselben als einen seiner Stellung und Gelehrsamkeit gebührenden Tribut beanspruchte. Maupertuis seinerseits sah mit etwas scheelen Augen auf die „bestbezahlte" Stellung des Dichters, mit der sich nur noch jene einer königlichen Sängerin messen konnte. So beobachteten sich die Gegner eine Zeit lang wie zwei Kämpfer, von denen jeder den andern in einem unbewachten Augenblicke überrumpeln will. Der Proceß gegen Hirschel, in welchem Maupertuis die Partei Voltaire's nicht ergreifen wollte, goß Öl in's Feuer; ebenso die Weigerung des Präsidenten, einen vom Dichter empfohlenen Candidaten in die Akademie aufzunehmen. Zudem ward die absolute Stellung Maupertuis' an der Berliner Akademie für Voltaire mit der Zeit ein immer schärferer Dorn im Auge; auch er glaubte sich zu solcher Ehre und Autorität berechtigt. Anfangs versuchte er Altar gegen Altar zu erheben und eine Akademie der schönen Künste zu errichten, von der jedoch Friedrich nichts wissen wollte. Nun galt es einfach, Maupertuis zu stürzen und an seine Stelle zu treten. Doch schien einen Augenblick Alles sich friedlich lösen zu wollen, denn der Präsident erkrankte schwer und selbst für den Fall seiner Genesung wäre eine längere Erholungsreise in Frankreich nöthig geworden, und so hätte Voltaire alle Zeit und Gelegenheit gehabt, dem Abwesenden die Rückkehr unmöglich zu machen. Der Zufall wollte jedoch, daß der Streit eher ausbrach und nicht Maupertuis, sondern Voltaire eine Erholungsreise nach Frankreich antrat.

Maupertuis war mit einem andern Gelehrten, König, in einen Anfangs bloß wissenschaftlichen, später aber sehr persönlichen Streit gerathen, worin der Präsident eines unwissenschaftlichen Plagiates [1], der Andere

---

[1] Er sollte ein bereits von Leibniz gekanntes, aber schon als falsch bewiesenes Gesetz als seine Erfindung ausgegeben haben.

einer Actenfälschung angeklagt wurde. Voltaire machte sich eine Zeitlang über die eigentliche wissenschaftliche Frage des Zankes lustig; sobald er aber darin eine ihm günstige Gelegenheit erblickte, seinen eigenen Gegner zu vernichten, nahm er eifrig Partei für König gegen Maupertuis und beging einen falschen Schritt. Aus Anlaß des Urtheils, das Maupertuis mit seinen Akademikern gegen König erlassen, griff Voltaire zur Feder und ließ einen anonymen Artikel in die Bibliothèque raisonnée unter dem Titel: „Antwort eines Akademikers von Berlin an einen Akademiker in Paris“ einrücken. Darin hieß es, das ebenso incompetente als ungerechte Verdikt der Akademie habe ihr Präsident durch ungerechte Beeinflussung seiner Collegen erzielt, und mehrere Gelehrten würden zweifelsohne aus der von Maupertuis tyrannisirten und entehrten Körperschaft austreten, wenn sie nicht fürchteten, dem preußischen Könige dadurch zu mißfallen.

Kaum war der Artikel in Berlin bekannt, als man auch allgemein auf Voltaire als Verfasser rieth, und daß es böses Blut absetzte, besonders an allerhöchster Stelle, versteht sich von selbst. Friedrich that sich viel zu viel auf seine Akademie und ihren Präsidenten zu gut, als daß er sie beide so unziemend hätte behandeln lassen, ohne ein Wort zu sprechen. Der Ärger Friedrichs war so heftig, daß er ihn zu einer Unklugheit hinriß. Der Monarch griff zur Feder des anonymen Pamphletisten und schrieb einen neuen „Brief“, worin der Verfasser des ersten als ein Schuft, sein Aufsatz als ein infames Libell bezeichnet wurde. Voltaire blieb nicht stumm; trotzdem er unter der Hand recht gut den Verfasser des neuen Briefes kannte, war er so tollkühn, eine recht bittere, sarkastische Abfertigung desselben drucken zu lassen. Da erschien einige Tage später als Antwort auf diese Duplik der „Brief“ in zweiter Auflage in Berlin, zwar immer noch ohne Namen des Auctors, aber sonst doch kenntlich genug mit dem preußischen Adler, der Krone und dem Scepter auf dem Titel gezeichnet. Ex ungue leonem! Dieser Kampf mit geschlossenem Visir hinderte nicht, daß die beiden Gegner bei den gewöhnlichen Soupers in Potsdam unschuldig und unwissend thaten, ja bisweilen sogar verblümt von dem Kampfe redeten. Friedrich war selig, zu sehen, wie tief die unbekannte „Löwenkralle“ in das lebendige Fleisch Voltaire's eingedrungen war. Aber auch Voltaire jubelte. „Ich habe kein Scepter,“ schrieb er an seine Nichte, „aber ich habe eine Feder, und diese ist zufällig so geschnitten, daß sie den großen Plato ein wenig lächerlich macht.“

Zu diesem Zwecke sollte „Akakia“ dienen, d. h. eine Sammlung

nachgemachter Actenstücke, worin ein Arzt des Papstes die Werke Maupertuis' der Inquisition in Rom denuncirt und diese sie einigen Professoren der Sapienza zur Prüfung überweist, bis es schließlich von allen Seiten Verurtheilungen, Anatheme u. s. w. u. s. w. gegen den armen Auctor regnet. Um freier über die Werke spotten zu dürfen, fingirt Voltaire, sie seien von einem jungen hirnverbrannten Schwärmer, der, um seinen Träumen bessern Eingang zu verschaffen, den Namen eines berühmten Gelehrten usurpirt habe. Natürlich fallen doch schließlich alle Lächerlichkeiten des Strohmannes wieder doppelt sarkastisch auf Maupertuis zurück. Die ganze Satire war durchaus witzig gehalten, und fand überall, wo Voltaire sie seiner Gewohnheit nach vorlas, den lautesten Beifall. Schließlich wollte er sie auch dem Druck übergeben, allein das hatte seinen schlimmen Haken.

Friedrich hatte Wind von dem Inhalt des Pamphlets und ließ daher allen Buchdruckern das strengste Verbot zugehen, irgend etwas ohne seine ausdrückliche schriftliche Erlaubniß zu verlegen. Doch Voltaire wußte Rath. Er ließ sich durch Dargets Vermittlung Erlaubniß zum Druck einer Apologie Bolingbroke's gegen orthodoxe Angriffe geben und schickte das mit dem königlichen Billet versehene Manuscript in die Druckerei. Nach einigen Tagen aber verlangt er die Apologie unter dem Vorwand nothwendiger Correcturen zur Einsicht, schickt dann die „verbesserte" Apologie mit der Akakia-Satire als eingeschobenes Kapitel zurück, läßt beides drucken, separat heften — und der Streich war gelungen, ohne daß der arme Verleger noch auch Friedrich etwas ahnten. Aber Könige haben feine Augen und weite Arme, sagt das Sprüchwort. Friedrich war bald mit einem Exemplar der Akakia bedient und gab im höchsten Unwillen seinem Secretär Federsdorff den Auftrag, sich bei dem Buchdrucker Aufklärung über den seltsamen Hergang zu verschaffen. Der Buchdrucker erklärte schriftlich, daß Francheville, Voltaire's Freund und Agent, ihm den Druck befohlen und als erlaubt dargethan habe. Mit diesem Schriftstück verfügte sich Federsdorff alsbald zu Voltaire und verlangte im Namen des Königs die Auslieferung der ganzen Auflage. Voltaire läugnet Alles, aber Francheville beschwört die Wahrheit der Aussage des Buchhändlers.

Als Friedrich von Federsdorff den Hergang der Dinge vernommen, vergaß er vor Entrüstung nachgerade allen Humor und „alle Orthographie". Er schrieb folgende Zeilen an Voltaire:

„Ihre Unverschämtheit versetzt mich nach dem, was Sie gethan, und was

doch klar wie der Tag ist, in Erstaunen. Sie beharren im Läugnen, anstatt sich schuldig zu bekennen. Bilden Sie sich aber ja nicht ein, daß Sie mich glauben machen werden, Schwarz sei Weiß; wenn man nicht sieht, so kommt das daher, weil man nicht Alles sehen will; aber wenn Sie die Sache bis auf's Äußerste treiben, so werde ich Alles drucken lassen, und man wird sehen, daß, wenn Ihre Werke die Errichtung von Statuen werth sind, Ihr Betragen jedenfalls Ketten verdient. Der Buchhändler ist verhört, er hat Alles bekannt. Friedrich."

„O mein Gott, Sire," erwiederte Voltaire, „in welchem Zustande befinde ich mich! Ich schwöre Ihnen auf mein Leben, dem ich ohne Schmerz entsage, daß Alles nur eine abscheuliche Verleumdung ist. Ich bitte Sie, alle meine Leute zu confrontiren. Wie! Sie wollten mich verurtheilen, ohne mich gehört zu haben? Ich verlange Gerechtigkeit und den Tod." [1]

Aber Friedrich war kein Jore, und „es gab noch Richter in Berlin", welche Herrn von Voltaire für die Kleinigkeit einer geheimen Ausgabe des Libells „eine Geldbuße auferlegen konnten, die ihn an den Bettelstab gebracht hätte" [2]. Zudem hatte Preußen auch seine Bastille in Spandau und es hätte sehr leicht geschehen können, daß Voltaire einmal hineinging, um zu verkosten, was der arme La Beaumelle theilweise durch Voltaire's Schuld daselbst während seiner mehrmonatlichen Gefangenschaft gelitten hatte. Geldverlust und Gefängniß, das ging auch für Voltaire über den Spaß, er bekannte Alles, suchte die Sache als einen Scherz (!) darzustellen und lieferte die Auflage dem Könige aus, die dann vor seinen Augen im königlichen Cabinet verbrannt wurde. Zugleich mußte er in Friedrichs Gegenwart an die Buchhändler in Holland schreiben, die dortige Ausgabe der Akakia zu verbrennen; ferner verlangte der König eine schriftliche Erklärung Voltaire's, nie mehr gegen Frankreich, das dortige Ministerium und Maupertuis schreiben zu wollen!

„Ich jage Sie nicht fort," sagte Friedrich zum Schluß, „weil ich Sie gerufen habe; ich nehme Ihnen Ihre Pension nicht, weil ich sie Ihnen gegeben habe, aber ich verbiete Ihnen, jemals wieder vor mir zu erscheinen."

Voltaire zog sich in eine Privatwohnung zurück, und fest entschlossen, Friedrich und Preußen zu verlassen, wartete er nur noch auf eine Gelegenheit, dieß mit Anstand thun zu können, ohne der ganzen Welt zu zeigen, daß

---

[1] Beide Billete sind mit den Fehlern gegen die Orthographie von Beuchot copirt und veröffentlicht worden; vergl. Maynard II. S. 91.

[2] Brief d'Alemberts an Mad. du Deffant, 17. Jan. 1753.

er in Ungnade gefallen sei. Seine Nichte rieth ihm, eine Badereise nach Plombières vorzuschützen; aber wer wird im Winter an eine Badereise glauben?

Und doch die Abreise wurde immer dringender nothwendig. Die Berliner Exemplare der Akakia waren zwar verbrannt, allein bald langten neue Ausgaben aus Holland und Dresden in Preußen an, und Briefe meldeten, daß die Broschüre, in Paris zu Tausenden verbreitet, das Ergötzen der ganzen gebildeten Welt von Madrid bis Petersburg ausmache. Wenn aber Europa dießmal lachte, so geschah es in letzter Instanz auf Kosten Friedrichs; das fühlte dieser recht wohl und beging im Ärger eine sehr „unphilosophische" Handlung. „Der Fürst der Aufklärung" ließ das ihm verhaßte Libell auf den öffentlichen Plätzen von Berlin durch Henkershand verbrennen (24. Dec. 1752). Auch vor Voltaire's Haus am Gensdarmenplatz brannte ein Scheiterhaufen, allein der Dichter soll beim Anblick der Flammen hämisch bemerkt haben: „Verlorene Mühe! Die armen Teufel sind schon von Neuem auf dem Weg nach Holland." In der That hatte er trotz des gegebenen Versprechens in Holland eine neue Ausgabe der Akakia eingefädelt.

Mit der Execution des Werkes war auch dem Verfasser in nicht mißzuverstehender Weise die Gastfreundschaft gekündigt. Trotz des Winters ließ sich daher Voltaire ein ärztliches Attest geben, daß ihm die Bäder von Plombières nöthig seien, und schickte dieß Attest mit der Bitte um einen gnädigen Urlaub an Friedrich. Dieser antwortet unter dem 30. December: „Es war nicht nöthig, den Vorwand der Bäder zu gebrauchen, um Ihren Abschied [1] zu erhalten. Sie können meinen Dienst verlassen, wann Sie wollen, aber vor Ihrer Abreise lassen Sie mir den Contract Ihrer Verpflichtung, den goldenen Schlüssel, das Ordenskreuz und den Band Gedichte wiedergeben, die ich Ihnen anvertraut habe."

Voltaire gehorchte und schickte zu Neujahr 1753 die verlangten Pfänder zurück. Die Sendung begleitete ein Brief, in dem er dem König auseinandersetzte, wie untröstlich er darüber sei, Sr. Majestät mißfallen zu haben, und wie er sich künftig unwürdig fühle, die Ehrenzeichen zu tragen. Übrigens werde er stets von den dankbarsten Gesinnungen gegen den König überfließen und diesem, seinem Abgott, stets

---

[1] Voltaire hatte bloß einen Urlaub verlangt, in seiner Großmuth gibt ihm Friedrich den Abschied.

die verdiente Verehrung zollen. Leider sei es sehr hart für einen Kranken, gerade in der harten Winterszeit abzureisen. Ein paar Worte des Trostes und des Wohlwollens von Friedrich würden Alles versüßen u. s. w. Friedrich verstand. Er ließ dem Dichter durch Federsdorff die Treupfänder wieder zustellen, ohne jedoch weiter zu gehen. Erst auf einen neuen Brief Voltaire's vom 2. Januar erfolgte eine Einladung zum Souper des Königs in Berlin, wohin Voltaire, ein Fieber vorschützend, nicht zu gehen wagte. Ende des Monats erfolgte durch mehrfache Vermittlung die Erlaubniß, mit Friedrich nach Potsdam zu kommen, und als Voltaire, der nur Zeit gewinnen wollte, noch immer das „Fieber" hatte, schickte der König ihm China-Extrakt, das dieser sich wohl hütete zu nehmen. So spielte man eine Zeit lang beiderseits eine durchsichtige Komödie, Voltaire verlangt einen Urlaub in Gnaden, und Friedrich gibt sich den Anschein, den Dichter nur ungern ziehen zu lassen, denn selbst Friedrich mußte nach der Akakia die Ironie Voltaire's fürchten, und diese Ironie wäre sicher in reichlichem Maße über ihn gekommen, wenn Voltaire im Zorn aus Preußen gezogen wäre.

Nach zwei Monaten endlich, als man sich gegenseitig genug getäuscht glaubte, und Voltaire noch einmal um eine persönliche Verabschiedung eingekommen war, willfahrte Friedrich und ließ den Dichter nach Potsdam bescheiden. Dieser packte in aller Hast seine Habseligkeiten zusammen und begab sich am 18. März nach Potsdam, wo er sein altes Zimmer eingerichtet fand. Am folgenden Tag nach dem Mittagessen wurde er von Friedrich empfangen und blieb bei ihm zwei ganze lange Stunden. Was geschah während dieser Unterredung? Wer könnte das wissen? Voltaire erzählte nachher seinem Secretär, der König habe sich vollständig mit ihm ausgesöhnt und seinem Zorn sogar den Akademie-Präsidenten geopfert! In einem Brief an Richelieu (20. März) sagt er, er habe seiner „Maitresse" (Friedrich) versprochen, nach seiner Genesung wiederzukommen, und „die graciöse Hand zu küssen, die ihm eine so derbe Ohrfeige gegeben hatte".

Acht Tage blieb Voltaire in Potsdam und hielt jeden Abend mit dem König ein „Damoklesmahl", bis schließlich die nothwendige Abreise Friedrichs nach Schlesien den Abschied des Dichters auf den 26. März fixirte. Am Morgen dieses Tages ließ Voltaire sich beim König melden. Friedrich wandte sich an ihn und sagte:

„Also Herr von Voltaire, Sie wollen durchaus abreisen?"

„Meine Angelegenheiten, Sire, meine Gesundheit" . . . .

„Schon gut, mein Herr, ich wünsche Ihnen eine gute Reise." Der König wandte ihm den Rücken und Voltaire war verabschiedet.

Da er jedoch im October wieder nach Berlin zurückkehren wollte, durfte er auch das Ordenskreuz, den Schlüssel und den Band königlicher Poesien mitnehmen, — eine Erlaubniß, die ihm bald auf's Äußerste verhängnißvoll werden sollte.

Seit jenem Abschied am 26. März 1753 aber haben Friedrich und Voltaire sich nie mehr auf Erden wiedergesehen.

---

18. Voltaire in Frankfurt.

1753—1754.

Im eigenen Reisewagen, der mit vier, bisweilen mit sechs Pferden bespannt war, zwei Diener auf dem Bock, im Innern neben sich, zwischen Mappen und Cassetten, den Secretär Collini, reiste Voltaire als großer Herr um 9 Uhr Morgens von Potsdam ab und langte am 27., Abends 6 Uhr, in Leipzig an, wo er sich sofort in der Neumarktstraße einmiethete. Von Leipzig aus hoffte er sich mit seiner Nichte über sein weiteres Verbleiben und seine etwaige Rückkehr nach Frankreich benehmen zu können und rechnete daher von vorneherein auf einen längeren Aufenthalt. Mit den Pariser Freunden wurden fleißig Briefe gewechselt, um das dortige Terrain auszukundschaften, Gottsched als Vertreter der deutschen Literatur besucht und mit dem Buchdrucker Breitkopf eifrig verhandelt — allein auch mit dem abwesenden Maupertuis ein böses Wort gewechselt. Als dieß dem König zu Ohren kam, dem Voltaire doch versprochen hatte, künftig den Akademie-Präsidenten in Ruhe zu lassen; als ferner in Berlin Parodien königlicher Verse auftauchten und der Volksmund sie nicht grundlos dem Flüchtling zuschrieb: da begann Friedrich nicht wenig über die unberechenbaren Folgen besorgt zu sein, welche die nur halbwegs freiwillige Abreise eines rachsüchtigen, witzigen und unverschämten Mannes wie Voltaire auch für seine königliche Majestät haben könnte. Besonders erinnerte sich Friedrich mit Schrecken, daß er dem Fliehenden außer vielen vertraulichen Handbillets auch den Band Poesien gelassen, von denen sich ein unangenehmer, ja gefährlicher Gebrauch machen ließ. Denn nicht bloß über den Ane de Mirepoix hatte man sich Scherze erlaubt, sondern auch über gekrönte und mächtige Häupter seinem Witz die Zügel schießen lassen. Ferner war in jenem Bande, den Friedrich nur sehr wenigen Vertrauten im größten Geheimniß geschenkt, auch das schmutzige Gedicht „Palladium", die Pucelle des Königs, enthalten — welche Schande, wenn Voltaire, der mit solchen piquanten Dingen erfahrungsgemäß nicht discret war, das Geheimniß

verrathen, das Gedicht bekannt machen sollte! Und könnte er nicht auch die Verse anmerken, die er den verschiedenen Gedichten des Königs eingefügt, die ursprünglichen Fehler wiederherstellen, und so Friedrichs schwächsten Punkt, die Dichtereitelkeit, auf's Schärfste verwunden? So entschloß sich denn Friedrich ohne langes Zaudern, Voltaire nicht eher aus Deutschland zu entlassen, als bis dieser das Gedichtbuch und zu größerer Sicherheit auch Ordenskreuz und Schlüssel abgegeben habe. Befehle in diesem Sinne wurden in mehreren Städten und hauptsächlich in Frankfurt gegeben, wo ein gewisser Freytag, Resident des preußischen Königs in der freien Reichsstadt, sofort alle Vorkehrungen traf, den Flüchtling nicht zu verfehlen.

Dieser hatte sich inzwischen, nichts Schlimmes ahnend, nach dreiwöchentlichem Aufenthalt in Leipzig nach Gotha begeben und ließ es sich hier 33 Tage lang bei dem Herzog und der Herzogin im Schlosse wohl sein. Auf Verlangen der Fürstin begann er sofort die „Reichsannalen", d. h. einen Abriß der deutschen Geschichte, den er im nächstfolgenden Jahre fortsetzte, um ihn zum langweiligsten all' seiner Geschichtswerke zu machen. Am 15. Mai ging es nach Kassel und von hier nach einem vierzehntägigen Aufenthalt beim Landgrafen Wilhelm VIII. nach Frankfurt, wo er im Gasthaus zum goldenen Löwen abstieg, um den folgenden Tag seine Reise über Mainz fortzusetzen.

Schon standen am Morgen Pferde und Wagen reisefertig, als plötzlich in Begleitung eines preußischen Offiziers und eines Frankfurter Senators der Resident Freytag erschien und im Namen des Königs „Orden, Schlüssel, Handschriften und Gedichte seines königlichen Herrn" dem entsetzten Voltaire abverlangte. Kreuz und Schlüssel wurden sofort ausgeliefert, auch die Handbillets und andere königliche Manuscripte aus den Koffern genommen, aber der Band Poesien fand sich nicht, ihn hatte Voltaire mit dem übrigen Gepäck zur Versendung nach Straßburg in Leipzig liegen lassen. Dagegen konnte Freytag nichts einwenden, erklärte aber Voltaire für seinen Gefangenen, bis die Kiste aus Leipzig eingetroffen und der bewußte Band richtig ausgeliefert sei. Auf sein Ehrenwort erhielt der Dichter im Gasthof Hausarrest.

Voltaire war sehr gereizt. Er schickte nach allen Seiten Klageschreiben an hohe Gönner, eines sogar an den Kaiser, worin er, falls man ihn insgeheim nach Wien kommen ließe, die wichtigsten Enthüllungen in Aussicht stellte. Bald traf auch die Nichte, die von der Gefangennahme des Onkels Kunde erhalten hatte, in Frankfurt ein, und

schrieb nun ihrerseits ein demüthiges Bittgesuch an Friedrich. Am 18. Juni kam endlich die ersehnte Kiste; Freytag indeß, der über alles Vorgefallene nach Berlin geschrieben, von dort aber in Abwesenheit Friedrichs eine aufschiebende Antwort erhalten hatte, weigerte sich jetzt, das Paquet zu öffnen. Voltaire erblickte in dieser Weigerung des Beamten einen Wortbruch und glaubte sich daher auch durch sein Ehrenwort nicht mehr gebunden. Am 20. Juni also bestieg er mit Collini heimlich einen Wagen, der sie nach Mainz entführen sollte; allein Freytag, von diesem Fluchtversuch noch zeitig unterrichtet, hatte bereits eine Staffette vorausgeschickt, welche die Reisenden am Mainzer Thor anhielt. Bald kam auch Freytag und führte kraft bürgermeisterlicher Vollmacht den Dichter und Secretär als Gefangene in die Stadt zurück. Beim Kaufmann Schmidt wurden ihnen Geld und Reiseeffecten abgenommen, nicht einmal die goldene Dose wurde Voltaire gelassen. Seine Augen funkelten vor Wuth und auf einmal ersah er die Gelegenheit, durch eine offene Thür in den Hof zu entwischen. Freytag, Schmidt, die Handlungsdiener und Knechte, Alles setzt ihm nach, auch Collini folgt und findet ihn gekrümmt in einer Ecke stehen, „die Finger in den Mund gesteckt, wie um sich zu erbrechen". „So sind Sie unwohl?" ruft der Secretär. — „Fingo, fingo!" (ich thue nur so), antwortet halblaut Voltaire, der seinen Verfolgern nur Angst machen wollte. Nach zweistündigem Harren führte ein gewisser Dorn, Schreiber und Amtsdiener Freytags, die Gefangenen nicht mehr in den goldenen Löwen, dessen Wirth sie nicht aufnehmen wollte, sondern in die Kneipe zum Bockshorn; ebendahin wurde auch Madame Denis geholt, und da sie einmal ihr Ehrenwort gebrochen, wurde ihnen jetzt auf ihre eigenen Kosten eine Wache gegeben.

Dieß geschah am 20. Juni; am 21. traf von Berlin die Weisung Friedrichs (vom 17. dat.) ein, wonach Voltaire gegen ein schriftliches Versprechen, das Gedichtbuch „in originali, ohne Copie davon zu nehmen oder genommen zu haben", baldmöglichst zurückzustellen, aus der Haft entlassen werden sollte. Dieser Befehl schien jedoch dem Residenten nach dem gesetzwidrigen Fluchtversuch Voltaire's nicht mehr zu gelten, und ein abermaliger Bericht über den neuen Thatbestand wurde nach Berlin geschickt. Nach 14 Tagen endlich langte vom König ein halb wie Verweis für Freytag klingender Befehl an, den Gefangenen sofort die Freiheit zu geben. Voltaire setzte einen Protest wegen der erduldeten Schikanen auf und war so erzürnt, daß er den Amtsdiener Dorn, welcher ihm die beschlagnahmten Sachen zurückbringen wollte, erschossen hätte, wenn ihm

sein Secretär nicht in die Arme gefallen wäre. Dieser Mordversuch beschleunigte natürlich die Abreise; man wartete nicht einmal die Zurückgabe der Koffer und Effecten ab, welche einige Tage später amtlich geöffnet und dann, nachdem 190 Gulden für Gerichtsunkosten u. s. w. herausgenommen waren, wieder versiegelt zu Voltaire's Verfügung gestellt wurden. Dieser hütete sich jedoch wohl, sie jemals zurückzunehmen, denn, abgesehen von dem niedrigen Werth des Zurückgelassenen, bot ihm die Beschlagnahme einen zu herrlichen Grund, in alle Welt hinausschreiben zu können, er sei in Frankfurt nicht bloß mißhandelt, sondern auch ausgeplündert worden [1].

Für welche der beiden Hauptpersonen in der Frankfurter Geschichte die ganze Sache unangenehmer war — welche von beiden am meisten Schuld trug — Friedrich oder Voltaire — das ist schwer zu entscheiden. Sind wirklich alle Excesse des strengen Residenten auf dessen Unverstand oder auf geheime Befehle von Berlin zu schreiben? Trotz der Verweise ist Freytag, selbst nachdem Alles in Berlin bekannt war, nie zur Rechenschaft gezogen, im Gegentheil durch Federsdorff freundlich belobt worden. Voltaire seinerseits verdiente eine Züchtigung, und die Art und Weise, wie er sich dem Beamten gegenüber benahm, hätte diesen auch ohne aus-

---

[1] Die Frankfurter Episode ist in der mannigfachsten Weise erzählt oder vielmehr entstellt worden. Diejenige Version, welche der Wahrheit am nächsten kommt und fast ausschließlich auf Actenstücken beruht, erschien 1859 in den vermischten Schriften Varnhagen von Ense's: „Voltaire in Frankfurt am Main" (S. 173—284). Unsere Darstellung beruht auf Varnhagens Erzählung. Da es sich hier um die „Ehrenrettung" eines deutschen Philosophenfürsten handelte, trugen die deutschen Liberalen kein Bedenken, sich kühn und entschieden gegen Voltaire auszusprechen. „Mit der Wahrheit" — sagt Strauß (a. a. O. S. 121) — „hat es Voltaire, wo es einen Zweck zu erreichen galt, und wäre es auch nur ein rednerischer Effect gewesen, niemals genau genommen, mit den Nebenumständen und bisweilen auch mit den Hauptumständen einer Begebenheit stets in poetischer Freiheit gespielt. Aber maß- und schamloser hat er nie gelogen, als in einer Masse von Briefen und anderen Aufzeichnungen über diese Frankfurter Geschichte, weil ihn keine andere so erbittert hat. Weltbekannt wurden durch Voltaire's Darstellung des armen Freytags Monsir und oeuvre de poëshie: während seine Originalberichte im Berliner Archiv eine tadellose Rechtschreibung zeigen." Voltaire hat über Frankfurt „schmachvoll gelogen" in seinen Briefen, Journalen und Memoiren, das geben wir gewiß gerne zu, allein wie gerade diese Lügen, weil sie sich auf einen Beamten Friedrichs beziehen, maß- und „schamloser" sein sollen als viele andere, die er auf Kosten unschuldiger Bürger, ehrenwerther Priester oder vertheidigungsloser Verstorbener begangen hat, ist unersichtlich, wenn man nicht den Parteigeist als „Maß" des Erlaubten im Lügen annimmt.

drücklichen Befehl seines Herrn — aus reiner Entrüstung — zur äußersten Strenge reizen müssen. „Wir sind quitt, der König und ich“, soll Voltaire beim Abschied aus Frankfurt gesagt haben, und hat er es auch nicht ausgesprochen, so war dieß doch das richtige Wort der Lage und gegenseitigen Stellung.

Von Frankfurt ging es am 7. Juli nach Mainz, wo ein dreiwöchentlicher Halt gemacht wurde, „um die im Schiffbruch durchnäßten Kleider zu trocknen“ und die Reichsannalen fortzusetzen. Der Adel, und besonders Graf Stadion, bei dem er wohnte, machten dem Dichter den Hof, bis eine fürstliche Einladung ihn nach Mannheim zum Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz rief. Collini erzählt, Voltaire habe beim Anblick des durch Turenne so hart heimgesuchten Landes und der noch immer nicht aufgebauten Ruinen gesagt: „Der französische Name muß in diesem Lande verhaßt sein, geben wir uns für Italiener aus.“ Und wirklich sprachen die beiden Reisenden nur mehr toskanisch, wenn sie sich dem gewöhnlichen Volk gegenüber sahen; als sie aber nach Schwetzingen, zu einem deutschen Fürsten kamen, legten sie stolz ihr Incognito ab — denn was kümmmerte den Fürsten die Schmach des deutschen Landes! War Karl Theodor doch ebenso gut wie der Herzog von Württemberg ein Schuldner Voltaire's, der sogar Hypotheken auf fürstlich-deutsche Domänen besaß. O Zeiten! O Philosophen! O Fürsten! — Vierzehn Tage war der französische Dichter Gastfreund und Sonne des kleinen Hofes und nur unter dem Versprechen baldiger Rückkehr ließ Karl Theodor Voltaire seines Weges nach Straßburg weiterziehen.

Anfangs in einer erbärmlichen Schenke wohnend, dann ein kleines Landhaus vor der Stadt beziehend, war Voltaire auch in Straßburg bald der König der „besseren“ Gesellschaft. Nebenbei suchte er sich aber auch die Kenntnisse des Historikers Schöpflin für die Verbesserung seiner Reichsannalen zu Nutzen zu machen, und als diese vollendet waren, verlegte er Anfangs October seinen Wohnsitz nach Colmar, wo ein Bruder Schöpflins den Druck derselben übernehmen wollte.

So hielt sich Voltaire immer auf der Grenze Frankreichs, weil er hoffte, endlich würden trotz aller entgegenstehenden Schwierigkeiten die unablässigen Bemühungen der Freunde, die Intriguen der Nichte und seine eigenen Schmeicheleien bei der Pompadour das Herz des Königs erweichen und diesen bewegen, den beim Preußenkönig in Ungnade gefallenen „preußischen Kammerdiener“ als „französischen Kammerjunker“ wieder in Ehren aufzunehmen. Es würde hier zu weit führen, all' die Lügen, Schmeiche-

leien und Gemeinheiten aufzuzählen, die er seit Beginn seiner Mißhelligkeiten in Berlin nach Frankreich schrieb — die übrigens auch insgesammt erfolglos blieben. Selbst die persönliche Gegenwart der Nichte in Paris, ihre herzzerbrechenden Schilderungen über den elenden Zustand des Onkels nach dem Frankfurter Martyrium, ihre heiligste Betheuerung, daß er kein „Preuße“ mehr sei und „vor Begierde brenne, sich der Marquise de Pompadour zu Füßen zu werfen“ — Alles ließ den König und auch die Favoritin kalt. Madame Denis hatte ihrem Onkel nur die traurige Meldung zu machen, „man betrachte ihn in Versailles als ein räudiges Schaf, und wolle nicht, daß er die Ansteckung nach Paris bringe“ [1].

Der Gründe, warum man Voltaire in Paris nicht haben wollte, waren viele, besonders aber schien die Politik nicht zu erlauben, einen Mann, der von dem mächtigen Friedrich „fortgejagt“ worden, in Versailles gnädig aufzunehmen. Das religiöse Gefühl des Königs, so schwach es auch sein mochte, sträubte sich ferner, einen Dichter in seiner Nähe zu haben, dem nicht ohne Wahrscheinlichkeit die schmutzigen, glaubens- und vaterlandsfeindlichen Fragmente der Pucelle zugeschrieben wurden, die man eben in Paris sich heimlich zu zeigen begann. Ein entscheidender Grund war endlich die Stelle aus dem „Abriß der Universalgeschichte“, wo es hieß: „die Geschichtschreiber hätten mit den Königen das gemeinsam, daß sie das ganze Menschengeschlecht einem einzigen Manne opfern“. Dieser Vergleich hatte Ludwig XV. in tiefster Seele verletzt. Alles Läugnen Voltaire's, selbst die an sich wahre Behauptung, der „Abriß“ sei ohne sein Wissen und Wollen gedruckt, halfen nichts — jener Satz war

---

[1] Diese Überzeugung verhinderte die Nichte jedoch keineswegs, um dieselbe Zeit, 24. Febr. 1754, folgenden Brief an Voltaire zu schreiben, der ihr wegen ihrer tollen Verschwendung harte Vorwürfe gemacht hatte: „Der Kummer hat Ihnen vielleicht den Kopf verdreht, aber kann er auch Ihr Herz verderben? Der Geiz zernagt Sie ... Ich habe nur deßhalb Geld bei Ihrem Notar (Laleu) aufgenommen, weil ich mir einbildete, Sie würden jeden Augenblick zurückkehren, und es hätte dann ganz seltsam ausgesehen, wenn ich Alles verlassen hätte. ... Zwingen Sie mich nicht, Sie zu hassen! Was Herz und Gemüth anbelangt, sind Sie der Letzte der Menschen. Ich werde aber so gut wie möglich die Laster dieses Herzens verbergen.“ Voltaire ließ sich das von einer Nichte bieten, die ganz auf seine Unterstützung angewiesen war, und erhielt sie sorgfältig in dieser Stimmung — „die Fehler seines Herzens zu verbergen“ —, bei seinem anerkannten Geiz ein Zeichen, daß er auf die Verschwiegenheit der Nichte angewiesen war. Der Brief der Madame Denis ist inzwischen als die Aussage eines wohlunterrichteten Zeugen überall anerkannt worden und Voltaire bleibt fürderhin „le dernier des hommes par le coeur“!

aus Voltaire's Seele geflossen und zeichnete dessen Überzeugung in trauriger Weise.

Aber auch in der nächsten Nähe Voltaire's, in Colmar selbst, begann man sehr unzufrieden mit ihm zu sein, besonders beklagte sich der Klerus über sein gottloses Treiben und Schreiben. In dieser „Verfolgung" des Philosophen scheinen sich „die deutschen Jesuiten, diese Bären in schwarzer Soutane", ausgezeichnet zu haben, wie dem auch bei Leuten, „die fünf Jahre früher das Verbrechen begangen hatten, Bayle auf öffentlichem Markte zu verbrennen", nicht wohl anders sein konnte. Jetzt reizten sie den Bischof von Porentruy gegen Voltaire auf und drohten sogar mit der Dazwischenkunft des Staatsprocurators [1]. Der „Verfolgte" suchte Hilfe bei einem Mitbruder seiner Verfolger und beklagte sich bei dem P. Menoux über die „Verleumdungen, die ein gewisser P. Merat über ihn verbreite u. s. w." [2] P. Menoux erwiederte, es sei ihm schwer, zu glauben, daß ein Jesuit die Verbrechen begangen habe, die Voltaire ihm nachsage, er wolle jedoch an P. Merat schreiben. Dann fügte er hinzu: „Übrigens, aufrichtig gesprochen, mein Herr, wie wollen Sie, daß Leute, die, wie wir, unserer heiligen Religion aus Überzeugung, aus Pflichtgefühl und Seeleneifer ergeben sind, immer schweigen sollen, wenn wir vernehmen, daß man nicht aufhört, jene von uns als das Heiligste und Heilsamste betrachtete Religion anzugreifen und zu verhöhnen? Und doch geschieht dieß ja gerade häufig in jenen Schriften, die unter Ihrem Namen umgehen, und neuerdings noch in dem sogenannten Abriß der Universalgeschichte." [3]

Auch der Bischof von Basel, von dem Colmar abhing, hatte ein Auge auf Voltaire und wollte für den Fall, daß dieser seiner österlichen Pflicht nicht genügte, den Kirchenbann über ihn verhängen. Die Verlegenheit Voltaire's war nicht klein; Preußen und Frankreich waren ihm verschlossen, nun machte man ihm auch in Colmar das Leben unmöglich. — Ein verzweifelter Entschluß sollte die Schwierigkeit beseitigen. Gegen Ostern fragte er eines Tages seinen Secretär, ob dieser zu den Sakramenten zu gehen gedächte. „Ohne Zweifel," erwiederte Collini.

„Nun gut, so gehen wir also zusammen," sagte Voltaire.

---

[1] Vergl.: An den Marquis de Paulmy 20. Febr.; an d'Argental 3. März; an die Herzogin von Sachsen-Gotha 23. und 27. Febr. 1754.

[2] An P. Menoux, 17. Febr. 1754.

[3] Brief des P. Menoux, dat. Nancy 23. Febr. 1754.

Er ließ wirklich einen Kapuziner kommen und begab sich andern Tages feierlich mit dem Secretär in die Kirche. „Ich gestehe," erzählt Collini in seinen Aufzeichnungen, „daß ich eine so seltene Gelegenheit nicht vorübergehen ließ, ohne Voltaire's Benehmen bei einem so wichtigen Acte zu beobachten. Gott verzeihe mir die Zerstreuung und Neugierde, meine Andacht war darum nicht geringer. Im Augenblick, wo er die Communion empfangen sollte . . . . warf ich einen Seitenblick auf ihn. Er streckte die Zunge aus und starrte dabei mit vollen Augen das Gesicht des Priesters an. Ich kannte jenen Blick recht gut!" (Je connaissais ce regard-là.) Das war, was man unter „Philosophen" scherzend die erste Communion Voltaire's zu nennen liebte — ein Act der gottlosesten Büberei und der teuflischsten Heuchelei. Was den Gottesräuber mehr betrübte, als das Verbrechen, war dessen vollständige Nutzlosigkeit. Weder in Versailles noch in Colmar ließ man sich täuschen, man fand darin überall nur einen neuen Grund des Ekels und Abscheues vor dem greisen, kranken, gott- und schamlosen Mann.

Friedrich II. hörte auch von dieser „Bekehrung" und ließ dem „Büßer" durch d'Argens bissige Vorwürfe über „das traurige Ärgerniß machen, das er im Reiche Satans gegeben habe". Der verstockte Heuchler gestand die Wahrheit der That zu, betheuerte aber, „daß er treu geblieben sei dem heiligen Wort, das die Kinder Beelzebubs sich im Gewölbe Lucifers gegenseitig gegeben hätten". „Ist es denn ein Verbrechen, daß ein Teufel in die Messe geht, wenn er sich in Pfaffenland befindet? . . . . Es wäre zu wünschen gewesen, daß der hochwürdige Pater (Friedrich), den ich so sehr geliebt habe, etwas mehr Nachsicht mit einem ergebenen Diener gehabt hätte." [1]

Das Alles bedarf keiner weiteren Erklärung. Selbst der Gegenstand des „Schwures, den die Kinder Beelzebubs im Gewölbe Lucifers geschworen", wird kein Geheimniß mehr sein, sobald Voltaire sich außer „Pfaffenland" weiß und das geheime Schiboleth der Berliner Verschworenen zum offenen Kriegsgeschrei der französischen „Philosophie" erheben darf. Das „heilige Wort" aber lautet: „Écrlinf", d. h. Nieder mit dem oder der Infamen, Christus und seiner Kirche!

[1] An d'Argens, März 1754.

19. Neues Wandern. Der Benedictiner. Ansiedelungen.

1754—1758.

Der vorgebliche Zweck Voltaire's bei seiner Abreise von Berlin war der Gebrauch der Bäder in Plombières gewesen, und daran dachte er auch jetzt wieder, als die schöne Jahreszeit gekommen war. Schon hatte er seiner Nichte geschrieben, in Plombières baldmöglichst zu ihm zu stoßen, als er von ihr die Nachricht erhielt, daß augenblicklich sein Erzfeind Maupertuis die Bäder gebrauche und man deßhalb die Reise aufschieben müsse. Voltaire erinnerte sich nun, daß er im Jahre 1748 einmal eine Einladung des bekannten Abtes Dom Calmet erhalten hatte, welche ihm die herrliche Abtei Senones mit ihrer reichen Bibliothek zur Verfügung stellte. Da die Abtei in der Nähe der Grenze auf kaiserlichem Gebiet lag und von jeder bischöflichen Gerichtsbarkeit frei war, schien sie ein guter Posten, um die Räumung Plombières' abzuwarten. So wurde Voltaire für einen Monat Benedictiner, studirte Kirchenväter, Concilien, Chroniken und Capitularien, oder vielmehr „ließ sich im Refectorium wohl sein, während die Mönche für ihn Auszüge machten". Der grundgelehrte aber naive Dom Calmet begann an eine aufrichtige Bekehrung Voltaire's zu glauben, als er ihn in der Frohnleichnamsprocession demüthig, eine Kerze in der Hand, hinter dem Traghimmel einherschreiten sah, oder ihn sonst wie einen gelehrigen Schüler über die Lösung der Schwierigkeiten gegen den Glauben fragen hörte. Der fromme Mann ahnte nicht, daß Voltaire aus den gelehrten Commentaren der Bibel nur die Schwierigkeiten ohne Rücksicht auf deren Lösung abschrieb, um sich ihrer nachher als Leitfaden bei seinen Ausfällen und Satiren gegen die heiligen Bücher zu bedienen. Auch ein anderes Stücklein Voltaire's erfuhr der Abt zu spät. Während seiner Forschungen in der reichen Abteibibliothek hatte der Dichter mehrere seltene Werke und Handschriften entdeckt, die ihm ausnehmend gefielen. Kurz vor seiner Abreise nun reichte er jene Schätze durch ein Fenster einem draußenstehenden Helfershelfer, Diener oder Copisten, hinaus, und dieser brachte sie schleunigst in Sicherheit. Als der Abt nach Voltaire's

Abreise den Verlust entdeckte und auch bei seinem Gaste nach dem Verbleib der Bücher sich erkundigte, läugnete dieser Alles „mit seiner bekannten Ehrlichkeit" rund ab [1].

Unterdessen war in Plombières das Feld rein geworden; Voltaire brachte dort die ersten vierzehn Tage des Juli zu und kehrte dann nach Colmar zurück, wo ihm bald durch den Besuch der Markgräfin von Baireuth, Friedrichs Lieblingsschwester, eine angenehme Überraschung wurde. Sie war auf der Durchreise nach Montpellier und wollte dorthin auch Voltaire mitnehmen, worauf dieser freilich nicht einging, dafür aber um so eifriger die Vermittlung der Schwester in Anspruch nahm, um mit dem Bruder wieder in ein besseres Verhältniß zu treten. Wirklich sind schon zu Ende dieses Jahres Versuche einer Annäherung sichtbar, indem Voltaire dem König seine Werke sendet und sie mit begütigenden Schreiben begleitet. Allein Friedrich meldet darüber seinem ehemaligen Secretär Darget: „Sollten Sie es glauben! Voltaire hat, nach all' den Streichen, die er mir gespielt, wieder Schritte gethan, um hierher zurückzukommen! Doch Gott soll mich davor bewahren. Er ist nur gut zu lesen, ihn kennen zu lernen, ist gefährlich."

Die Markgräfin reiste ab; Voltaire zauderte nicht lange mehr, dasselbe zu thun. Der Rector des Jesuitencollegs in Colmar, P. Kroust, hatte in Versailles einen Befehl erwirkt, um die katholische Stadt von dem öffentlichen Ärgerniß zu befreien. Voltaire wandte sich nach Lyon, wo ihm der Herzog von Richelieu eine Zusammenkunft angesagt hatte. Der Empfang des Dichters in der zweiten Stadt des Königreiches war eine wahre Ovation; wo immer Voltaire sich öffentlich zeigte, auf den Straßen, im Theater, überall wurde er mit Ehrfurcht und Begeisterung behandelt. Die Akademie ernannte ihn zu ihrem Mitglied, die Schauspieler führten seine Stücke auf — aber die Hauptsache bei Allem dem fehlte, der Erzbischof und der königliche Intendant verhielten sich dem berühmten Gast gegenüber mehr als kalt. Zwar hatte Voltaire bei dem Cardinal de Tencin einen Versuch gemacht, das Eis zu brechen, allein vergeblich. „Mein Freund!" sagte er daher traurig beim Hinausgehen aus dem erzbischöflichen Palast zu Collini, „dieses Land ist nicht für mich gemacht!" Der Erzbischof hatte ihm erklärt, einen Mann wie Voltaire nicht zur Tafel ziehen zu können; dafür wurde der gute Cardinal zur Strafe unter die Gottlosen gezählt!

---

[1] Vergl. die Belege bei Armel de Kervan, Voltaire p. 195.

Lyon und Frankreich waren wirklich nicht für Voltaire gemacht; der Boden brannte dem Dichter unter den Füßen, überall „fürchtete er eine Bombe, die jeden Augenblick platzen konnte", und diese Bombe war immer und allerorts die unselige Pucelle, die ihren Auctor wie ein höllisches Gespenst verfolgte. Gerade in jener Zeit tauchten allerorts Copien derselben auf, in Paris bereitete man eine Ausgabe vor, und kam es wirklich dazu, so wäre das Werk nicht bloß den Flammen des Scheiterhaufens, sondern der Dichter auch zum mindesten dem Staatsgefängnisse überantwortet worden. Das wußte Voltaire wohl, denn in dem Gedichte war weder Heiliges noch Profanes, weder Hof noch Hierarchie, weder der König noch besonders die Maitresse geschont.

Mitten im Winter, vierzehn Tage vor Weihnachten, floh Voltaire das ungastliche Vaterland und kam am 12. December, Abends spät, vor den geschlossenen Thoren Genfs an. Allein die Stadt Calvins öffnete sich freundlich dem Feinde des Katholicismus; ein Freund, Dr. Tronchin, nahm den Flüchtling auf und bewirthete ihn für zwei Tage.

Am 14. finden wir Voltaire mit seinem Gefolge auf dem herrlichen Schlosse Prangins bei Nyon, das der Banquier Giger aus St. Gallen ihm zur Verfügung gestellt hatte. „Was thaten sie (Voltaire und seine Begleitung) auf diesem prachtvoll gelegenen Herrensitz? 1. Wir langweilten uns ein wenig. 2. Man war mehr als gewöhnlich übler Laune. 3. Man trieb Geschichte. 4. Man aß sehr wenig. 5. Man philosophirte eben so schlecht als in den großen Städten, und an letzter Stelle wußte man nicht, wie das enden sollte." [1]

Voltaire benutzte diese Zeit zu einer Umschau nach einem Wohnort, wo er nach den langen Irrfahrten seine Laufbahn im Frieden beschließen könnte. Nach einander fiel sein Blick auf ein Landhaus bei Lausanne, Monrion genannt, und auf ein anderes, mit Villa, in der Nähe von Genf, das den Namen Sur-St.-Jean führte; beide kaufte er auf Lebenszeit und brachte die folgenden Jahre abwechselnd auf dem einen oder anderen derselben zu. Die Ansiedlung in Sur-St.-Jean hatte nicht geringe Mühe gekostet, da nach Genfer Gesetzen kein Katholik Bodenbesitzer im Gebiet der „Gottesstadt" werden durfte. Aber konnte Voltaire überhaupt noch als Katholik gelten? Als er beim großen Rath von Genf um Dispens einkam, wurde ihm diese mit folgendem Vermerk bewilligt: „Die einzige Sache von Bedeutung, welche die allgemeine Freude über den Be-

[1] Collini an Dupont, 26. Dec. 1754.

sitz eines so berühmten Mannes, wie Sie sind, getrübt hat, ist der Gedanke, daß einige Ihrer Jugendwerke die Grundfesten der Religion antasteten, wenn auch die späteren sich bloß gegen Mißbräuche zu kehren scheinen . . . Die weisen Männer unserer Regierung und die gute Bürgerschaft haben in Folge dessen auch eine gewisse Unruhe nicht verheimlicht, allein diese Bedenken vollständig zu beseitigen, liegt ja bei Ihnen u. s. w." Darauf antwortete Voltaire unter dem 9. Februar 1755: „Was Sie mir über die Religion schreiben, ist sehr vernünftig. Ich verabscheue die Intoleranz und den Fanatismus, ich ehre Ihre religiösen Gesetze. Ich liebe und ehre Ihre Republik; ich bin zu alt, zu krank und auch ein bischen zu streng gegen die Jugend. Sie werden mich verbinden, wenn Sie Ihren Freunden die Gefühle ausdrücken, die mich auf's Engste an Sie ketten."

Warum erklärte Voltaire sich nicht lieber gleich als Calvinist?

Einmal Grundbesitzer durch Beschluß des weisen Rathes, begann Voltaire die neue Herrschaft nach seinem Geschmack einzurichten. Zuerst wurde der Name geändert, „denn er wollte nicht dulden, daß ein Heiliger seinem Haus den Namen gebe", und nannte es wegen seiner Lage „Délices". Das alte Haus wurde fast ganz umgebaut, der Park neu angelegt; die herrlichsten Möbel glänzten in den Zimmern, in den Remisen standen vier Wagen, sechs Pferde in den Ställen; zum Dienst des Herrn gehörten ein Kutscher, ein Postillon, zwei Lakaien, ein Kammerdiener und ein französischer Koch; unter Mad. Denis' Oberleitung besorgten Dienerinnen das Hauswesen — kurz, in Délices herrschte nach allen Berichten der Luxus, den Voltaire einst im „Weltling" beschrieben hatte. Einst und jetzt, welcher Abstand! Ein Mann, der bis über sein sechzigstes Jahr gedarbt, gespart und zusammengescharrt hatte wie ein Geizhals, wurde auf einmal zum wahren Verschwender; er, der sich bis dahin fremd und heimathlos bei Gönnern und Freunden herumgetrieben, sah sich jetzt als Eigenthümer zweier eigenen Herrschaften! Aber auch, wie dieser Mann sich beeilte, seinen Freunden in Paris in einem Gedichte die Freuden und das Hochgefühl des Besitzes zu schildern, und mit welchem Stolze er über jenes Gedicht schrieb: „Der Dichter kommt in *seiner* Besitzung am Genfer See an!" [1]

Der Gäste strömten bald genug herbei; selbst die vornehmen Genfer hielten es nicht gegen ihr Gewissen, mit Voltaire zu Tisch zu sitzen und

[1] Oeuvres. L'auteur arrivant dans sa terre.

seinen dramatischen Vorstellungen beizuwohnen. Gegen das Letztere legten aber die rigoristischen Prediger bald energischen Protest ein, dem Voltaire sich um so eher fügen mußte, als er doch bereits hinreichende Gründe hatte, einen Widerruf der erhaltenen Erlaubniß vom hohen Rath zu befürchten. Die Pucelle war in Frankfurt erschienen, in Frankreich vermehrten sich die Copien derselben so sehr, daß sie, wie Voltaire klagt, nicht mehr für fünfzig Louisd'or, sondern für den Spottpreis von fünf feilgeboten wurden. Der Cardinal de Tencin verklagte das Werk beim König. Zu allem Unglück kam noch ein Buchhändler aus Lausanne, Grasset, nach Genf, mit der Absicht, das von ihm bereits vervielfältigte Manuscript der Pucelle entweder an Voltaire zu verkaufen oder es zu veröffentlichen. In dieser drohendsten aller Gefahren wußte der Dichter kein anderes Mittel, als sein eigenes Werk und den Buchhändler beim hohen Rath zu verklagen und Gerechtigkeit gegen Beide zu verlangen. Die Entrüstung, mit der dieses geschah, überzeugte die Genfer Regierung von Voltaire's Unschuld an dem Gedicht; Grasset wurde gefangen genommen und später aus der Stadt gejagt, dem Denuncianten aber übersandte man im Namen der Republik, der Religion und guten Sitten eine feierliche Dankadresse.

Verfolgt man im Einzelnen die hundert Intriguen Voltaire's, um die Verantwortlichkeit für die Pucelle von sich abzuwerfen, die beständige Angst, in welcher er während nahezu eines Jahres deßwegen schwebte, so kann man kaum begreifen, wie er dabei noch Zeit und Muth fand, andere nicht weniger gefährliche Werke abzufassen oder zu veröffentlichen. So lieferte ihm das berühmte Erdbeben von Lissabon im Jahre 1755 den Stoff zu einem gottlosen Gedicht[1], das er zugleich mit dem bereits besprochenen „Naturgesetz" in demselben Jahre als seine „kleine Fastenstation des P. Liébaut" drucken ließ, wie er früher die sieben „Discours sur l'homme" als „große Fastenstation des P. Voltaire" bezeichnet hatte.

„Das Unglück von Lissabon" stellt sich die Frage: „Wie ist das Übel zu erklären?" Die Einen sagen: „Hier liegt ein göttliches Strafgericht vor." — Aber, fragt der Dichter, warum tanzt denn Paris, wenn Lissabon versinkt? Optimistische Philosophen wie Leibniz und Pope erklären sich die Schwierigkeit durch die Nothwendigkeit des Naturzusammenhanges, welcher verlangt, daß dem allgemeinen Besten ein besonderer

[1] Oeuvres. Le désastre de Lisbonne.

Schaden geopfert werde. Aber, so fragt Voltaire, warum mußten sich die unterirdischen Schwefellager gerade unter einer volkreichen Stadt und nicht in der Wüste befinden? — Soll man ein böses Grundprincip, einen Typhon oder Ahriman annehmen, der dem guten Gotte widerstreitet? Aber das sind ja Wahngebilde dunkler Zeiten.

Was bleibt also noch übrig? „O Sterbliche, man muß leiden, schweigend sich beugen und sterben! Daß Alles gut sei, ist eine Täuschung, daß Alles gut werde, ist unsere Hoffnung. — Aber die Hoffnung selbst, worauf beruht sie als auf der Offenbarung? — Ach Gott, warum muß nun aber diese Offenbarung selbst ein Gegenstand des Zweifels und Disputes sein?" In Summa also besagt die lange, nicht ganz klare, und zwar absichtlich vage gehaltene Rede Folgendes: Lissabon ist untergegangen, und man weiß nicht warum. Jedenfalls ist aber das Unglück ein Zeichen, daß der Optimismus absurd ist, daß dem Menschen im Anblick der Übel dieser Welt nichts Anderes bleibt als Resignation und eine höchst schwache Hoffnung. Diese trost- und gottlose Lehre ist freilich in recht „philosophischer" Weise in einen Wust von Fragen, demüthigen Unterwerfungsbetheuerungen u. s. w. vergraben, ja die eigentliche Giftspitze in die letzte Anmerkung[1] verwiesen — allein jeder aufmerksame Leser findet sie leicht heraus. Auch Jean Jacques Rousseau, dem Voltaire das Gedicht geschickt hatte, fand sie ohne Mühe und schrieb darüber dem Dichter unter dem 18. August 1756 einen langen und theilweise herrlichen Brief, worin es heißt:

„Das Gedicht Pope's lindert meine Übel und ermahnt mich zur Geduld; das Ihrige schärft meine Leiden, verführt mich zum Murren, und bringt mich, indem es mir Alles, außer einer sehr erschütterten Hoffnung, raubt, zur Verzweiflung! .. Eine solche Doctrin scheint mir grausamer als selbst der Manichäismus. Wenn die Schwierigkeit, den Ursprung der Übel zu erklären, Sie zwang (?!), irgend eine der Vollkommenheiten Gottes zu opfern, warum wollen Sie denn gerade seine Macht auf Kosten seiner Güte rechtfertigen? Handelt es sich darum, zwischen zwei Irrthümern zu wählen, so würde ich mich lieber für den ersten entscheiden." Das Ende des Schreibens ist recht merkwürdig als psychologische Erklärung der Geistesstimmung beider Propheten der Revolution. „Ich kann nicht umhin," schreibt Rousseau, „Sie,

[1] Die Anmerkungen sind gewöhnlich der gefährlichste Theil der Schriften Voltaire's. Wie er aber mit diesen Noten verfuhr und in ihnen das Mäntelchen nach dem Winde hing, geht recht drastisch aus einem Brief an Thieriot (30. April 1756) hervor, der anhebt: „Ich lese soeben die Zeitung, und bitte Sie folglich, die Anmerkung über Bayle zu ändern. Ich will keine Händel" u. s. w.

mein Herr, bei dieser Gelegenheit auf die eigenthümliche Verschiedenheit, ja Gegensätzlichkeit hinzuweisen, die zwischen uns in diesem Punkte obwaltet. Sie leben frei mitten im Überfluß, mit Ehren überhäuft und enttäuscht über alle eitele Größe. Überzeugt von der Unsterblichkeit, philosophiren Sie ganz frei über das Wesen der Seele, und wenn Ihr Leib oder Ihr Herz leiden, so besitzen Sie in Dr. Tronchin einen Arzt und einen Freund. Und doch finden Sie nur Übel auf dieser Welt, während ich, ein unbekannter Mensch, arm und von einem unheilbaren Übel gequält, mit Freuden in meiner Einsiedelei Betrachtungen anstelle und finde, daß Alles gut ist. Woher dieser anscheinende Widerspruch? Sie haben es selbst erklärt: Sie genießen — ich hoffe; und die Hoffnung ist es, die Alles verschönert." [1]

Der „Genießende" und der „Hoffende" sollten sich bald auf einem anderen Fußboden als Feinde wiederfinden und noch andere Erklärungen ihrer „Gegensätzlichkeit" geben.

Eine der weiteren Beschäftigungen Voltaire's in Délices war die erste von ihm anerkannte Gesammtausgabe seiner Werke — eigentlich wohl die vierte oder fünfte. An der Spitze dieser von den Gebrüdern Cramer in Genf besorgten Ausgabe findet sich folgender, als Einleitung dienende Brief: „Es gibt fast keines meiner Werke, mit dem ich vollständig zufrieden bin, einige möchte ich nie gemacht haben . . . Ich bin von Geburt ein Franzose und Katholik, und hauptsächlich in einem protestantischen Lande halte ich viel darauf, meinen Eifer für mein Vaterland und meine Religion, und meine Ehrfurcht für Jene, die an der Spitze dieser Religion stehen, zu bekennen." Weßhalb diese Erklärung, die mit der Auswahl der Werke in so grellem Widerspruch stand, ja wie eine bittere Ironie auf Vaterland und Religion sich ausnahm? Voltaire glaubte noch immer an eine Möglichkeit der Wiederkehr an den französischen Hof, wo gerade um jene Zeit seine Freunde Richelieu und d'Argental ihren Einfluß aufboten, König und Maitresse günstig zu stimmen. Allein weder die Schritte der Freunde, noch Voltaire's Lügen hatten Erfolg; er blieb einstweilen „Voltaire der Schweizer".

In seiner Häuslichkeit war trotz des äußeren Glanzes nicht Alles so ganz golden. Des sechzigjährigen Onkels Betragen mit den Damen der Umgegend war nicht weniger als die beständigen Coquetterien der nahezu fünfzigzährigen Nichte Denis ein beständiger Grund zu Eifersüchteleien und Reibungen. Wir gehen schnell darüber hinweg, da zu Voltaire's Sittenporträt im Voraufgehenden bereits hinreichende Züge

[1] Correspondance de J. J. Rousseau. An Voltaire, 18. Aug. 1756.

geboten wurden und gewisse Regeln des Anstandes manche Erzählung verbieten. Nur wollen wir noch vorübergehend jene Briefe an seine andere Nichte, Madame de Fontaine, erwähnen, in denen er diese Dame auffordert, „ihm recht viele Nuditäten zu malen“, „pour ragaillardir ma vieillesse“, aber Sorge zu tragen, daß man nur „le plus beau et le plus immodeste“ im Palais-Royal für ihn copiren lasse[1]. In Folge einer Rivalität und Eifersucht zwischen Onkel und Nichte wurde um diese Zeit auch der bekannteste Secretär Voltaire's, der Florentiner Collini, entlassen. Seitdem gebrauchte er nur mehr gewöhnliche Copisten, die zugleich mit der Oekonomiebuchführung betraut waren, als philosophische Geheimschreiber.

Die gewöhnlichste Erholung Voltaire's blieb immer noch das Theater, weßhalb er an mehreren Orten auf eigene Kosten Bühnen errichtete. So auch in Mon-Repos bei Lausanne, wohin er besonders die Prediger dieser Stadt einlud. Welche Wonne für ihn, nach der ersten Aufführung Zulima's melden zu können, zwölf Prediger hätten diesem Stücke beigewohnt und reiche Thränen vergossen. Es war ihm eine rechte Freude, die Prediger von Lausanne zu verführen (débaucher), während ihn jene von Genf verurtheilt hatten[2].

Da es ihm in Lausanne so wohl gefiel und der dortige Geist ihm viel toleranter als derjenige von Genf vorkam, wünschte er ein eigenes Haus in der Stadt selbst zu haben. Bald fand er ein solches, herrlich in der Straße Grand-Chêne gelegen, das mit seinen 15 Fenstern auf der Hauptfaçade gerade gegen den Genfer See und die Savoyer Berge schaute. Von seinem Bette aus konnte er dieses großartige Panorama sehen und fand es „des Bosporus würdig“. Auch in diesem Hotel war bald ein Theater errichtet, eine Schauspielertruppe engagirt und „man spielte vor einem gewählten Publikum von 200 Zuschauern Tragödie, Comödie, Opera und Ballet“. Damit hatte jedoch das „Geschäft“ eine zu bedeutende Höhe erreicht, als daß der Widerspruch lange ausbleiben konnte. Lausanne spaltete sich in zwei Parteien: den „Olymp“, d. h. die kirchlich Orthodoxen, und „die Schöngeister“, die auf Seiten Voltaire's standen. Es kam zu Reibereien und Voltaire zog ab. Allein das Gift, das er der Gesellschaft eingeimpft, blieb zurück. Vornehme Damen aus dem Patrizierstande, welche mit Voltaire gespielt und von ihm

---

[1] An Mad. de Fontaine, 8. Jan. 1756; Juni 1757.

[2] Vergl. die Briefe an Cideville, Dupont, Moncrif u. s. w. Febr. bis April 1757.

in die Bühnenkunst eingeweiht waren, brachten auch nach seiner Abreise bald wieder das Theater in Mode. Alte Patrizier mögen daher nicht Unrecht gehabt haben, wenn sie der Anwesenheit und dem Treiben Voltaire's in Lausanne den Verfall der Sitten und die Abnahme des Glaubens zuschrieben [1].

Aus Lausanne vertrieben, suchte Voltaire nach einer neuen Herrschaft. Es verlangte ihn über das geistige Schaffen hinaus nach einer äußeren Wirksamkeit, und dazu boten ihm die kleinen Besitzungen keinen hinreichenden Spielraum. Hatte er früher mit Glück in Bank- und Handelsgeschäften speculirt, so wollte er es jetzt mit der Landwirthschaft versuchen. Ein anderer Grund trat noch hinzu. Monrion lag im Bernischen, Délices im Genfischen; ein Philosoph aber muß, sagte Voltaire, wie ein Fuchs immer zwei bis drei Schlupflöcher gegen die verfolgenden Hunde haben [2]; er wollte also auch noch eine dritte Besitzung auf französischem Gebiete erwerben, um im Nothfall zwischen drei Territorien wählen zu können. Bald fand er in der That im Jahre 1758 Gelegenheit, in dem französischen Grenzländchen Gex, zwischen dem Genfersee und dem Jura, zwei größere Besitzungen zu erwerben. So kaufte er erst von dem Präsidenten de Brosses Schloß und Herrschaft Tourney an. Kaum aber war er in die Besitzung eingezogen und von den Bauern und Beamten als Herr begrüßt worden, so begann er auch so eigenmächtig gegen den Contract zu handeln, daß de Brosses sich zu Einsprachen gezwungen fand. Durch allerlei Kniffe und Chicanen suchte Voltaire anfangs seinem Gegner durchzuschlüpfen, allein dieser war ein viel zu gewiegter und geübter Jurist, als daß der ehemalige Jünger des Meisters Allain etwas gegen ihn vermocht hätte. Es ist in kurzen Worten nicht anzudeuten, wie weit in diesen Streitigkeiten die Betrügereien, der Geiz und der lächerlichste Stolz Voltaire's manchmal gingen, man müßte hierzu die ausführlichen Briefe des Präsidenten de Brosses lesen, die den Philosophen auf ewige Zeiten als den ersten Chicaneur seines Jahrhunderts gebrandmarkt haben [3]. Saint-Beuve sagt über die beiden Streitenden: „Der Name de Brosses würde für immer befleckt geblieben sein mit den gehässigen Anschuldigungen des Betrugs, welche Voltaire so unverschämt gegen ihn geschleudert hat, wenn die ‚Correspondenz' der Beiden

[1] Vergl. Voltaire à Lausanne par J. Olivier. Lausanne 1842.

[2] An d'Alembert, 25. April 1760.

[3] M. Foisset, Voltaire et le président de Brosses. Correspondance inédite.

nicht veröffentlicht worden wäre und klar dargethan hätte, daß auf Voltaire's Haupt alle Anklagen zurückfallen, mit denen er zuvor de Brosses überhäuft hatte."

Um mehr Ruhe zu haben, kaufte endlich Voltaire noch im selben Jahre von einem Herrn Budée de Boisy die weiter landeinwärts gelegene Herrschaft Ferney, die er als eine freie Herrschaft bezeichnet, deren gleichen es nicht zwei im ganzen Königreiche gebe. Mit Tourney zusammen hatte sie einen Umfang von zwei Quadratmeilen.

Und so kam es, daß der Sohn des Herrn Arouet sich fürderhin unterzeichnen konnte: „Franz von Voltaire, ordentlicher Kammerjunker des Königs, Graf von Tourney und Ferney". Wer wollte ihm künftig noch beikommen? Schrieb er doch stolz: „Es erübrigt mir nur, Herrn ** zu bitten, auf einem meiner Schlösser zu Tisch zu kommen und ihn beim Dessert aufknüpfen zu lassen. Ich habe glücklicherweise in meinen Besitzungen die hohe Gerichtsbarkeit . . . Wahrlich, ich sehe ein, daß ich vortrefflich daran gethan, Zinnen und Verließe zu kaufen, ich war ehedem viel zu sehr den Priestern und Buchhändlern preisgegeben." [1] Besonders widerlich klingt, was Voltaire in seinen Memoiren zum Schluß der Schilderung seines Reichthums sagt: „Das war genug, um mehr als einen meiner lieben Mitbrüder in der Literatur vor Neid bersten zu machen. Ich bin nicht reich geboren, bei Gott, nein. Man fragt mich darum, durch welche Kunst ich es dahin gebracht habe, wie ein Generalpächter zu leben . . . Es ist gut, daß ich es sage: ‚In Frankreich muß man entweder Amboß oder Hammer sein.' Ich war als Amboß geboren."

Von nun an aber wird Voltaire Hammer sein — der Hammer des „Fanatismus und der Infamen". Trefflich charakterisirt Macaulay diesen Übergang in seiner Studie über Friedrich II.:

„Voltaire flüchtete sich an die reizenden Gestade des Genfersees, wo er nun, jeder Fessel, die ihn bisher eingeschränkt hatte, ledig und in Hinsicht auf Höfe und Kirche ebenso arm an Hoffnungen wie frei von Befürchtungen, seine lange Fehde gegen jede zum Segen oder Unsegen der Menschheit bestehende Gewalt eröffnete. Denn was Burke von der constituirenden Versammlung sagt, das gilt auch im vollsten Sinne von diesem ihrem großen Vorläufer. Voltaire verstand es nicht, aufzubauen, bloß niederzureißen vermochte er; er war so recht der Vitruvius der Zerstörung. Nicht eine einzige Lehre hat er uns hinterlassen, die man nach ihm benennen könnte, nicht eine

---

[1] An de Brenles, 27. Dec. 1758.

einzige Zugabe zu dem Schatze unseres positiven Wissens: dafür hat aber auch kein menschlicher Lehrer jemals seinen Weg bezeichnet durch einen so ausgedehnten und so schreckhaften Ruin, von Wahrheiten wie Irrthümern, von edlen wie gemeinen, nützlichen wie verderblichen Einrichtungen. Vom ersten Augenblicke seines Aufenthaltes am Fuße der Alpen gingen der Dramatiker, der Witzling, der Geschichtschreiber auf in der einen wichtigeren Lebensaufgabe, der Patriarch, der Stifter einer Secte, das Haupt einer Verschwörung, der Fürst einer ausgedehnten Geisterrepublik zu werden."

---

20. Leben in Ferney.

1758.

Feierlich zog Voltaire mit seiner Nichte in Ferney ein. In einem Galawagen saßen der Herr und die Dame; sie hatte ihre reichsten Kleider angelegt und strahlte förmlich vor lauter Gold und Edelsteinen; er trug einen Anzug von karmoisinrothem Sammet, der reichlich mit Hermelin ausgefüttert und verbrämt war. Die guten Bauern staunten wohl etwas über diesen „Pelzrock" im Hochsommer, aber bewunderten aufrichtig den Reichthum und die Pracht der neuen Herrschaften. Bei der Pfarrkirche stiegen diese ab, der Pfarrer empfing sie, und eine Messe mit Musik und Böllerschüssen wurde zu ihrer Ehre gefeiert[1].

Das alte Schloß gefiel dem neuen Herrn bald nicht mehr, er führte ein neues auf, „sehr schön, von angenehmer Bauart, dorischen Stils, das selbst in Italien bewundert würde". Und da dieses Schloß, eines Palladio würdig, tausend Jahre dauern sollte, so schrieb er auf das Giebelfeld die Worte: „Voltaire fecit", um auch als ein berühmter Architekt in der Nachwelt fortzuleben[2].

Tausend Jahre hat das Schloß glücklicherweise für den Ruhm des „Architekten" nicht gestanden, nach kaum einigen Jahrzehnten mußte es zur größten Hälfte restaurirt werden. Die Lage ist ungeschickt gewählt, die schönste Aussicht scheint fast geflissentlich an die Hinterseite verlegt und die unverhältnißmäßig lange Façade mit bloß einem Stockwerk läßt gleich den reichen Emporkömmling erkennen, der sich behäbig und breit auf sein theuererworbenes Eigenthum steift. Auch im Innern zeigte Nichts einen wirklichen Kunstgeschmack. Unter den wenigen Gemälden war kein einziges Original; eine Menge Portraits mit den verschiedenartigsten Stichen in buntester Fülle durcheinander hängend, „machten den Salon und die Schlafzimmer zu einem wahren Pantheon oder vielmehr Pan-

---

[1] Grimm, Correspondance litter., Mai 1768, tom VI. p. 29.
[2] An Mad. d'Argental, 20. Juli 1759; de Fontaine 5. Nov. 1759 u. s. w.

dämonium"[1]. Bloß im Speisesaal hing ein großes „Originalgemälde" eines Künstlers aus Ferney; es hieß „die Apotheose" und stellt eine Gloria in französischer Frisur dar, welche Voltaire zum Wagen des Apollo führt, während dieser Gott sich mit einem Kranze gegen den Dichter neigt. Im Seitengrund figurirt der „Tempel des Andenkens", Amoretten krönen hier die Büste des Tragikers Voltaire; im rechten Vordergrund winden sich Voltaire's Feinde, des Fontaines, Fréron, Sabatier und Patoullet unter den Fußtritten und Geißelhieben der Furien!

Wenn man bedenkt, daß Voltaire in Ferney fernab von jedem wissenschaftlichen Mittelpunkt und mithin von jeder großen Bibliothek wohnte, und dabei die Gewohnheit des Philosophen in Anschlag bringt, über jede Frage der Wissenschaft nicht bloß sein Wort mitzusprechen, sondern auch als letztinstanzliche Auctorität gelten zu wollen, so ist man erstaunt über den geringen Umfang und die noch ärmlichere Auswahl der Bücher, die ihm in Ferney für seine Arbeiten zur Verfügung standen. Da die Bibliothek zusammen blieb, um 100,000 Ecus von Katharina II. gekauft und nach Rußland gebracht wurde, hatte der berühmte Graf J. de Maistre die beste Gelegenheit, ein giltiges Urtheil über ihren Werth zu fällen. „Man kommt kaum von seinem Erstaunen zurück," sagt er, „wenn man die äußerste Mittelmäßigkeit der Werke betrachtet, die einst dem Patriarchen von Ferney genügten. Man würde vergebens nach jenen sogenannten großen Büchern oder seltenen Ausgaben, besonders der Classiker suchen; das Ganze gibt vollständig die Idee einer Bibliothek, welche sich ein Bauer angelegt hätte, um seine Winterabende zu erheitern .... Die ganze Sammlung ist ein Beweis, daß Voltaire gründlichen Kenntnissen irgendwelcher Art, hauptsächlich der classischen Literatur, fremd war."[2]

Nach dem Schloß kam das Theater an die Reihe. „In der festen Überzeugung, daß das Schauspiel zur Milderung [lies Corruption] der Sitten beitrage, baute er in Ferney ein hübsches Theater. Hier trat er bisweilen selbst auf, ungeachtet seiner schwachen Gesundheit, und seine Nichte, Madame Denis, die in hohem Grade (?) das Talent der Declamation besaß, spielte auf demselben die verschiedensten Rollen .... man kam von zwanzig Stunden in der Runde, um sie zu hören."[3]

---

[1] Vergl. Maynard II. S. 259.

[2] Soirées de S. Pétersbourg, note 4 du 4e Entretien.

[3] Commentaire historique.

Wenn nun Voltaire von seinem neuen Schloß auf das Dorf hinüberschauen wollte, stand ein Gegenstand immer hindernd und lästig, wie ein unverschämter Bettler, vor seinen Blicken. Es war die Dorfkirche, die das Unglück hatte, ihm die Aussicht zu verderben, und eine breite, gerade Avenue zum Schlosse unmöglich machte. So ging denn Voltaire eines Tages mit den Arbeitern, die ihm Schloß und Theater gebaut hatten, daran, die Kirche — niederzureißen. Die Arbeit der Zerstörung war zur Hälfte vollendet, als eine strenge Reclamation von Seiten des Bischofs von Annecy einlief, der Voltaire um Red' und Antwort nach der Befugniß seines seltsamen Vorgehens frug und mit einem Processe drohte. Voltaire hatte nun wohl eine gewisse Erlaubniß vom Pfarrer und Volk in Ferney erpreßt, aber er fühlte doch, daß dieselbe nicht hinreichte, weßhalb er sich beeilte, einem neuen Verbot des Bischofs dadurch zuvorzukommen, daß er die ganze Kirche bis auf den letzten Stein niederriß, Glocken, Altar, Taufstein u. s. w. in sein Haus nahm, und die Pfarrkinder eine Stunde weit in die Messe schickte, bis die neue Kirche erbaut sei. Dieses Vorgehen kam dem Bischof bald wieder zu Ohren. Dazu gesellte sich eine neue Anklage. Ebenso wenig als die Kirche, hatte Voltaire den sie umgebenden Kirchhof geschont, und auch dafür drohte der Bischof mit einem Proceß. Voltaire kann das Alles nicht fassen: „Ein Criminalproceß wegen ein paar Todtenknochen, die ich umgegraben", oder vielmehr „wegen ein paar Hammelsrippen, die man für Menschengebein angesehen hat!" [1] Man lohnt ihm so seine Wohlthaten? Während er toll genug ist, sich in Unkosten zu ruiniren und „dem Menschen" eine Kirche zu bauen, bedroht man den Herrn und die Dame von Ferney mit einem Proceß! [2] Auch ein Kreuz am Wege hatte Voltaire mit den Worten: „Schafft mir den Galgen fort", niederreißen lassen, was ebenfalls wieder Grund zur Klage bot. Seinen Freunden gegenüber spottete Voltaire freilich über den frommen Bischof und seine Scrupel, im Grunde aber war er über die ganze Sache so erbittert, daß er um jeden Preis gerne „den feigen und undankbaren Verräther kennen wollte, der eine so abscheuliche Verleumdung gegen seinen Gutsherrn ausgebracht hatte" [3]. Unterdessen nahm des Bischofs Klage ihren regelmäßigen Gang. Eines Tages erschienen die Gerichtsbeamten in Ferney, um den Thatbestand

---

[1] An d'Argental, 21. Mai und 21. Juni 1761.
[2] An dens.; an Arnoult, 9. Juni und 6. Juli 1761 u. s. w.
[3] An Fabry, 18. Juni 1761.

aufzunehmen und die Klageacte zu formuliren. „Ich habe aber," erzählt Voltaire, „all' diese Menschen ihres Weges gewiesen; ich habe ihnen gezeigt, daß sie Esel seien, wie sie es auch wirklich sind. Schon vorher hatte ich Schritte gethan, daß der Präsident des Parlamentes von Dijon ihnen diese Wahrheit bekräftigte (!). Augenblicklich stehe ich auf dem Punkte, die Ehre zu haben, de abusu zu appelliren. Ich glaube, daß ich meinen Bischof in den Tod hinein ärgern werde, wenn er nicht vorher an geschmolzenem Fett stirbt." [1] In der That hatte Voltaire nach seiner Gewohnheit bald den Proceß in ein solches Stadium gebracht, daß der Bischof aus einem Kläger ein Verklagter wurde, und Voltaire ihm sogar mit dem kanonischen Recht, das er zu diesem Behuf in wenigen Tagen sich angeeignet hatte, entgegenzutreten wagte. Durch Dazwischenkunft Choiseuls und einiger anderen mächtigen Freunde des Philosophen wies schließlich das weltliche Gericht den Bischof mit seinen Klagen zurück, das kirchliche aber war nicht mächtig genug, es mit einem Gegner wie Voltaire aufzunehmen. Es blieb dabei, daß die Kirche von Ferney auf Kosten Voltaire's, aber mit Benutzung des alten Materials aufgebaut wurde.

Der Philosoph jubelte; die Hetzjagd auf die Priester und Bischöfe, „diese bêtes puantes qui auraient été mieux à une mangeoire qu'à un autel", war ihm das höchste Vergnügen seines Alters [2]. „Ich habe meine Priester Vernunft gelehrt," schrieb er. „Bischof, Official, Promotor, Jesuit, sie alle habe ich geschlagen, und ich baue meine Kirche wie ich will und nicht wie sie. Wenn ich erst meinen philosophischen Amtmann habe, so will ich sie alle in Ordnung bringen. Ich bin der Wohlthäter der Kirche; ich will sie lehren, mich zu fürchten und zu lieben." [3]

Bis zum Papst hinauf, meinte der seltsame „Wohlthäter der Kirche", müsse man ihm dankbar und zu Willen sein. Er wandte sich also direct an den Papst mit der Bitte, ihm, dem Herrn von Ferney, folgende Punkte zu gewähren: 1. Reliquien für die neue Kirche; 2. eine absolute Gewalt über den Kirchhof; 3. einen vollkommenen Ablaß für die Todesstunde; 4. eine besondere, nur für ihn geltende Bulle, vermöge welcher er die Erlaubniß erhalten sollte, sein Land selbst an Sonn- und Feiertagen bebauen zu lassen, ohne deßwegen verdammt zu werden, denn sein

---

[1] An d'Argental, 21. Juni 1761.
[2] An Damilaville, 19. Juni; an Arnault, 6. Juli 1761.
[3] An Damilaville, 15. Juni 1761.

Narr von allobrogischem Bischof habe diese Erlaubniß dem armseligen Ländchen von Gex nicht geben wollen, sondern habe es vorgezogen, anstatt die Leute arbeiten zu lassen, die unselige Gewohnheit, sich zu Ehren der Heiligen zu betrinken, aufrecht zu erhalten [1].

Dieses seltsame Bittgesuch wurde zuerst an den Herzog von Choiseul geschickt, damit dieser sich daran erbaue, d. h. darüber lache und es dann in Rom unterstütze. Voltaire selbst fand die Sache höchst komisch und ebendeßhalb betrieb er sie mit allem Eifer. Er wollte durchaus „seinen heiligen Leib, und wenn auch keinen ganzen, so doch wenigstens einen Fuß oder Flügel" [2]. Wirklich langte auch im Oktober eine Sendung von Rom mit einer Parzelle vom Cilicium des hl. Franciscus von Assisi in Ferney an, gewiß ein sinnreiches Geschenk für den reichen Schloßherrn und eine väterliche Mahnung zur Buße! Um den Contrast zwischen der Reliquie und ihrer neuen Umgebung noch frappanter zu machen, traf am selben Tage von Paris das Portrait der Marquise von Pompadour ein, und diese doppelte Sendung von Rom und Paris mußte Voltaire nach seiner Meinung sowohl in dieser als in jener Welt in beste Achtung bringen [3].

Unterdessen war auch die neue Kirche vollendet worden und wurde feierlich eingeweiht. Über dem Portal erglänzten auf einer schwarzen Marmortafel in Goldschrift die Worte: „Deo erexit Voltaire"; im Innern zog eine große Statue Christi ohne Kreuz „wegen der Ähnlichkeit ihrer Züge mit denen des Stifters" die allgemeine Aufmerksamkeit der Bauern auf sich: „Welche Frömmigkeit!" rief man, und Jeder wollte die endgiltige Bekehrung Voltaire's schon längst vorausgesehen haben [4]. Der Philosoph hoffte auch in Frankreich als Wohlthäter der Kirche und Bekehrter bekannt zu werden; der Bischof von Limoges, Msgr. Coetlosquet, sollte bei seiner Eintrittsrede in der Akademie das Wunder feierlichst ansagen und dem Kirchengründer das Lob spenden, welches bei einer ähnlichen Gelegenheit Le Franc de Pompignan ihm vorenthalten hatte; Thieriot mit allen seinen Posaunen die frohe Botschaft den Kindern Israels verkünden, damit die Heiligen sich freuten. Die Freunde freilich erhielten

---

[1] An d'Argental, 21. Juni 1761. Nach Voltaire's Ansicht sollte der König in Ermangelung des Papstes die Sonntagsarbeit nicht nur erlauben, sondern befehlen. Ebds.

[2] An Mad. d'Epinay, 5. Aug. 1761.

[3] An Mad. von Lützelburg, 11. Oct. 1761.

[4] An La Marche, 23. Dec. 1761.

unter der Hand die für sie so tröstliche Nachricht, daß der Patriarch „nur deßhalb eine neue Kirche erbaut habe, weil ihm die andere im Wege gestanden", und so meinte Voltaire, es wiederum bei beiden Parteien, den Frommen wie den Gottlosen, gewonnen zu haben [1].

Auch über die berühmte Inschrift der Kirche blieben die Philosophen nicht im Zweifel. Während die einfältigen Christen sich darüber freuten, daß ihr Herr an Gott glaubte und diesen Glauben so feierlich bekannte, lachten die „Brüder" heimlich über das feinabgefaßte deistische Credo ihres Meisters. Dieser ermangelte auch nicht, überall hin zu schreiben, daß seine Kirche die einzige sei, welche weder der Jungfrau noch den Heiligen, sondern einzig Gott geweiht sei! Darum zog er sie auch dem Petersdom in Rom vor und fragte eines Tages einen Freund, der eben von Rom kam: „Steht denn immer die Peterskirche noch fest auf ihrem Fundament?" — „Ei freilich!" erwiederte der Gefragte erstaunt. — „Um so schlimmer!" sagte Voltaire bissig und wandte sich ab [2].

Heute, „wo die Peterskirche noch immer fest auf ihren Fundamenten steht", ist die Kirche Voltaire's längst verlassen, und man würde sie, schreibt ein Augenzeuge, für eine Scheune oder Portiersloge halten, wenn der spärliche äußere Zierath oder ihre Größe nicht auf eine andere Bestimmung deuteten [3]. Schon zu Lebzeiten Voltaire's konnte sie nicht einmal den dritten Theil der Einwohner Ferney's fassen, denn in Folge des Befehls, nur alte Materialien zu dem Neubau zu verwerthen, hatte man die Dimensionen ohne irgend eine Rücksicht auf die Bedürfnisse der Bevölkerung verkleinern müssen [4]. Als man sich über diese Unzulänglichkeit beklagte, zeigte sich Voltaire zwar betrübt darüber, behauptete aber, er sei für einen neuen Umbau zu alt und müsse dieses fromme Werk seiner Nichte und Erbin überlassen. An der neuen Kirche ließ er indeß ein einfaches aber solides Grab für sich anbringen, jedoch so, daß es halb in die Kirche, halb auf den Kirchhof ragte, worüber die Witzlinge sicher nicht ermangeln würden, zu sagen, „er sei weder drinnen noch draußen"! Er verlangte, daß man ganz genau das Maß seines Sarges nehme, und während ein Maurer „wie ein Schneider ihm die Elle anlegte",

---

[1] Vergl.: An d'Argental, 3. April; an Thieriot, 8. April; an Algarotti, 15. April 1760.

[2] Maynard II. S. 267.

[3] Foisset, Correspondance etc. S. 272.

[4] Noch heute bewahrt man in Petersburg die betreffende Weisung Voltaire's an den Architekten auf. Léouzon Leduc, Etudes sur la Russie, p. 350.

sagte er: „Wenigstens soll man nicht behaupten, ich hätte nicht genug Vorsorge getroffen!“ [1]

Wenn man all' diese Scherzreden liest und das Grinsen Voltaire's und seiner Freunde dabei zu sehen glaubt, drängt sich der Seele unwillkürlich das Andenken an das Wort des Herrn auf: „Wehe euch, die ihr lacht und fröhlich seid!“

Über dem Kirchen- und Grabbau vergaß Voltaire übrigens keinen Augenblick die zeitlichen Interessen seiner neuen Besitzung.

Es würde gar zu langweilig sein, an dieser Stelle die hundert Mittel und Wege zu erzählen, welche er anwendete, um an den Abgaben an König und Staat vorbeizukommen und, jeglicher Steuer enthoben, als unabhängiger kleiner Fürst über seine zwei Quadratmeilen Landes zu herrschen. Endlich kam das heißersehnte „Pergament mit seinem und seiner Nichte Namen von Ludwig unterzeichnet“ in Ferney an und zwar wiederum durch den gewöhnlichen Gunstkanal Voltaire's, die Maitresse, dießmal unterstützt durch den Günstling Choiseul. Das Document gewährte mehr, als Voltaire zu erwarten gewagt hatte, es erklärte ihn frei und ledig aller Lasten und gewährte ihm und seinen Leibeserben die ehemaligen Privilegien der Herrschaft Ferney auf ewige Zeiten. „Wenn ich gewußt hätte, daß das Alles so leicht ginge, würde ich unverschämter gewesen sein und dieselben Rechte für mein Gut Tourney verlangt haben, es wäre nur ein Schreibens gewesen.“ [2] Nichtsdestoweniger war er auch über das Erzielte so selig, daß er im Übermaß des Dankes versprach, der Marquise eine Ode zu singen und dem König zu beweisen, daß er „ein nützlicher Bürger sei“. Sein Jubel kannte kein Maß. „Ich bin frei,“ schrieb er, „meine Länder sind frei wie ich, frei wie meine Denkungsart.“ „Ich habe hier ein kleines Königreich in einem Alpenthal; ich bin der Alte vom Berge, nur tödte ich Niemand; Madame de Pompadour hat meine kleine Souverainetät begünstigt“; „ich lebe zwischen Frankreich und der Schweiz und bin unabhängig von beiden, ich habe das Privileg, keinem etwas zu bezahlen.“ „Man zahlt genug in Frankreich; es ist süß, wenigstens in seinen Besitzungen nichts zu zahlen.“ [3] Man muß gestehen, Voltaire ist ein „guter Bürger“ ganz

---

[1] Bei Duvernet, S. 249. Voltaire maß nach eigener Angabe 5 Fuß 3 Zoll auf einen und einen halben Fuß Umfang; an Bertrand, 21. Oct. 1757.

[2] An d'Argental, 3. Juni 1759.

[3] Aus verschiedenen Briefen an Freunde, 1759—1760.

eigener Art. Dem Staat weder Geld= noch Blutsteuer zahlen, dafür aber dem Fürsten „sein Herz“ zu eigen geben und der Maitresse mit „Oden lohnen“, das ist nach philosophischen Ideen das Ideal des guten Staatsbürgers! Lepan in seinem Leben Voltaire's[1] berechnet die Totalsumme, um welche der Patriarch von Ferney den Staat betrogen hat, auf 800,000 Francs, und Maynard ist der Meinung, daß dieser Ansatz viel zu tief gegriffen sei[2]. Das that ein Mann, der während 40 Jahre ein durchschnittliches Einkommen von 100,000 Livres hatte und wußte, daß alles, was er dem Staate entzog, vom Blute und Schweiß des armen Mannes ersetzt werden mußte. O Voltaire, nützlicher Bürger und Freund des Volkes!

Während jedoch die großartige Exemtion von den directen Abgaben noch einen äußern Schein von falschverstandener Größe hat, zeigen uns andere Schliche des „Alten vom Berge“ einen ganz gemeinen Betrug, der seinen Mann im Nothfall in's Zuchthaus gebracht hätte.

So erfahren wir z. B., wie er seinen Wein und sein Getreide dadurch immer abgabenfrei in sein Schloß brachte, daß er mit Hilfe der Amtsleute den Octroi betrog[3]; wagte es aber ein Beamter, den Betrug aufzudecken, so wendete sich Voltaire empört und proceßdrohend „an den Generalcontroleur, die Generalpächter, an den Intendanten, den Subdelegirten, ja hinauf an den Minister Herzog von Choiseul“[4]. Auch seine Postsendungen kosteten ihn nichts oder wenig. Laut einer „Ankündigung“ im Mercure vom Januar 1762 wurden alle Briefe von unbekannter Hand in Ferney nicht angenommen, und da Voltaire nicht sehr geschickt war in der Unterscheidung von Handschriften, richtete er sich gewöhnlich nach dem Siegel. Zu diesem Zwecke hatte er ein Album angelegt, auf dessen Blättern er die Siegel jener Personen aufklebte, die er zur Ehre seiner Correspondenz zuließ; unter jedem Wappen stand der Name und eine kurze Charakteristik der Persönlichkeit[5]. Nicht minder kostenfrei erhielt er sein Geld aus Paris und die Einlösung seiner verschiedenen Wechsel, und zwar durch seine Intimität mit dem Hofbanquier La Borde u. s. w.

Aber sich selbst von allen L a s t e n befreien, ist erst die Hälfte der

[1] S. 290. [2] II, 256.

[3] An Bertrand, 9. u. 21. Sept. 1757.

[4] An d'Argental, 1. Febr. 1760.

[5] J. A. Dufresne, Encore une visite au château de Ferney — Voltaire, Paris 1834, p. 14.

Klugheit, man muß es auch verstehen, seine Rechte geltend zu machen. In dieser Beziehung soll nach einem glaubwürdigen Schriftsteller [1] eine Autographensammlung lehrreich sein, welche sich im Besitz einer Genfer Familie findet und die hundert Kniffe Voltaire's gegen seine Bauern und Nachbarn auf die anziehendste Weise illustrirt. Um nur Eins zu erwähnen, erinnern wir an den dreijährigen Proceß gegen seinen eigenen Pfarrer wegen eines Zehnten. Einen Priester beschädigen, das war schon ein gutes Werk [2], dann aber „lag ihm auch der Zehnte schrecklich am Herzen" [3], und zwar so, daß er die Angelegenheit durch alle Instanzen verfolgte, ja sogar wieder eine Staatsaffaire daraus machen wollte, weil „er absolut nicht für die Kirche säen", noch „sich von seinem lieben Pfarrer bestehlen lassen wollte". Glücklicherweise war das Recht des Pfarrers so klar, daß selbst ein Voltaire nichts dagegen vermochte, trotz des Parlamentes von Dijon und des hohen Rathes von Genf und des Herzogs von Choiseul. „Wir werden auf Gnade und Ungnade in die Hände eines Trunkenbolds [4] von Priester geworfen, unser Land wird geschändet, alle Annehmlichkeiten unseres Aufenthaltes sind verloren!" so jammert er schließlich in einem Briefe vom 10. April 1764 und ist froh, „um einige Louisd'or" sich mit seinem „lieben Pfarrer" auseinander zu setzen.

Es wäre hier zur Vollständigkeit des Bildes nöthig, auch von Voltaire dem Ökonomen zu sprechen, und zu erzählen, wie er sich auf alle mögliche Weise um die Verbesserung des Landes, die Verschönerung der Gegend, besonders aber um seine Gärten bemühte, Bäume pflanzte, Sümpfe auf Staatskosten trocknen ließ, ein Gesetz gegen die Maulwürfe in Vorschlag brachte u. s. w. Um noch in höherem Grade sich um das Vaterland verdient zu machen, kaufte er acht alte Mähren und wandte sich dann an den Marquis de Voyer, um vom König den Titel

---

[1] Gaberel, Voltaire et les Genevois, p. 14.

[2] An Damilaville, 17. Aug. 1763.

[3] An d'Argental, 23. April 1764.

[4] Es ist wohl überflüssig, ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß die Bezeichnungen „Trunkenbold", „Schmerbauch" u. s. w., die Voltaire seinem Pfarrer und Bischof gibt, nur im Zorn des Dichters einen Grund haben. Den Bischof werden wir später als wahren Seelenhirten kennen lernen; der Pfarrer hatte nur den einen Fehler, daß er sich bisweilen vor Voltaire fürchtete. Der Philosoph war auch die Ursache seines Todes, indem er dem Priester während einer Nacht sein ganzes Hausgesinde zuschickte, was den Pfarrer so erschreckte, daß er kurz nachher starb. Dieß verhinderte Voltaire nicht, zu schreiben, „der Pfaff sei am Trunke gestorben".

eines „Hauptmannes oder Directors der Gestüte im Lande Gex“ und zugleich einen Hengst aus dem königlichen Marstall zu erhalten. Als diese Bitte in Paris keinen Anklang fand, kaufte er selbst einen dänischen Hengst und wirthschaftete auf eigenes Risiko zur großen Erheiterung aller ihn besuchenden Fremden.

So abgelegen von allem Weltverkehr das kleine Ferney auch zu liegen schien, so war es doch während eines Zeitraumes von nahezu zwanzig Jahren das Ziel von hundert und aber hundert Reisenden, der berühmteste Wallfahrtsort des philosophischen Jahrhunderts, das Mekka des Unglaubens und des Geschlechtes der Encyklopädie. Wer Ferney und Voltaire nicht gesehen hatte, durfte nicht mitreden, und die erste Frage nach der Rückkehr eines Reisenden in seine Heimath, sei es Deutschland, Spanien, England, Frankreich, Italien, Rußland, war und blieb immer: „Haben Sie Voltaire gesehen? — Waren Sie in Ferney?“

Fürsten und Bürger, Männer und Frauen, Priester (!) und Laien, Jung und Alt, Alles glaubte wenigstens einmal in seinem Leben als guter Philosoph die Wallfahrt nach Ferney machen zu müssen — und so bewahrheitet sich auch in diesem wie in allen andern Punkten wieder der Satz, daß, wo ein Gott gestürzt ist, das Herz gleich einen Götzen erfindet. Die katholischen Wallfahrten waren durch die Philosophie mit Hohn und Spott übergossen worden, die Audienzen beim Papst als Götzendienst verschrieen, dafür trat nun als Ersatz die Wallfahrt nach Ferney und die Audienz bei dem Patriarchen. Aber welche bittere Ironie der Vorsehung in dieser Äfferei des katholischen Cultus! Häufig kam es vor, daß Voltaire nicht aufgelegt oder daß die Anzahl der Besucher zu bedeutend war, um sie einzeln vorzulassen. Dann wurde eine Stunde angesagt, die Gäste stellten sich in einer langen Reihe im Salon, in den Gängen oder dem Garten auf und harrten schweigend auf das Erscheinen des „Göttlichen“. Dieser trat endlich aus seiner Studirstube hervor, ging langsam an den Neugierigen vorüber und sagte ihnen, wenn es gut ging, höchstens mit einer kläglichen Stimme: „Ihr seht einen armen Menschen!“ Die Dienerschaft und das Volk, welches man nicht in den Park eingelassen hatte, und die doch auch ihr Theil haben wollten, drängten sich hinter den Hecken und Gittern und schrieen beim Erscheinen Voltaire's in höchster Begeisterung: „Da ist er, da ist er!“[1] Niemand wurde ohne Empfehlung zugelassen; war der Empfohlene darnach, so wurde er als ein „In=

[1] Mémoires de Bachaumont X. p. 230.

timer" behandelt und vom Bette aus empfangen. „Ihr findet mich sterbend! Kommt ihr, meinen letzten Seufzer zu hören, oder mir neues Leben zu geben?" u. s. w., das war für gewöhnlich der erste Gruß, und wehe dem naiven Besucher, der nicht theilnahmvoll auf diese Klage eingegangen wäre und eher von Gesundheit gesprochen, als bis der „Sterbende" selbst sich aufraffte, vom Bette sprang, seine Toilette machen ließ und zu einem Spaziergang einlud [1]. Auf diesem Spaziergang bildete wieder die Gesundheit das erste Thema. Um die Wette beklagte sich der Kranke über Taubheit, Blindheit, Podagra, Schwindsucht u. s. w. u. s. w., und die meisten Reisenden waren nicht wenig erstaunt, wie er trotzdem jedes leise Geflüster hinter seinem Rücken hörte, jedes feine Unkraut zwischen den Tulpen erblickte, sich wie ein junges Mädchen leicht und zierlich beugte und wie ein Fuhrmann über den Gärtner schimpfte und diesem aus großer Entfernung die Grobheiten verständlich zurief [2]. War das Thema Gesundheit abgethan, so kamen die beiden übrigen an die Reihe: die Bibel und die Gegner des Meisters, Moses, Christus, des Fontaines, Fréron, Rousseau rc.; davon war er selbst bei Tisch nicht abzubringen, und er gerieth dabei meistens in eine solche Wuth, daß die Gäste, schon aus Mitleid mit ihm und auch wohl um irgend etwas Neues zu erfahren, das Gespräch auf andere Gegenstände lenkten. Dann schwieg Voltaire einige Minuten, und ehe man sich's versah, brach er wieder los gegen Moses, Christus, des Fontaines, Fréron u. s. w. u. s. w. Es war wie die Melodie eines verstimmten Leierkastens — schrill und eintönig.

Übrigens erschien Voltaire nur selten zur Tafel; gewöhnlich schloß er sich nach einem Rundgang durch den Garten wieder in sein Cabinet ein, ließ sich seine Leibgerichte, Kaffee und Chocolade, bringen, und trank davon eine Tasse um die andere hinunter, wenn er nicht gerade „Abstinenztag feierte" und sich mit Rhabarber, Cassia oder Latwerge befriedigte.

---

[1] Marmontel, Mémoires II. p. 230 ff.

[2] Mém. de Bachaumont IV. p. 269. Nicolardot hat sich jüngst in der Revue du monde catholique die Mühe gegeben, aus der Correspondenz Voltaire's alle Krankheiten zusammenzustellen, worüber der Patriarch sich beklagte. Da ist denn kein einziges Organ des Körpers, an dem Voltaire nach seiner Aussage nicht beständig gelitten hätte, und wenn auch nur der zehnte Theil wahr wäre, hätte es nie einen erbarmungswürdigeren Menschen gegeben, und es wäre ein wahres Wunder gewesen, daß ein Mensch mit all diesen Krankheiten es zu einem so hohen Alter gebracht. Allein das Mitleiden und die Bewunderung schwindet, sobald wir aus den Widersprüchen Voltaire's selbst und den authentischen Berichten der Augenzeugen erfahren, daß auch diese Klagen zu 99% Humbug und Schwindel waren!

Abends erschien er im Salon und führte statt der Conversation einen Monolog auf. Zuweilen demüthigte er seine Besucher dabei in der empfindlichsten Weise. So machte er sich z. B. das Vergnügen, sich abfällig über irgend eines seiner anonymen Pamphlete auszusprechen, allein wehe dem Freunde, der es dann wagte, auch nur die Hälfte des Gesagten zu bestätigen oder sonstwie ungünstig über die Schrift zu reden. Am bittersten war er aber gegen die unglücklichen Autoren, welche ihm ein neues Werk unterbreiten wollten; es gab kaum einen Tort oder Sarkasmus, die er nicht über die Armen ergehen ließ, wenn er überhaupt nur zugab, daß sie in seiner Gegenwart von ihren Sachen redeten und diese Anmaßung nicht sofort als Majestätsbeleidigung an seiner absoluten Monarchie in der Literatur betrachtete. Von den Frauen und ihrer Behandlung in Ferney reden wir aus Gründen besser nicht.

Alle oder auch nur die berühmtesten Ferney-Pilger aufzuzählen, würde einen starken Band füllen und uns nöthigen, durch die ganze civilisirte Welt, von der Themse bis zum Tiber, von der Wolga bis zum Tajo, die damals hervorragendsten Namen zusammen zu suchen. Der Erbprinz Ferdinand von Braunschweig stellte sich in Ferney; der Kronprinz Gustav von Schweden war schon auf dem Wege dorthin, als ihn die Nachricht vom Tode seines Vaters zurückrief. Eines Tages (1775) hoffte Voltaire sogar den Bruder seines eigenen Königs, Ludwig' XVI., in Ferney zu begrüßen. Der spätere Ludwig XVIII. war nämlich der einzige Bourbone, der Voltaire liebte und verehrte, und wollte deßhalb unter dem Vorwand eines Besuches in Genf nach Ferney pilgern; allein noch zur rechten Zeit wußte der König seinem Hause diese Schmach durch einen gemessenen Befehl zu ersparen. Zwei Jahre später stand dafür dem Patriarchen eine ganz andere Ehre bevor, denn Friedrich II. kündigte dem Freunde den Besuch Joseph' II. an. Nach Außen hin zeigte Voltaire bei dieser Nachricht eine große Gleichgiltigkeit und that dergleichen, als glaube er nicht daran; im Innern aber fühlte er sich nicht mehr vor Freude und Erwartung. Er gab Befehl zu großartigen Empfangsfeierlichkeiten, ließ in der Nähe des Schlosses sorgfältig alle Steine vom Wege entfernen, versammelte alle Herrschaften aus der Umgegend, dichtete eine Empfangsepistel, welche Frl. de Varicourt vortragen sollte; kurz, ein König hätte nicht mehr thun können, um einen König zu empfangen. Zu der Stunde, wo man endlich die Ankunft des Kaisers erwarten konnte, waren alle vornehmen Gäste im großen Saale versammelt, Voltaire an der Spitze im prachtvollsten Anzuge. Aber Stunde

auf Stunde verging, endlich kündigte man die Ankunft des Grafen von Falkenstein (Joseph II.) in dem nächsten Städtchen an. Dort war er abgestiegen, um sich die Fabriken und Arsenale, die durchaus nichts Merkwürdiges enthielten, bis in's Einzelste zeigen zu lassen. Dann fuhr er gegen Genf bis an die Stelle, wo ein Wegweiser in großen Buchstaben die Richtung nach Ferney anzeigte. Hier traten zwei Deputirte an den Reisewagen und frugen, ob Se. Majestät nicht zum Herrn von Voltaire wollten. „Der Kaiser sagt Niemanden, wohin er geht," war die Antwort, und der Wagen rollte weiter auf dem Wege nach — Genf. Im Salon von Ferney stockte unterdessen vor lauter Erwartung die Unterhaltung immer mehr, Voltaire war mißmuthig — da kam ein Freund von Genf herüber, der um nichts wußte und ganz unbefangen mit der Nachricht herausplatzte, draußen in der Stadt sei eine große Aufregung, der Kaiser sei angekommen und reise morgen früh wieder ab. Die Gäste schwiegen, Voltaire hatte sich schon beim ersten Wort in sein Zimmer zurückgezogen, dort schnell seine Kleider gewechselt, und trat nun „in Schlafrock und Nachtmütze in die halbgeöffnete Thüre und rief mit gebrochener Stimme in den Saal hinein: ‚Was wollen alle diese Fremden in meinem Haus? Läßt man denn einen armen, kranken Greis, wie ich bin, nicht einmal in Frieden sterben?'" Der Secretär, welcher diese Scene beschreibt, fügt hinzu, daß die Menge im Schloßhof mit dem triumphirenden Ausruf verabschiedet wurde: „Hatte ich es euch nicht gesagt, daß der Kaiser nicht kommen würde!" [1] Voltaire bewahrte seit jenem Tage einen stillen Ingrimm gegen Joseph II. oder vielmehr „gegen die Mama, die sehr theure Maria Theresia", denn diese war es, welche durch ihr ausdrückliches Verbot den Sohn an der Wallfahrt nach Ferney gehindert hatte [2]. —

Einem Gotte wollte das blöde Jahrhundert nicht mehr dienen und ehrte dafür einen — verwachsenen Affen, eine Bezeichnung, die kein Anderer als Voltaire selbst erfunden hat, da er voll Zorn dem Maler Denon, der eben ein treffendes Porträt des Patriarchen vollendet hatte, schrieb: „Je ne sais pourquoi vous m'avez dessiné en singe estropié." [3]

---

[1] Wagnière, Mémoires I. S. 417 f.

[2] Ueber F. L. Stolbergs Besuch vergl. J. Janssen, F. L. Graf zu Stolberg I. S. 50 f.

[3] Mitgetheilt im Journal des Débats, 27. Oct. 1851.

21. Während des siebenjährigen Krieges. — Der Politiker.

1756—1763.

Ein so langdauernder, allgemeiner Kampf, wie es der siebenjährige Krieg war, ein Kampf, in den Voltaire's materielle und geistige Interessen, seine Freunde und Feinde, sein Vaterland Frankreich und seine Herzensheimath Preußen, auf die seltsamste und oft widersprechendste Weise verwickelt waren, konnte natürlich an dem Eremiten von Délices und Ferney nicht wirkungslos vorübergehen und hat auch wirklich nicht verfehlt, in seiner Correspondenz eine keineswegs ehrenvolle Spur zurückzulassen. Wenn es überhaupt bei Voltaire schwer hält, sich aus seinen Aussprüchen ein Urtheil über seine Gesinnung betreffs irgend einer Angelegenheit zu bilden, weil der Leser immer fürchten muß, in einem anderen Brief oder Schriftchen oder oft in einer Anmerkung zu irgend einem disparaten Gegenstand das gerade Gegentheil von dem Früheren als innerste Überzeugung des Philosophen ausgesprochen zu finden, so wird es bei dem gegenwärtigen Gegenstand fast zur Unmöglichkeit, sich in den vielen widersprechenden Auslassungen über einen und denselben Punkt zurechtzufinden, Sympathien und Antipathien klar zu bezeichnen und den Sinneswechsel oder die Politik Voltaire's während jener sieben Jahre sicher zu verfolgen. Und doch hat Voltaire gerade an diesem Kriege einen so bedeutenden Antheil, daß es eine Lücke in seiner Charakteristik sein würde, wenn das Capitel des „siebenjährigen Krieges" darin fehlte.

Wie der große Kampf selbst seine verschiedenen Epochen hat, so können wir auch bei Voltaire drei Perioden unterscheiden: die Zeit des Schwankens, die Tage der Schwärmerei für Friedrich, und endlich die Augenblicke des erwachenden Patriotismus.

Durch die Vermittelung der Markgräfin von Baireuth war Friedrich wieder in directe Beziehung zu Voltaire getreten und hatte diesem sogar die Aufmerksamkeit erwiesen, Merope als Oper zu bearbeiten, componiren und in Potsdam aufführen zu lassen. Der Dichter fühlte sich zwar durch diese königliche Gunst außerordentlich geschmeichelt, allein für

den Augenblick lag ihm sehr daran, beim Versailler Hof in Credit zu kommen. So ließ er denn durch Thieriot die Verse Friedrichs in Paris vorlesen und verspotten, während er selbst sich daran setzte, eine bittere Satire auf seinen ehemaligen Gönner zu schreiben und anonym in Umlauf zu bringen, in der es heißt:

„O nord'scher Salomon, o König, Philosoph!
Deß' Weisheit angestaunt das weite Erdenrund,
Um den die Weisen froh sich eilig alle schaarten,
Weil sie an deinem Hof den Glanz von Hellas fanden:
Es bändigte dein Arm des Krieges Dämon einst,
Du zähltest Bourbon selbst zu deinem Freundeskreis —
Da wardst du Englands Freund, brachst Frankreich schnöd' das Wort.
Was wird die Frucht nun sein all deiner edlen Thaten? —
Von deines Donners Klang hallt ganz Europa wieder,
Es zündet deine Hand der Zwietracht Fackel an,
Unsinniger — dein Fuß tritt Gräber überall . . .
Ich schau' in dir nur mehr den blutberauschten Krieger,
Der sich den Durchgang bahnt, den Feuerbrand zur Hand,
Der Städte niederstürmt, sie plündert und zermalmet,
Mit Füßen tritt das Recht der Völker und Monarchen,
Der die Natur entsetzt und ihr Gesetz verspottet . . ."

Das waren starke und derbe Wahrheiten im Munde Voltaire's, der doch sonst glaubte, ein König, mit dem man gespeist habe, müsse immer im Rechte sein. Allein dießmal galt der Einfall Friedrichs in Sachsen auch den Verbündeten Österreichs, d. h. Frankreich, und so mußte nothwendig eine Satire gegen den „wortbrüchigen Freund Englands" beim Hofe in Versailles guten Klang haben [1]. Bekanntlich hatte Frankreich zu Anfang einen Augenblick daran gedacht, mit Friedrich zu gehen, um sich des Engländers zu erwehren, der in den französischen Colonien immer größere Fortschritte zu machen drohte. Voltaire hatte sogar in diesem Sinne einen officiösen Auftrag durch Chavigny erhalten und wollte sich nach Potsdam aufmachen, als Anfangs Mai 1756 der Wiener Vertrag und das austro-französische Bündniß unterzeichnet wurde. Da dieses Bündniß ganz gegen die gewöhnliche Politik des Versailler Cabinetes verstieß und hauptsächlich durch die Pompadour und den Günstling de Bernis zu Stande gekommen war, so galt es, dieses Bündniß, das manchen

[1] Um es jedoch mit Friedrich nicht zu verderben, verläugnete Voltaire die Satire in einem Brief an d'Alembert, dem philosophischen Pensionair Friedrichs (29. Nov. 1756). An Thieriot schrieb er: „Das ist das Übermaß der Feigheit und Gemeinheit, gegen einen Fürsten zu schreiben, dem man angehört hat!" 28. Nov. 1756.

Widerspruch in Frankreich erfuhr, höchst vortheilhaft und klug zu finden, um sich die Gunst der Maitresse zu gewinnen. Das that Voltaire. „Denken Sie doch daran,“ so schrieb er an Richelieu, „daß Sie bei Ihrer Gesandtschaft nach Wien zuerst die Vereinigung der Häuser Österreich und Frankreich als nothwendig und als ein unfehlbares Mittel dargethan haben, die Engländer auf ihren Inseln, die Holländer in ihren Canälen und den Herzog von Savoyen in seinen Bergen einzuschließen und das europäische Gleichgewicht aufrecht zu erhalten.“[1] Ebenfalls beeilt er sich, alle Nachrichten aus Deutschland, die für Frankreich günstig lauten, an den Hof zu schicken. Warum das Alles geschah, ersehen wir aus einer Nachschrift: „Ich könnte Ihnen wohl versichern, daß der Mann, über den man sich beklagt (Friedrich), niemals Frankreich geliebt hat, und Sie könnten Mad. de Pompadour sagen, daß sie im Besondern keinen Grund hat, sich seiner zu beloben. Wenn ich nun einen Augenblick von mir reden dürfte, so möchte ich sagen, daß es mir unbegreiflich ist, wie man mir böse sein kann wegen meiner Coquetterien mit dem König von Preußen. Wüßte man, daß er mir einmal die Hand geküßt hat, damit ich bei ihm bleibe; wüßte man, daß man mir noch dieses Jahr carta bianca angeboten — so würde man zugestehen, daß ich ein Philosoph und vollständig von meiner Leidenschaft geheilt bin. Ich gestehe gern, daß ich die kleine Eitelkeit empfinde, zu wünschen, zwei Personen (der König und die Favoritin) möchten dieß wissen, und das ist nicht einmal eine Eitelkeit, sondern eine Zartheit meines Herzens, wenn ich wünsche, daß jene zwei Personen die Sache durch Sie erfahren.“[2] Voltaire hat nur eine Furcht: die 150,000 Mann, welche Friedrich in's Feld stellt. „Beten Sie für unsere Maria Theresia! Würden Sie sich nicht freuen, wenn zwei Frauen, zwei Kaiserinnen, unseren großen König, unseren Salomon des Nordens, durchwalkten?“ Die Erinnerung an Frankfurt mag wohl auch etwas zu diesem Wunsche beigetragen haben. „Ich kümmere mich wenig darum, ob der Schauplatz recht blutig sein wird, vorausgesetzt, daß man den guten Freytag nur aufknüpft.“ Mit den Worten nicht zufrieden, wollte er auch durch thätiges Eingreifen dem Vaterlande zu Hilfe kommen. Er hatte eine Maschine erfunden, einen „assyrischen Wagen“, mit dessen Hilfe 600 Mann und ebenso viele Pferde auf einer Ebene sehr leicht eine Armee von 10,000 Mann vernichten könnten. Diese Erfindung, welche „ihn mehr als alle Dramen u. s. w. interessirte“,

[1] An Richelieu, 10. Oct. 1756. [2] Ebendas.

hatte er zwei Fachmännern unter dem strengsten Geheimniß mitgetheilt und im Modell ausführen lassen, um sie seinem „Helden", dem Herzog Richelieu, der eben gegen Friedrich zu Felde zog, anzubieten. „Diese Curiosität ist ebenso viel werth, als 50 wohlbediente Kanonen, und sicherlich würden nach Voltaire's Überzeugung 100,000 Preußen dieser neuen Feldküche nicht widerstehen."[1] Fast in allen Briefen jener Zeit kommt er auf diesen Sichelwagen zurück und preist ihn nach Kräften als Austilgungsmittel gegen die Preußen an. „Ich weiß zwar," fügt er freilich einmal hinzu, „daß es nicht meine Sache ist, mich damit abzugeben, wie man am bequemsten Seinesgleichen aus der Welt schafft. Ich fühle auch, daß ich mich lächerlich mache, aber wenn ein Mönch mit Kohle, Schwefel und Salpeter die Kriegskunst auf diesem ganzen erbärmlichen Erdball geändert hat, warum sollte dann ein elender Papierbeschwärzer wie ich nicht auch incognito der Welt einen Dienst erweisen können?" Richelieu lachte den Freund aus, wie später Friedrich II. ihn auslachte, als ihm ebenfalls der Sichelwagen angeboten wurde. Zuletzt sollte noch Katharina II. mit der „neuen Küche" beglückt werden, damit Voltaire als guter Christ zur Vernichtung der Türken beisteuere. „Das steht freilich," fügt er naiv hinzu, „mit meinen Toleranzideen nicht ganz im Einklang, allein die Menschen bestehen ja aus Widersprüchen, und dazu hat Ew. Majestät mir den Kopf verdreht."[2]

Die Heftigkeit seiner Wünsche für den Sieg der österreichisch-französischen Waffen ließ den klugen Diplomaten jedoch keineswegs die Möglichkeit des Gegentheils aus den Augen verlieren. „Der Teufel von einem nordischen Salomon siegt und wird siegen! Wenn er immer glücklich und ruhmbedeckt ist, so bin ich gerechtfertigt wegen meiner ehemaligen Begeisterung für ihn; wird er geschlagen, nun gut, so bin ich gerächt!"[3] So findet der Egoismus immer seine Rechnung.

Unterdessen hatten ihm aber weder seine Begeisterung für Maria Theresia noch sein Haß gegen Friedrich, ja nicht einmal seine Sichelwagen, die geringste Gunstbezeugung in Versailles eingetragen. Richelieu und d'Argental schrieben ihm um die Wette, daß sie die Abneigung des Königs nie zu besiegen hofften. Da kam ein Brief von Friedrich aus Dresden, ein Brief voll „zärtlicher Eröffnungen"; Voltaire schickt ihn zwar noch spottend allen Freunden in Frankreich zu, um ihnen zu beweisen,

---

[1] 18. Juni 1757. [2] An Katharina II., 1770.
[3] An d'Argental, 1. Nov. 1756.

daß Friedrich „in Nöthen sei", beantwortet ihn aber trotzdem in der freundlichsten und zartesten Weise. Auch von Petersburg traf eine Einladung an den dortigen Hof ein, „aber er wollte weder König noch Autokratie, er hatte davon gekostet und das genügte"[1]. Der Schwester Friedrichs schreibt er: „Madame, Madame! Der König von Preußen ist ein großer Mann! Er hat mir seine ehemalige Gnade wieder geschenkt, er weiß, wie sehr ich ihn achte u. s. w."[2] Die Vertrautheit ging so weit, daß er von Friedrich Melonenkerne für seinen Garten verlangen wollte[3]. Endlich glaubte er es mit der ganzen Welt, ob Freund, ob Feind, gewonnen zu haben, und in diesem süßen Gefühle ruft er im Hinblick auf die Wechselfälle des Krieges, die blutigen Schlachten und das unsägliche Elend aus: „Was thun bei dem Allem? Sein Feld und seinen Weinberg bebauen, spazieren gehen unter den selbstgezogenen Lauben, gut wohnen, gut fahren, fein essen und trinken, treffliche Bücher lesen, von einem Tag auf den andern mit braven Leuten leben und weder an den Tod noch an die Bosheit der Lebenden denken. Die Narren dienen den Königen, die Weisen genießen einer kostbaren Ruhe."[4] Vierzehn Tage später (18. Juni) verlor Friedrich die Schlacht bei Collin und Voltaire jubelt! Er denkt nur an Frankfurt und seine Rache, und bittet Richelieu, ihm und der Nichte doch die vier Ohren Freytags und Schmids zu schicken. „Vivat Maria Theresia! Der öffentliche Feind wird jetzt von allen Seiten umringt," so schrieb er, als die Kunde vom Vorgehen der Russen gegen Berlin verlautete — und schickte zur selben Zeit ein Beileidsschreiben an Friedrich[5].

„Mein Schüler muß jetzt römisch sterben oder sich griechisch trösten — sich tödten oder Philosoph sein,"[6] schrieb Voltaire nach der Schlacht, und ahnte wohl nicht, wie trefflich er mit diesen Worten die Geistesstimmung Friedrichs nach jener unglücklichen Affaire ausgedrückt. Es dauerte wirklich nicht lange, so erhielt er durch die Markgräfin Nachricht von den Selbstmordgedanken des Königs mit der herzlichen Bitte „der Schwester Minchen an Bruder Voltaire", dem Bruder Friedrich doch ja diese Gedanken auszureden. Es ist interessant, die Antwort Voltaire's zu lesen:

[1] An Cideville, 9. Febr. 1757. [2] 8. Febr.
[3] An dies. 4. Jan. 1757.
[4] An Frau von Lützelburg, 4. Juni 1757.
[5] Vergl. Brief an d'Alembert, 23. Juli 1757.
[6] An Thieriot, 29. Aug. 1757.

Zuerst ermahnt er den Schüler, in Frankreich um annehmbare Friedensbedingungen zu bitten, denn er weiß, daß Se. Majestät dort viele Gesinnungsgenossen habe, welche die Aufrechterhaltung der durch Friedrichs frühere Siege geschaffenen Zustände wünschen. Die Idee, nach dem Vorgang Cato's von Utica zu sterben, gefällt ihm nicht, denn ein solches Ende, das Se. Majestät in ihrer jetzigen Betrübniß schön finden, und das sich auch ehedem für Helden schicken mochte, die keine andere Wahl hatten, als zu dienen oder zu sterben, darf keineswegs das Loos eines Fürsten sein, dessen Leben seiner Familie und den Interessen der Philosophie so nothwendig ist. „Glauben Sie mir, daß wenn Sie Ihr Muth zu diesem heldenmäßigen Entschluß triebe, dieser Entschluß nicht gebilligt werden würde; Ihre Parteigänger würden ihn verdammen, Ihre Feinde darüber triumphiren. Denken Sie doch nur an die Schmach, welche die fanatische Nation der Frömmler Ihrem Andenken zufügen würde! Das wäre der einzige Preis, den Ihr Name von einem freiwilligen Tod zu erwarten hat, und in Wahrheit, man darf den gemeinen Feinden der Menschheit nicht diese Gelegenheit geben, Ihres erhabenen Namens zu spotten[1] ... Das wird bei meinem Scheiden der größte Trost sein, daß ich auf Erden einen philosophischen König hinterlasse."[2]

„Ich habe recht herzlich über die Ermahnungen des Patriarchen Voltaire gelacht," schrieb Friedrich, dem es mit den Selbstmordgedanken wohl nie so ganz ernst gewesen, an seine Schwester, bat diese aber zu gleicher Zeit, auf den Rath Voltaire's einzugehen und in seinem Namen Unterhandlungen mit Frankreich, d. h. Madame de Pompadour, in Hinsicht auf einen Frieden anzuknüpfen. „500,000 Thaler und noch mehr dürfe man der Favoritin um den Frieden anbieten und sich auch an den Günstling derselben, de Bernis, wenden[3]. Damit nicht zufrieden, richtet Friedrich selbst ein Geschenk an die, welche er bis dahin immer als Cotillon II. verhöhnt hatte, und schreibt „der Therese von Paris, welche weder die hl. Theresia von Spanien, noch die stolze Theresia von Österreich, sondern die Liebenswürdigste aller Französinnen ist"[4]. Diese Schmeicheleien mußten dem stolzen Weibe sehr wohl thun, allein auf die Bitte eingehen durfte selbst eine Pompadour bei der herrschenden Abneigung gegen Friedrich nur auf die Gefahr eines jähen Sturzes, und das wagte sie nicht. Da versuchte Voltaire einen andern Weg; eine be-

---

[1] Kurz vorher hatte er geschrieben: „Friedrich wird bei seinem Tode das Unglück haben, von Niemanden betrauert zu werden." 15. Juli 1757.

[2] October 1757. [3] Juli (?) 1757.

[4] Diesem billet doux, das in des Königs Werken XVII. S. 343 zu lesen ist, dürfte man wohl nützlich die von Friedrich erfundene unwürdige Correspondenz Maria Theresia's mit der französischen Maitresse entgegenhalten.

deutende Correspondenz zwischen der Markgräfin und dem ehemaligen Minister Tencin ging durch seine Mittlerhände, und er erkundigt sich dabei einmal über das andere, ob wirklich das Versailler Cabinet entschlossen sei, den König von Preußen der ganzen Härte seines Schicksals zu überlassen und dadurch ein europäisches Gleichgewicht zu zerstören, das man lange Zeit hindurch als nothwendig erachtet habe. Allein trotz Voltaire und Tencin war man in Versailles von der Nothwendigkeit Preußens für das Gleichgewicht nicht zu überzeugen; die Correspondenz wurde sogar durch einen ziemlich energischen Absagebrief geschlossen, und der „immer noch verzweifelte Friedrich" sah sich gezwungen, auf ein minder ehrenvolles Mittel zum Ziele, d. h. einer Sistirung der Feindlichkeiten mit Frankreich zu denken. Voltaire war es wieder, der ihm hier mit seiner Erfindung zu Hilfe kam. Richelieu hatte am 8. Sept. 1757 die hessisch-hannöverische Armee bei Kloster Severn zur Capitulation gezwungen und sich dadurch den Weg nach Magdeburg frei gemacht. Ein planmäßiges und energisches Vordringen des Herzogs hätte Friedrich mithin nicht wenige Ungelegenheiten verschaffen können, daher sollten nun auch mit ihm direct die Unterhandlungen beginnen, um dadurch wenigstens Zeit zu gewinnen und ein rasches Vorgehen zu hindern. Voltaire schrieb seinerseits an den ehemaligen Genossen aus dem Temple, um ihm zu beweisen, daß nach den glorreichen Kriegsthaten, die er verrichtet — der Herzog war bei Freund und Feind als Landplage und „Père la Maraude" bekannt! — nur Eins zu thun übrig bleibe, Europa den Frieden zu schenken; er aber, der sieggekrönte Herzog, sei der rechte Mann zu einem solchen Werk u. s. w. Friedrich schreibt in seinem „Siebenjährigen Krieg"[1]: „In dem Zustand, worin sich der König befand, mußte man seine Zuflucht zu Allem nehmen, die List und die Unterhandlung versuchen, kurz alle Mittel anwenden, welche die Lage der Dinge mildern konnten." In dieser Überzeugung schickte also der bedrängte König den Oberst Balbi als Amtmann verkleidet zu Richelieu in's Lager und ließ diesem melden, wie er, Friedrich, wohl sehr gut wisse, daß man den Herzog nicht als Unterhändler in's Feld geschickt habe, daß aber trotzdem keiner besser geeignet sei, einen Friedensvertrag zu unterzeichnen, als der Neffe des großen Richelieu. „Arbeiten Sie also," schloß der Brief, „arbeiten Sie an dem Frieden mit all' der Thätigkeit, die Sie so große

[1] Kap. VI.

Fortschritte machen läßt, und seien Sie überzeugt, daß Keiner Ihnen mehr Dankbarkeit zeigen wird, als Ihr treuer Freund Friedrich."[1]

Durch solche Schmeicheleien berauscht, ging Richelieu auf Friedrichs Pläne ein und berichtete nach Versailles, erhielt jedoch von dort die Antwort, er solle sich damit begnügen, Friedrich anzuhören, und treuen Bericht zu erstatten, sonst aber keinen einzigen eigenmächtigen Schritt thun. Das gefiel dem Herzog nicht, er wollte nicht unter einem Pfaffenminister, der eben durch die Gunst der Maitresse an's Ruder gekommen war, stehen, und zeigte sich Friedrich gefällig. „Als der Emissär Balbi sah, daß seine directen Friedensunterhandlungen zu keinem Ziele führten, änderte er seine Bitte an den Herzog dahin, dieser möchte doch wenigstens einige Schonung für die Provinzen des Königs haben. Zu gleicher Zeit regelte man die Steuern, und es ist nicht zweifelhaft, daß die Summen, welche durch die Hände des Marschalls gingen, für die Folgezeit bedeutend seinen Eifer im Kriege abkühlten."[2] Richelieu kam in der That mit dem Herzog von Braunschweig über einen Waffenstillstand überein, der sowohl in Versailles als in London nicht anerkannt wurde; er räumte, statt auf Magdeburg loszugehen, sogar noch Halberstadt und ermöglichte es auf diese Weise dem König von Preußen, in Thüringen die zersprengten Theile seiner Armee zu sammeln, durch einen unerwarteten Überfall die Armee Soubise', die durch Richelieu's Verfahren haltlos geworden war, aus ihrer Stellung zu treiben und so den für die französische Ehre so unglücklichen Tag von Roßbach (5. Nov.) herbeizuführen.

Der Tag von Roßbach! Wie oft, wie jubelnd, wie schmutzig mag Voltaire diese Schmach seines Vaterlandes in Prosa und Versen wohl erzählt haben? Wir geben hier nur eine der gemäßigteren und wenigstens anständigen Beschreibungen: „Die Franzosen und Österreicher flohen bei der ersten Gewehrsalve. Das war die unerhörteste und vollständigste Flucht, von der die Geschichte jemals erzählt hat. Diese Schlacht von Roßbach wird noch lange berühmt bleiben .... Die Schlappen von Azincourt, Crecy und Poitiers waren bei Weitem nicht so demüthigend."[3] Wenn er selbst die Schlacht gewonnen hätte, so würde seine Freude sich kaum jubelnder ausgedrückt haben, und doch mußte er wissen und fühlte er wohl, daß seine eigenen verrätherischen

---

[1] 6. Sept. 1757.

[2] Friedrichs II. „Siebenjähriger Krieg", Kap. VI. [3] Memoiren.

Rathschläge an dem Unheil seines Landes nicht zum Geringsten schuld waren. Die Strafe blieb übrigens nicht lange aus. Auf den Enthusiasmus des November folgt die Besorgniß des December. Er erfuhr, daß er in Versailles mehr denn je in Ungnade gefallen sei, weil durch den Wiener Hof Klagen über seine geheime Politik laut geworden waren. Das Läugnen war umsonst, umsonst auch die Betheuerungen, „daß er sich nicht für den König von Preußen interessire“ [1]. „Bei Gott, ich bin weit davon entfernt! Es gibt keinen Sterblichen, der heißer den Erfolg für Frankreich wünscht.“ Besonders waren die Correspondenzen zwischen ihm, Friedrich, der Markgräfin und Tencin ein Grund der Unzufriedenheit und Klage des Wiener Hofes gewesen, darum ist Voltaire gleich bei der Hand, zu versichern, „daß alle Correspondenzen aus Wien, Petersburg und Deutschland einzig und allein auf seine Geschichtsstudien Bezug haben“. „Ich interessire mich für die Ereignisse nur als Franzose, ich habe kein anderes Interesse, kein anderes Gefühl, als jene, welche Frankreich mir gibt — in Frankreich hab' ich mein Gut und mein Herz.“ [2] Auf d'Argentals Rath versuchte es Voltaire, unmittelbar bei der Marquise und dem Minister sich zu entschuldigen und zu beweisen, daß seine einzige Correspondenz „die seines Herzens mit Frankreich sei“ — umsonst, der Minister würdigte ihn nicht einmal eines Wortes. Um so eifriger wandte sich Voltaire dem Sieger von Roßbach und Leuthen zu, und erhob dessen Heldenthaten in einem solchen überschwänglichen Ton, daß selbst Friedrich des Lobes zu viel fand und manches Glück „der geheiligten Majestät des Schicksals“ zuschrieb. Sobald Voltaire sich der vollen Verzeihung des Königs bewußt war, verschmerzte er leichter die Ungnade in Versailles und schrieb den Freunden: „Mag der Krieg dauern, mag der Friede zu Stande kommen, vivamus et bibamus.“ Die wiedergefundene Freundschaft Friedrichs sollte bald durch ein trauriges Band noch enger umschlossen werden; am 14. Oct. 1758 starb des Königs Lieblingsschwester, die Markgräfin von Baireuth, und Voltaire sollte ihr durch eine Ode die Unsterblichkeit verleihen. Der Bruder fand das trockene, steife und geschraubte Machwerk sehr schön und wurde nicht müde, den Dichter mit Schmeicheleien zu überhäufen.

Friedrich war mit Voltaire bald wieder so auf dem alten Vertrauensfuß, daß er ihn in seine heiligsten Geheimnisse einweihte: „Da Sie ein so guter Preuße sind — wozu ich Ihnen gratulire — muß ich Ihnen auch

[1] D'Argental, 2. Dec. 1757. [2] 2. December 1757.

mittheilen, was hier geschieht." Dann erzählt Friedrich, wie „der Mann mit dem gefeiten Hut und dem heiligen Degen" sich aufführt. Unter diesem Ausdruck verstanden die Eingeweihten den Marschall Daun, dem nach Friedrichs Erzählung Papst Clemens XIII. einen Hut und Degen, sammt einem haßsprühenden, zur Ausrottung der Ketzer entflammenden Breve geschickt haben sollte. Diese Erfindung nannte Friedrich „seinen Akakia gegen Seine Heiligkeit von Rom, die ganz gewiß Seine Seligkeit von Ferney erbauen werde" [1]. Sobald etwas gegen Rom oder die Kirche geschah, konnte man über den Beifall Voltaire's von vorneherein gewiß sein. „Ich finde Ihren papistischen Akakia sehr geschickt; er ist so trefflich nachgemacht, daß drei Viertel der Protestanten ihn für echt halten werden; das gibt einmal ein Gelächter bei den Leuten, die eine feinere Nase haben, und eine Hetzerei bei den gutgläubigen Narren von der Confession ‚in, mit, über'." [2]

Voltaire's Prophezeiung von dem Erfolg der Mystification bei den Prosteſtanten ging buchstäblich in Erfüllung, und wie Friedrich es gewünscht hatte, machten jetzt alle Reformirten aus dem Krieg des Preußenkönigs einen Religionskrieg, was nicht wenig zu dem schließlichen Ausgang beigetragen haben mag; wenigstens schrieb Friedrich an d'Argens, der ihm gewöhnlich bei den Pamphleten gegen Rom zur Hand ging und speciell das Breve in Umlauf gebracht hatte: daß dessen zwei gedruckte Briefe ihm „mehr genützt hätten, als eine gewonnene Schlacht" [3].

---

[1] 2. Juli 1759.

[2] Anspielung auf die verschiedenen protest. Abendmahlslehren. Aug. 1759.

[3] Schon in den schlesischen Kriegen hatte Friedrich das Losungswort des „Religionskrieges" hervorgeholt, um die umdüsterten Köpfe der Pommern und Brandenburger für die Kämpfe gegen Österreich zu entflammen. Was ihm damals so gut geglückt war, wollte er in der schweren Noth des siebenjährigen Krieges noch einmal versuchen. „Machen Sie schnell eine gute Broschüre gegen die ‚Infame'. Das wird nützlich sein und Sie kämpfen damit unter meinen Fahnen. Der Papst hat dem Daun ich weiß nicht was für einen Hut gegeben und benimmt sich sehr unziemend gegen mich" (an d'Argens, 2. Mai 1759). D'Argens erwiedert: „Warum machen sich unsere Pastöre nicht lieber daran, einen Hirtenbrief zu schreiben, in welchem sie beweisen, daß der ganze Protestantismus zu Grunde geht, wenn Ew. Majestät nicht siegen? Ich würde gern in diesem Sinne eine Broschüre abfassen, aber man müßte sie deutsch schreiben, damit das geringe Volk sie lesen könnte." Friedrich zweifelte einen Augenblick, ob directes Predigen des Kreuzzuges noch etwas bei den Protestanten ausrichten werde. „Sie wollen sich der alten Maschine der Religion bedienen? Aber das sind verbrauchte Waffen. Wir haben über den Fanatismus so viel gespottet, daß selbst die Weiber dieß verderbliche Gift von sich weisen.

Was Friedrich so leicht mit Rom geglückt war, meinte er nun auch ebenso ungestraft mit Versailles und Wien wagen zu dürfen. Pamphlet und Tirade, Epigramme und Pasquillen gegen Maria Theresia „die Pucelle,“ gegen Ludwig XV. den „Bien aimé“ und Cotillon II. „das Weibsen“, besonders aber gegen den französischen Klerus, „den Eselssenat“, mehrten sich und wanderten unter königlichem Siegel nach Ferney, und Voltaire klagt: „Luc [1] schickt mir alle acht Tage die gewagtesten, furchtbarsten Paquete mit Prosa und Versen, alles Dinge, die ihren Empfänger in Paris hinter Schloß und Riegel bringen würden.“ In Ferney oder Délices war die Gefahr nun freilich nicht so groß, wenigstens nicht für gewöhnlich. Allein eines Tages wurde es dem Patriarchen „selbst hundert Meilen von Paris entfernt“ überaus schwül: eine neue Sendung Friedrichs war erbrochen angekommen und ihr Inhalt war gefährlicher als jemals. Unter anderen unwürdigen Versen befand sich auch eine Ode, worin die französische Armee, Ludwig XV. und die Marquise auf das Gröbste beschimpft waren. Sollte man diese Ode, wie so manches andere Werk, auf Voltaire's Rechnung setzen, so war es geschehen um ihn; als Majestätsbeleidiger, „und was noch schlimmer, als

Sie vermögen weder für Luther noch für Calvin den Eifer hoch zu bringen. Das ist Teig ohne Säure. Als diese Religion neu war, hatte sie noch Gewalt; aber das Feuer ist verglommen . . . Das Interesse geht bei unseren guten Protestanten über die Anhänglichkeit an die Communion unter beiden Gestalten, und ich sehe voraus, daß in kurzem diese Religion zu Grunde gehen wird, sei es, daß man ihr ein Ende machen werde durch den Sieg über mich, oder daß sie ihres eigenen schönen Todes sterbe durch das Erlöschen des Eifers.“ So schrieb Friedrich am 12. Mai, am 13. hat er sich anders besonnen, und beginnt seinen Brief damit, dem Marquis für sein Blatt zwei Stücke zu schicken. „Das eine ist ein Breve des Papstes an den Marschall Daun. Ich hoffe, es ist mir gelungen, diejenigen, die noch irgend eine Neigung für Martin Luther haben, schaudern zu machen. Das andere Stück ist ein Brief des Prinzen Soubise an diesen Marschall, in Betreff des Degens, damit die Sache um so lächerlicher herauskomme.“ D'Argens übersetzte das Breve in's Lateinische und „ließ es in zwei Colonnen, lateinisch und französisch drucken, um ihm einen größeren Anschein von Wahrscheinlichkeit zu geben.“ Die Mystification glückte so gut, daß das Breve, „dessen Plumpheit der Erfindung die Niederträchtigkeit der Gesinnung zu übertreffen scheint“, nicht bloß damals, sondern selbst bis in die neueste Zeit hinein als echt anerkannt, in die Geschichtsbücher eingeschwärzt und von den Kanzeln verkündet wurde. 1845 druckte es die Darmstädter allgemeine Kirchenzeitung (S. 268—272) wieder ab, und selbst in den Kriegen von 1866 und 1870 tauchten ausdrücklich Hinweise auf dasselbe in protestantischen Blättern und Reden auf. — So stempelt man politische Schachzüge zu Religionskriegen! Auch Macaulay glaubte noch an die Echtheit des Breve's.

[1] Spottname mit infamer Anspielung für Friedrich.

Verhöhner der Frau von Pompadour", hätte er sich auf das Äußerste gefaßt machen müssen. In der Verlegenheit begibt er sich zum französischen Residenten in Genf, läßt feststellen, daß die Sendung auf der Reise erbrochen war, und schickt dann das Paquet sammt der Ode an den Herzog von Choiseul, der eben (Dec. 1758) an Bernis' Stelle Minister geworden war, und bittet diesen, die Sache geheim zu halten. Aber Choiseul, der jeder Verbindung Frankreichs mit Preußen feind war, hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Ode dem König und der Maitresse zu zeigen, um so auch die kleinste Sympathie für Friedrich in ihren Herzen zu ersticken. Zudem ließ der Minister durch den Dichter Palissot eine neue Ode auf Friedrich machen, die bei weitem stärker und bissiger war, und drohte, daß, falls der König von Preußen die seinige drucken ließe, die französische ganz gewiß nicht unveröffentlicht bleiben würde. Auch an Voltaire schickte er eine Abschrift derselben, die dieser in seinen Memoiren auszugsweise mittheilt, und dann fortfährt:

„Es lag mithin nur an mir, zu meinem Vergnügen die Sachen dahin zu bringen, daß der König von Frankreich und jener von Preußen sich fernerhin mit Versen bekriegten; das hätte ein neues Schauspiel gegeben. Ich zog es vor, weiser zu sein als Friedrich, und schrieb ihm, daß seine Ode sehr schön sei, daß er sie aber doch nicht veröffentlichen solle, weil er dieses Ruhmes nicht bedürfe, und sich nicht alle Thüren zu einer Wiederversöhnung mit Frankreich verschließen müsse, indem er den König bis auf's Blut erbittere und ihn zwinge, seine letzte Kraft aufzubieten, um sich zu rächen. Ich fügte dann bei, daß meine Nichte die Ode verbrannt habe, aus tödtlicher Furcht, man möchte sie mir zuschreiben. Er glaubte mir, dankte mir und tadelte mich nur sanft, die schönsten Verse, die er je gemacht, verbrannt zu haben." [1]

Ob Voltaire's Brief an Friedrich wirklich so lautete, wie die Memoiren es wollen, müssen wir dahingestellt sein lassen, jedenfalls aber ist die Antwort des Königs heftiger und schneidender, als die Memoiren es glauben machen, und setzt voraus, daß Friedrich durchaus nicht mit dem einverstanden war, was Voltaire gethan hatte.

„Ihre Nichte," heißt es dort, „hat den Stolz ihres Eifers für ihr Vaterland gezeigt; sie hat mich verbrannt, wie ich Sie in Berlin verbrannt habe, wie Sie es in Frankreich wurden . . . Was nun Sie selbst angeht, der Sie sich doch nicht schlagen werden, bei Gott, machen Sie sich über keinen Menschen lustig . . . Suchen Sie zu lernen, endlich ohne Unruhe eine Ruhe zu

[1] Voltaire, Memoiren.

genießen, die Sie um den Preis eines sechzigjährigen Rennens und Herumstreichens erkauft haben . . . Sind Sie vernünftig geworden mit Ihren siebenzig Jahren? Lernen Sie doch wenigstens in Ihrem Alter, in welchem Stil Sie mir zu schreiben haben. Begreifen Sie doch endlich, daß es erlaubte Freiheiten und unerträgliche Frechheiten gibt, die man den Schriftstellern und Schöngeistern nicht nachsieht. Werden Sie endlich ein Philosoph, d. h. vernünftig. Könnte der Himmel, der Ihnen so viel Geist gegeben, Ihnen doch auch verhältnißmäßig genug Urtheilskraft verleihen. Sie schreien so gewaltig nach dem Frieden: wie viel besser würde es Ihnen stehen, mit jener Ihnen so eigenen edlen Frechheit gegen die zu schreiben, welche dem Friedensschluß in den Weg treten (Choiseul u. s. w.)." [1]

Ein solcher Brief erheischte sofort eine Abbitte, auf die Voltaire auch nicht lange warten ließ. Sie muß demüthig und schmeichelhaft gewesen sein [2], denn Friedrich lobt seinen Meister wegen seines Preußenthums und verzeiht ihm Alles. „Reden wir nicht mehr von all' den Streichen jeder Art, die Sie mir gespielt; Alles habe ich Ihnen mit christlicher Liebe verziehen. Nachgerade haben Sie mir doch mehr Freude gemacht, als Schaden zugefügt. Ich amüsire mich mehr an Ihren Werken, als ich Ihre Kratzereien empfinde." [3] Inzwischen kam noch die Schlacht von Kunersdorf (12. Aug. 1759), welche Friedrich durch den erlittenen Verlust weicher stimmte und ihn doch wieder zu Voltaire's Vermittlung seine Zuflucht nehmen ließ. „Ich bin unglücklich in jeder Hinsicht," schrieb er, „in der man es nur sein kann; ich habe Nichts mehr zu hoffen. Ich sehe meine Feinde mich mit Hohn behandeln, und ihren Stolz sich vorbereiten, mich mit Füßen zu treten." Voltaire ging auf den Vorschlag Friedrichs mit vollster Seele ein. Er kundschaftet zuerst das Terrain in Versailles vorsichtig aus und bittet seinen Freund d'Argental, ihm 1. zu melden, ob der Herzog von Choiseul mit ihm zufrieden sei; 2. für den Fall der Zufriedenheit dem Herzog folgende Mittheilung zu machen:

„Voltaire steht in einer lebhaften Correspondenz mit Luc; aber wie bös er auch immer gegen diesen Luc ist und sein muß, so wird er doch dieses Gefühl des Hasses unterdrücken, sobald es gilt, seinem Vaterlande zu dienen. Er steht ferner ganz gut mit dem Pfalzgrafen, mit dem Herzog von Würtemberg, mit dem Hofe von Gotha . . . Er war der Vertraute des Apostaten von Hessen. Er hat Freunde in England u. s. w. All' diese Beziehungen geben ihm das Recht, überall hinzureisen und mithin große Dienste zu leisten,

[1] Friedrich an Voltaire, 10. und 20. Juni 1759.
[2] Sie fehlt in der Sammlung. [3] 8. Juli 1759.

ohne Verdacht zu erwecken. Er war auch 1743 geheimer Gesandter bei Luc. Er hatte das Glück, zu erfahren, daß Luc sich mit Frankreich verbinden werde . . . er könnte deßhalb heute einen nicht minder nothwendigen Dienst leisten u. s. w."[1]

Choiseul ließ ihm melden, daß er zufrieden sei mit ihm, daß aber eine diplomatische Reise jetzt weniger nützlich sein würde, als ein brieflicher Verkehr mit Friedrich. So entspann sich denn wieder durch Voltaire's Vermittlung eine rege diplomatische Correspondenz zwischen dem französischen Minister und dem preußischen König, welche beide zu einem Resultat kommen wollten, ohne daß ihre gegenseitigen Alliirten, Engländer und Österreicher, etwas davon merkten. „Das glich," nach Voltaire's Worten, „den Minen, welche zwei Katzen graben, die von der einen Seite ein Sammetpfötchen, von der andern die Krallen zeigen." Um die Sache für jeden nicht Eingeweihten noch unverständlicher zu machen, war in den Briefen immer nur Rede von einer Finanzangelegenheit oder einer Heirath. Friedrich ist Fräulein de Pestris, das einen Bräutigam, d. h. das Versailler Cabinet, zu gewinnen sucht; der Onkel, den man schonen muß, ist der König von England u. s. w. Aber selbst in der größten Thätigkeit für den Frieden vergaß Voltaire seine egoistische Art keinen Augenblick. „Als Bürger" freute er sich über das Gedeihen der Verhandlungen, als „persönlicher Feind Friedrichs" reute ihn die Leichtigkeit, mit der man diesem „europäischen Störenfried entgegenkam", Voltaire „hätte ihn lieber bis auf's Blut durchgeprügelt, seine Hauptstadt noch einmal erobert gesehen"; „als Komödiant" wünschte er eine großartige Schlußkatastrophe herbei, „denn jede gute Tragödie erfordert, daß das Verbrechen bestraft werde"; übrigens amüsirte ihn das ganze Stück recht herzlich, und so lange es von ihm abhing, würde man den Vorhang nicht so bald fallen lassen. Es war auch ein süßes Gefühl, so erhaben zwischen den kämpfenden Heeren zu stehen und zu erfahren, wie Kaunitz nach jedem glücklichen Handstreich der Österreicher der Frau von Bentinck sagte: „Schreiben Sie das schnell an unseren Freund (Voltaire)", und wenn andererseits Friedrich einen Vortheil errungen, sofort von ihm eine Depesche zu erhalten: „Ich habe die Feinde des Menschengeschlechtes gewalkt." Das Alles machte Voltaire einen ungeheueren Spaß: „Vivamus, bibamus."

Friedrich und Voltaire kannten und betrogen sich gegenseitig. Fried-

[1] An d'Argental, Nov. 1759. Ähnliches in mehreren Briefen.

rich schickte die Briefe Choiseuls nach London, Voltaire diejenigen Friedrichs nach Versailles, woraus natürlich immer größere Verwicklungen entstanden und eine Saat der Zwietracht emporsproßte. Und während Voltaire dem König von Preußen gegenüber immer von Frieden sprach, unterbreitete er dem „Narren Choiseul“ seine „ungezogenen Träumereien“, d. h. einen strategischen Kriegsplan, „der den Sturz Lucs herbeiführen würde“. Choiseul würde triumphiren über Luc! Welche Freude alsdann! Luc sei ein solcher Narr, daß selbst Voltaire zweifle, ihn zur Vernunft zu bringen [1].

Da erschienen „durch Verrath“ die „Dichtungen des Philosophen von Sans-Souci“ in Paris und erregten durch ihre glaubenslosen Tiraden gegen die „feigen Christen“ ein großes Ärgerniß. Die französische Regierung glaubte ein Mittel in Händen zu haben, die Schlappen ihrer Armeen zu rächen, und ließ die Gedichtsammlung polizeilich verfolgen. Voltaire, der gewohnt war, aus jedem Metall Münze zu schlagen, ergriff die Gelegenheit, sich in Versailles durch seinen Eifer bemerklich zu machen.

„Man muß gestehen,“ schrieb er, „es ist Schade, daß ein so philosophischer, so weiser König und guter General ein so treuloser Freund, ein undankbares Herz, ein schlechter Verwandter, ein schlechter Meister, ein verächtlicher Nachbar, ein treuloser Verbündeter, kurz ein Mann ist, der für das Unglück des Menschengeschlechtes geboren ist, der mit einem falschen Geist über Moral schreibt und mit einem vom Krebs angefressenen Herzen handelt. Ich habe ihm wenigstens beigebracht, richtig zu schreiben. Sie wissen, wie er es mir gelohnt hat. Was mich tröstet, ist der Gedanke, daß der Herzog von Choiseul eine liebenswürdige Creatur ist, sein Geist ist gerade, sein Herz ist edel . . . Sie sind unterrichtet, welche abscheuliche Verse Luc gegen den König gemacht hatte, dafür werden Sie nun am Ende des Gedichtes über den Krieg das Gegentheil sehen, ein Lob Ludwig' XV., *das ungefähr ganz von meiner Façon ist*. Aber Ludwig XV. wird das nicht erfahren; er wird sich lieber vom König von Preußen als von mir loben lassen.“ [2]

Daß er in seinen Briefen nach Deutschland und Preußen anders schrieb, steht bei einem Charakter wie Voltaire von vorneherein fest, auch ist nicht zu verwundern, daß er einzelne Anspielungen des Buches komisch gegen seine Landsleute bei Roßbach kehrt; auffallend ist nur, mit welcher Schlangenglattheit er dem König von Preußen insinuiren will, „der

---

[1] Vergl.: An d'Argental, 15. Febr. 1760.

[2] An d'Argental, 1. Febr. 1760.

Verrath", durch welchen die Dichtungen Sr. Majestät in Paris das Licht erblickt, sei das Werk seines ehemaligen Feindes Maupertuis, der vor Kurzem als reuiger Christ in Basel gestorben war. Friedrich mochte wohl einen anderen gegründeteren Verdacht über die Person des Verräthers — der, wie man mit Recht annehmen kann, kein anderer als Voltaire war — haben, jedenfalls aber ließ er auf seinem Präsidenten in dieser Hinsicht keine Makel haften und antwortete dem Anträger ziemlich derb, doch wenigstens die Todten ruhen zu lassen. Voltaire entschuldigte sich und fuhr fort in seinen Friedensbestrebungen, d. h. er that Alles, um bei Friedrich, Ludwig XV. und der Pompadour wieder in vollen Gnaden aufgenommen zu werden. Allein dieser Friede ging ebenso wenig einer günstigen Entscheidung entgegen, als der große europäische Friede. Friedrich fand die Vorschläge des Versailler Kabinets so überschwänglich, daß er „sie in's Narrenhaus schicken wollte". Der langen fruchtlosen Unterhandlungen müde, drohte er, in weniger als zwei Monaten die Scene zu ändern, und die Welt zu überzeugen, daß er noch keineswegs im Sterben liege. Der Friede würde fortan nicht eher geschlossen, als bis der König von England in Paris und er (Friedrich) in Wien sei. „Melden Sie diese Nachricht Ihrem kleinen Herzog, er kann auch darüber ein hübsches Epigramm machen. Und Sie, Herr Graf, Sie werden den Zwanzigsten zahlen, bis Sie keinen Heller mehr besitzen . . . Ich war durchaus nicht so eilig mit dem Frieden, als man es sich in Versailles einbildete, man durfte mir daher auch nicht in einem solchen Herrschertone sprechen. Ganz sicher wird man es bitter bereuen." [1]

Eine noch schrecklichere Kunde für Voltaire brachte Friedrichs Brief vom 12. Mai. Der Patriarch hatte nämlich seit einiger Zeit fast keine Gelegenheit unbenützt gelassen, dem König von Preußen mit derselben Emphase von seinen Erlebnissen in Frankfurt zu reden und Gerechtigkeit dafür zu verlangen, mit der er auch von dem allgemeinen Kriegselend und dem nothwendigen Frieden predigte. Besonders waren die Klagen über die brutale Behandlung einer zarten, vornehmen Dame, der Nichte eines Kammerherrn zweier Könige, d. h. der bekannten Nichte Voltaire's, Mad. Denis, so stereotyp geworden und dabei so übertrieben grotesk, indem sie von vier Bajonetten im Leib einer Frau, von Koth bis über

---

[1] Vergl. Briefe Friedrichs an Voltaire, 20. März, 3. April, 1. Mai 1760.

die Schultern u. s. w. u. s. w. redeten, daß Friedrich derselben endlich überdrüssig ward und schrieb:

„Auf eine Untersuchung des Vergangenen lasse ich mich nicht ein. Sie haben unzweifelhaft das größte Unrecht gegen mich begangen. Ihr Betragen wäre von keinem Philosophen geduldet worden, doch ich verzeihe und vergesse. Aber hätten Sie es nicht mit einem Narren zu thun gehabt, der in Ihr schönes Talent verliebt war, so würden Sie nicht so leichten Kaufes davongekommen sein. Lassen Sie es sich also gesagt sein, und daß ich künftighin nichts mehr von dieser Nichte höre, die mir verdrießlich ist, und die nicht einmal so viel Verdienste hat, ihre Fehler zu bedecken, wie ihr Oheim. Man redet von der Magd Molière's, aber von der Nichte Voltaire's wird Niemand reden."

Friedrich war leider ein schlechter Prophet, aber nichtsdestoweniger setzte diese Antwort den Patriarchen, den Friedensstifter, in eine solche Wuth, daß er die Welt an den vier Enden hätte anzünden mögen, bloß um diese Schmach zu tilgen.

„Ich beschwöre Sie," ruft er dem Vertrauten Choiseuls zu, „ich beschwöre Sie, sich niemals Ihrer Beredsamkeit beim Minister zu bedienen zu Gunsten eines Mannes, der ihn persönlich auf das Unwürdigste beleidigt hat. Was! man wollte den feierlichsten Bündnissen (mit Österreich) untreu werden, in der einzigen Absicht, einen Mann — — ja einen Mann zu unterstützen, der in vier Jahren sich gegen uns mit Österreich verbünden kann, wenn man ihm vier Meilen Landes in der Nähe von Cleve anbietet! Denken Sie doch, was aus uns geworden wäre, wenn Luc vor zehn Jahren seine 150,000 Mann mit der Armee der Königin von Ungarn vereinigt hätte. Sie können jetzt Ihren Verpflichtungen nicht untreu werden, ohne sich zu entehren, und Ihre Schande würde Ihnen dazu nicht einmal etwas einbringen. Die Russen und Österreicher müssen dieses Jahr den Luc vernichten, es geschehe denn zu seinen Gunsten ein Wunder. Wenn aber Luc erst verloren ist, so werden Sie zum Schiedsrichter des Reiches und alle Fürsten sind zu Ihren Füßen . . . Sagen Sie dem Herzog von Choiseul, er dürfe keinen Frieden schließen, als nach einem siegreichen Feldzug!" [1]

Zur selben Zeit vielleicht, wo d'Argental diesen Kriegsruf las, erhielt Friedrich aus derselben Feder Voltaire's einen Brief voller Friedensvorschläge, auf den der König ziemlich kühl antwortete. Der Patriarch hatte es gewagt, seinem Schüler Vorwürfe zu machen, als habe er durch persönliche Beleidigungen die gute Stimmung Frankreichs für Brandenburg weggescheucht. Darauf sagte Friedrich, er werde sich nächstens lieber an den Groß-Mogul als an Ludwig den Geliebten wenden, gegen den er nur den einen Fehler begangen, ihn in Versen zu loben. Sollte aber mit

[1] An d'Argental, 19. Juni 1760.

jenen Persönlichkeiten etwa die Pompadour gemeint sein, so sei es doch wohl klar, daß ein König von Preußen wenig Rücksichten zu nehmen habe auf ein Fräulein Poisson, besonders wenn diese frech sei und es an der Ehrfurcht fehlen lasse, die man gekrönten Häuptern schulde.

So endet plötzlich mit einer schrillen Dissonanz der schriftliche Verkehr zwischen Friedrich und Voltaire für nahezu fünf Jahre. Der König focht mit wechselndem Glück gegen seine Feinde, Voltaire grollte in seiner Einsiedelei auf den „Herrn von Brandenburg", der seiner Nichte keine Gerechtigkeit widerfahren ließ und ihn selbst „ein unverbesserliches Herz" genannt hatte. Er wurde nun Patriot aus Haß gegen Friedrich, d. h. aus Egoismus.

Endlich wurde es doch Friede, nicht durch Voltaire's Bemühungen, sondern wegen der Erschöpfung der Kämpfenden. Voltaire hatte weder als französischer Patriot noch als Privatmann Grund, über den Frieden von Hubertsberg und Paris stolz oder auch nur erfreut zu sein. Frankreich hatte während des langen blutigen Krieges nicht bloß seine Ehre, sein Geld und seine Söhne verloren, sondern auch einige seiner besten und reichsten Colonien eingebüßt. Doch das hätte den Patriarchen nicht einmal so sehr angefochten, wenn nicht auch er persönlich und zwar sehr stark bei den Verlusten betheiligt gewesen wäre.

Schon gleich zu Anfang hatte er als Theilhaber an mehreren commerciellen Unternehmungen sehr viel durch die englischen Kaperschiffe zu leiden, welche auf die französischen Kauffahrteischiffe Jagd machten, die Handelsverbindungen unterbrachen und die Waaren wegnahmen [1]. Es war nur ein kleiner Trost für sein philosophisches Herz, „daß ein spanisches Schiff, an dessen Ladung er stark betheiligt war, zu gleicher Zeit glückliche Handelsgeschäfte machte und den Krieg gegen die Jesuiten in Paraguai führte" [2]. Auch die Freundschaft mit Friedrich kam Voltaire theuer zu stehen. Er schrieb es selbst an den König, und beklagt sich wiederholt bei diesem, er habe ihm viel Übles zugefügt, ihn für immer mit dem König von Frankreich entzweit, ihn um seine Ämter und Pensionen gebracht u. s. w. Aber an eine Entschädigung war nicht zu denken. Weder die oft begehrten „Brimboriums" — der Orden und der Kammerherrnschlüssel sammt Zubehör, die ihm in Frankfurt abgenommen waren — noch die ebendaselbst verlorenen „2000 Thaler" wollte

---

[1] An d'Argental, 1. April 1756.
[2] An Richelieu, 16. April 1756.

Friedrich dem Freunde erstatten. Nur Schmeicheleien und „Liebeserklärungen" enthielten die Briefe von Berlin im Überfluß.

„Wollen Sie Süßigkeiten haben?" schreibt Friedrich, „nun wohl, es sei. — Ich werde Ihnen die Wahrheit sagen. Ich schätze in Ihnen den schönsten Genius, den die Jahrhunderte hervorgebracht haben; ich bewundere Ihre Verse, ich liebe Ihre Prosa, vor Allem jene kleinen Stücke Ihrer vermischten Schriften. Nie hat ein Schriftsteller vor Ihnen einen so zarten Takt, einen so feinen und sicheren Geschmack besessen. Sie sind bezaubernd in der Unterhaltung, Sie wissen zu gleicher Zeit zu belehren und zu ergötzen. Sie sind das unwiderstehlichste Geschöpf, das ich kenne, Jedermann muß Sie lieb haben, sobald Sie wollen. Genug, Sie würden vollkommen sein — wenn Sie kein Mensch wären!"

„Süßigkeiten," dachte Voltaire, aber die „2000 Thaler, die ihm der schändliche Freytag gestohlen, und die Brimboriums" wären ihm lieber gewesen. Mit dem Fortgang des Krieges nahmen auch die Verluste Voltaire's zu. „Seine Jahresrenten, Actien, Lotteriebillette u. s. w. wünschten mit tausend Seufzern den sofortigen Frieden herbei." [1] Seine Werthpapiere verloren um die Hälfte ihres Preises, die Renten wurden schlecht gezahlt. Da kam zum Übermaß des Unglücks noch der Fall von Pondichery (15. Jan. 1761), der „ihm geradezu den vierten Theil seines Vermögens kostete und jede Lust des Lachens vertrieb" [2]. Pondichery, Pondichery, so will er rufen, und dieser unselige Name soll für ihn das sein, was den gefangenen Juden das Andenken an Jerusalem war [3]. Er will sich nicht trösten lassen — denn Pondichery ist nicht mehr. „O göttliche Engel," schreibt er mit dem gewohnten Titel an Herrn und Frau d'Argental, „Alles, was Sie mir von der indischen Gesellschaft sagen, ist gut und schön; aber es bleibt hart, um 700 Frcs. das zu verkaufen, was man um 1400 gekauft hat. Seht, das ist der Knoten, das ist das Übel!" [4] Deßhalb rasch, rasch Friede mit den Engländern, Friede unter jeder Bedingung, selbst um den Preis von ganz Canada! [5]

Eine Zeit lang hoffte Voltaire von den Russen Hilfe gegen Preußen und England, aber „seine liebe Elisabeth starb hin" (5. Jan. 1762) und er klagt: „Mein größtes Unglück ist der Tod Elisabeths. Man

[1] An d'Argental, 11. Dec. 1759.
[2] An Damilaville, 20. Juli 1761.
[3] An d'Argental, 9. Aug. 1761. [4] 9. Aug. 1761.
[5] An Choiseul, 6. Sept. 1762.

sagt, der Friede sei geschlossen zwischen Peter III. und Friedrich III. (sic). Meine theure Elisabeth verabscheute Luc, und ich hatte nicht wenig dazu beigetragen. Ich lachte in den Bart hinein, denn ich bin ein drolliger Kamerad (un drôle de corps), aber jetzt lache ich nicht mehr!" [1]

Nach Allem, was bisher über das Verhalten Voltaire's während jenes blutigen, unheilschweren siebenjährigen Krieges gesagt wurde, wird es nicht nöthig sein, noch länger bei diesem Punkte zu verweilen, da es offenkundig ist, daß Voltaire trotz seiner chamäleontischen Wandelbarkeit doch immer nach einer festen und klaren Norm alle seine Stellungen zu den Krieg führenden Parteien, alle seine Schritte zum Friedensschluß oder zur Fortdauer der Streitigkeiten, kurz seine Antipathien und Sympathien bemaß und regelte — daß er trotz seiner verschiedensten Stimmungen ein unwandelbarer Charakter blieb, und daß das letzte Wort dieses Charakters — der schäbigste Eigennutz oder, wie Friedrich es ausdrückt — die häßlichste Filzigkeit (ladrerie) war.

Dr. Strauß erhebt einen anderen gewiß befremdenden Vorwurf gegen Voltaire's Stellung während des Krieges. Ihm gefallen die beständigen Friedenspredigten des Philosophen nicht, er findet dieselben „durchaus platt und Voltaire einen Schulmeister".

„Gewiß," so fährt dann der Professor fort, „gewiß ist der Krieg ein großes Übel, und zu Voltaire's Gunsten darf man nicht vergessen, daß er in der nächsten Vergangenheit meist nur muthwillige, aus Herrschsucht und Übermuth der Fürsten, wie namentlich seines Idols Ludwig' XIV., hervorgangene Kriege vor sich hatte. Aber Friedrichs Einfall in Schlesien, wovon der siebenjährige Krieg nur die unvermeidliche Folge war, gehörte in eine ganz andere Klasse. Friedrich war dabei von dem Entwicklungsdrange des jungen Staates getrieben, an dessen Spitze er soeben gestellt worden war, tiefer gefaßt, von dem Entwicklungsdrange der deutschen Nation, die für sich einen anderen Schwerpunkt suchte, als das undeutsch gewordene und geistig unfrei gebliebene Österreich war." [1]

Darüber ein Wort sagen, wäre Papierverschwendung.

---

[1] An d'Argental, Mai 1762.

[2] Strauß, Voltaire S. 207.

22. Die Encyklopädie.

1764.

„Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers, par une société de gens de lettres. Mis en ordre et publié par Diderot et quant à la partie mathématique par M. d'Alembert.“ So lautete der Titel eines Lieferungswerkes, dessen erster Band im Jahre 1751 in Paris erschien, das sich dann unter großartigem Beifall und ehrenwerther Bekämpfung, trotz königlicher Verbote und kirchlicher Censuren, endlich in Frankreich und ganz Europa Bahn brach, und seither, in einer großen Anzahl von Ausgaben in der ganzen „gebildeten Welt" verbreitet, seinen Herausgebern den in allen Fächern menschlichen Wissens so revolutionär klingenden Namen der Encyklopädisten gegeben hat. Die glaubensvollen Jahrhunderte des Mittelalters schufen als Compendien ihres Gesammt-Könnens, -Denkens und -Strebens jene Riesen-Dome, in denen Glaube, Hoffnung und Liebe der Menschheit dem fleischgewordenen eucharistischen Gott ein Haus errichteten. — Der Dom des achtzehnten Jahrhunderts, das Geistesmonument jenes abgelebten, blasirten und zweifelnden Geschlechtes war die Encyklopädie. Nicht einzelne Männer bauten an diesem Werke, die ganze Nation oder vielmehr die ganze damalige Zeit verrichtete Frohndienste bei der Vorbereitung der Steine, welche dann die hervorragenderen Werkmeister nach dem einmal gefaßten Plane zusammenfügten, nach Voltaire's Ausdruck „Gold und Koth", wie es eben kam und sich schickte. Insofern man die Encyklopädie der Wahrheit gemäß als das Gesammtwerk jener Ideenrichtung betrachtet, die sich besonders seit dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts ausgebildet hatte, kann man, wie es so landläufig geschieht, mit Recht Voltaire an die Spitze der Encyklopädisten stellen, denn er war wirklich der Bannerträger jener Ideen, ihr unermüdlichster Vorkämpfer und ihre vollständigste Verkörperung. Freilich auch in einem engeren Sinne stand Voltaire Pathe zu dem furchtbaren Unternehmen, indem er seinen Rath und Einfluß dem Einen der Hauptredakteure des

Werkes in ausgedehntestem Maße angedeihen ließ und sich gewissermaßen zum Apoll jenes Orakels machte. Falsch aber ist es, sich Voltaire als ersten Urheber oder hauptsächlichsten Mitarbeiter der Encyklopädie zu denken, da diese durchaus ohne seine Anregung unternommen, theilweise gegen seine Ansichten ausgeführt und von ihm persönlich nur durch verhältnißmäßig wenige Artikel unterstützt wurde.

Der erste Unternehmer der Encyklopädie war D. Diderot, ein verarmter und in jeder Beziehung verlorener Literat, der, um sein tägliches Brod zu erwerben, schriftstellerische Commissionen jeglicher Art entgegennahm. Mit derselben Feder, mit welcher er einem Abbé Predigten schrieb, setzte er für eine hochstehende Maitresse Liebesbriefe auf, faßte er seine äußerst schlüpfrigen Romane und eine großartige Ankündigung einer neuerfundenen Pomade ab, welche den Haarwuchs befördern sollte u. s. w. Eines Tages erhielt dieser Lohnschreiber von einem speculirenden Buchhändler den Auftrag, eine Übersetzung des englischen Dictionnaire's „Cyclopaedia" von Chambers zu liefern. Diese Bestellung war für Diderot eine Offenbarung. Statt der Übersetzung eines kleineren Dictionnaire's der Wissenschaften, wollte er eine Sammlung der besten Artikel aus den verschiedenen bis dahin bekannten wissenschaftlichen Hilfsbüchern der Art veranstalten. Aber das sah Diderot, der von sich zu sagen pflegte, „daß er zwar sehr viele Dinge wisse, daß es aber schwerlich irgend Jemanden gebe, der sein Ding nicht besser wisse als er", bald genug ein, daß zu einem Unternehmen, wie er es vorhatte, mehr als oberflächliche Vielwisserei gehöre, und besonders der ganze wissenschaftliche Einfluß eines berühmten Namens nothwendig sei, um das neue Werk der Leserwelt zu empfehlen. So entschloß sich denn der Dr. Pantophil — wie Voltaire ihn nennt — sich mit einem Gelehrten ersten Ranges für die literarische Ausbeutung des Gesammtwissens zu verbinden und wählte als solchen den Mathematiker Dalembert aus.

Jean-le-Rond, genannt Dalembert — ein natürlicher Sohn des Ritters Destouches und der Frau von Tencin — wurde auf der Schwelle der Kirche Jean-le-Rond ausgesetzt (16. November 1717) und erhielt daher seinen eigentlichen Namen, dem er selbst in späterer Zeit den andern: Dalembert oder d'Alembert, hinzufügte. Anfangs von einer Glasersfrau erzogen, kam er als Knabe in das Collége Mazarin, wo einige feurige Jansenisten sich alle Mühe gaben, den talentvollen Schüler für ihre Secte zu gewinnen und aus ihm einen neuen Pascal zu machen. Allein Dalembert fühlte nicht die mindeste Neigung zur Theologie und verlegte

sich fast ausschließlich auf Mathematik, wenn er auch namenshalber dem juristischen Cursus der Akademie folgte. 1741 wurde er in Folge einer gelehrten Abhandlung Mitglied der Akademie der Wissenschaften von Paris und fünf Jahre später derjenigen von Berlin. Seitdem er das Collegium verlassen, wohnte er ganz ärmlich bei seiner Adoptivmutter, besuchte aber doch schon die vornehmen Kreise der Lebemänner und Culturdamen von Paris. Sein Verhältniß zur Frau du Deffant und besonders zu Frl. Lespinasse können wir übergehen, aus seinem äußerst umfangreichen Briefwechsel mit Voltaire geht genugsam hervor, daß auch Dalembert wie Diderot sittenlos war.

Als letzterer sich 1746 mit dem Plan zur Encyklopädie an den Mathematiker wendete, ging dieser mit Freuden auf den Vorschlag ein, denn er erblickte darin nicht bloß eine Geldspeculation, sondern auch ein vortreffliches Mittel, die philosophische, d. h. glaubenslose Richtung in alle Gebiete des Wissens einzuführen und durch das Dictionnaire zu einem einheitlichen System verbunden in den weitesten Kreisen gangbar zu machen. Zusammen verabredeten nun die Beiden die innere Einrichtung wie den äußern Umfang des Unternehmens; Diderot übernahm die Redaction des Prospectus und die Besorgung der Druckerlaubniß, Dalembert versprach die Einleitung zu schreiben; vereint gaben sie sich Mühe, Mitarbeiter aus allen Klassen und Fächern zu erwerben, vor Allem aber mächtige Beschützer für das gewagte Unterfangen zu gewinnen. Als solche zählte man bald die Pompadour, die Minister d'Argenson, Choiseul, Turgot, Malesherbes, Bernis, Richelieu und Andere. D'Aguesseau, der strenge jansenistische Kanzler, ließ sich durch den Überblick, welchen Diderot ihm vom Plane, Geiste und Nutzen der Encyklopädie zu geben verstand, so einnehmen, daß er die Druckerlaubniß gab und damit für's erste alle Schwierigkeiten beseitigte. Dalembert hatte unterdessen seine berühmte Vorrede, ein wissenschaftlich entwickeltes Programm, vollendet, welches schon hinreichend den Geist charakterisirte, in dem die neue Publication gehalten werden sollte. „Die Quelle aller Erkenntniß," so heißt es, „ist die Erfahrung; die Quelle aller gesellschaftlichen Ordnung ist das Bedürfniß, uns anderer Menschen zu unserem Vortheil zu bedienen. Wer demnach die meiste Kraft hat, reißt die größten Vortheile an sich. Hieraus entsteht Druck, aus dem Unwillen hierüber der Begriff von Recht und Unrecht, hieraus das Gefühl der Tugend und das Bedürfniß des Gesetzes. Das Höhere, was sich auf diesem Wege im Menschen entwickelt, ruft den Glauben hervor, als bestehe die Seele nicht

wie alles Andere aus Materie, sondern sei unsterblich, und als gebe es eine Gottheit." Kürzer könnte man die Summa aller möglichen und radikalen Verirrungen auf den Gebieten des Wissens und Lebens nicht ausdrücken[1]. Im Jahre 1751 endlich erschien der erste und bald darauf der zweite Band des langersehnten Werkes, aber einige Monate später, 7. Februar 1752, wurde auch ein Beschluß des königlichen Rathes erlassen, welcher den Weiterdruck untersagte und das Werk „als eine Sammlung von Sätzen verbot, welche dahin zielten, die königliche Macht zu untergraben, den Geist der Unabhängigkeit und Empörung zu wecken, und in dunkeln und zweideutigen Worten die Grundvesten des Irrthums, der Sittenverwilderung, der Gottlosigkeit und des Unglaubens zu legen". Achtzehn Monate lang blieb der Druck wirklich unterbrochen, bis man es durch verschiedene Intriguen und den mächtigen Einfluß der Philosophen bei Hofe durchsetzte, daß die Arbeit wieder aufgenommen werden konnte. Besonders Choiseul und Malesherbes hatten sich der Sache angenommen und benutzten auch bei späteren Verboten jede Gelegenheit, den König eines „Besseren" zu belehren. So brachten sie im Gespräch den armen Monarchen auf die Erfindung des Schießpulvers oder die Maitresse auf die beste Pomade und holten dann, um bessere Auskunft geben zu können, den betreffenden Band der Encyklopädie herbei, wodurch natürlich die hohen Herrschaften, von dem großen Nutzen des Werkes überzeugt, dessen Weitererscheinen wieder gestatteten. 1757 erfolgte die zweite Unterdrückung der Druckerlaubniß, indem das Parlament ganze zwei Jahre der Untersuchung widmete und schließlich das Privilegium ganz zurückzog. Erst 1765 wurde der Druck wieder aufgenommen und zwar mit stillschweigender Erlaubniß der Regierung unter der einen Bedingung, daß man die folgenden Bände vom Auslande aus datire. Mit dem Jahre 1772 endlich gelangte dieses Werk der Finsterniß und Lüge zu einem ersten Abschluß; es zählte mit den Supplementen 28 Bände in Folio!

Die erste Kunde von der Encyklopädie erreichte Voltaire während seines letzten Aufenthaltes in Berlin im Jahre 1752, und er schrieb darüber an Dalembert, der ihm den Abbé de Prades empfohlen hatte: „Sie und Herr Diderot bringen ein Werk zu Stande, welches die Ehre

---

[1] Es ist hier nicht der Ort, uns weiter über das Plagiat auszusprechen, welches die Encyklopädisten an Baco von Verulam begingen, noch auch darzuthun, daß d'Alembert nicht den Ruhm der stilistischen Vollkommenheiten in jener Einleitung verdient, da sie in ihrer letzten Form das Werk des Abbé Etienne de Cannaye ist.

Frankreichs und die ewige Schmach Ihrer Verfolger sein wird. Paris ist voll von Papierbeschmutzern, aber an beredten Philosophen kenne ich nur Sie Beide. Es ist wahr, ein solches Werk hätte fern von allen Narren und Fanatikern gemacht werden sollen, und zwar unter den Augen eines Königs, der ebenso philosophisch ist, wie Sie selbst, aber hier (in Berlin) gebricht es durchaus an Hilfsmitteln. Hier sind wunderbar viele Bajonette und sehr wenig Bücher." [1] Dalembert und Diderot grüßt er ein andermal als „Hercules und Atlas, welche die Welt auf ihren Schultern tragen".

Nun stockt die begonnene Correspondenz mit Dalembert und die Sorge Voltaire's für die Encyklopädie nahezu drei Jahre, beginnt aber dann um so reger und eifriger mit der Niederlassung in Délices. Am 9. October 1755 ist bereits von einer Mitarbeiterschaft des Patriarchen an der Encyklopädie die Rede, er bittet Dalembert, ihm doch die Artikel möglichst frühzeitig zu geben, damit er in den wenigen freien Augenblicken, die seine Krankheiten (?) ihm ließen, daran arbeiten könne. Wie genau er es übrigens mit diesen Aufsätzen nahm, geht aus demselben Briefe hervor, indem er sich sehr unzufrieden über den von ihm gelieferten Artikel „Geschichte" äußert und das Manuscript desselben wo möglich zur Umarbeitung zurückverlangt. Es scheint, daß Voltaire sich während der Arbeit immer mehr für das Werk begeisterte, denn bald bittet er nicht mehr bloß um Artikel, sondern wählt sie sich selbst aus — und welche? „So lange ich einen Rest von Lebensodem habe, stehe ich den glorreichen Verfassern der Encyklopädie zur Verfügung. Ich werde mich für sehr geehrt halten, wenn ich nach meinen allerdings nur sehr schwachen Kräften an dem größten und schönsten Monument der Nation und der Literatur mitarbeiten darf."

So aber war Voltaire angelegt, daß er nicht lange sich an einem Unternehmen betheiligen konnte, ohne sich an die Spitze desselben zu stellen, und aus einem Gesellen der Meister zu werden. Dasselbe zeigte sich auch bei der Encyklopädie. Die äußeren gefährlichen und langweiligen Plackereien der Redaktion und Veröffentlichung überließ er gern dem Hercules und Atlas, dafür beanspruchte er das Recht, die Seele und der innere belebende und leitende Gedanke des Werkes zu sein. Die Lust am „Wohlthun", d. h. an der Bekämpfung der Kirche und des Christenthums, hatte schließlich alle andern Leidenschaften, den Geiz und

[1] An d'Alembert, Sept. 1752.

die Ehrsucht, so sehr in den Hintergrund gedrängt, daß er nicht bloß umsonst arbeitete[1], sondern nicht einmal seinen Namen unter die Artikel setzen wollte und den Redakteuren die weitgehendste Freiheit der Correctur gestattete. Dafür nahm er sich selbst heraus, freiweg die Anderen zu kritisiren. Die Urtheile Voltaire's gehören in gewissem Sinne zu dem Schärfsten, was je gegen die Encyklopädie gesagt worden ist. „Ich schmeichle mir," schreibt er an Diderot, „daß Sie künftighin keine Artikel mehr dulden werden, wie jene über femme oder fat u. dgl., noch auch so viele hohle Declamationen, läppische Kindereien und Gemeinplätze ohne Principien, ohne Definition und ohne Gelehrsamkeit." An Dalembert meldet er ebenso: „Wird man denn immer so lächerliche Ausrufe dulden! Das nützliche Buch durch ähnliche Erbärmlichkeiten entstellen? Wird man wirklich jene hunderte von Artikeln beibehalten, die nichts als lächerliche Declamationen sind? Schämen Sie sich wirklich nicht, Ihr Gold in all' den Koth zu werfen?" Darauf erwiedert Dalembert sehr bescheiden, daß die Encyklopädie wirklich ein Hanswurstkleid sei, an dem zwar einige gute Stücke sich finden, das aber hauptsächlich aus Lumpen zusammengenäht sei. Auch Diderot konnte sich auf die Dauer keine Illusion über den wahren Werth seines Werkes machen: „Die Encyklopädie," schreibt er, „ist zu einem Abgrund geworden, wohinein jede Art von Lumpensammlern durcheinander eine Menge schlechtbedachter, schlechtverdauter, guter, böser, abscheulicher, wahrer, falscher, unsicherer, immer aber unzusammenhängender und unvermittelter Dinge warfen."

Was Voltaire am meisten an der Encyklopädie mißfiel, war die nach seiner Meinung verdammungswürdige Klugheit, womit Dalembert und Diderot ihr Gift in den unschuldigsten Artikeln versteckten und niemals offen Farbe bekennen wollten. Während unter den betreffenden philosophischen oder theologischen Worten nur wenig oder gar nichts Gefährliches gegen den Staat oder die Offenbarung zu finden war, traf man es unverhofft bei einer grammatikalischen oder literarischen Abhandlung. Diese Heuchelei drückte „ihm das Herz ab" und er gestand es unverblümt ein, „daß es grausam sei, das Gegentheil von dem zu drucken, was man denke". Aber diese Heuchelei lag im Geiste der Hauptunternehmer: „Jedesmal," sagt Diderot, „wo es sich darum handelt, ein Nationalvorurtheil mit Schonung anzugreifen, muß man es im Hauptartikel sehr ehrfurchtsvoll auseinandersetzen und es mit dem ganzen Ge-

[1] Er erhielt nicht einmal ein Freiexemplar der Encyklopädie!

folge seiner Wahrscheinlichkeiten und Schönheiten unterstützen, dann aber gilt es, durch Hinweise auf andere Artikel, wo gründliche Principien die gegentheilige Ansicht beweisen, das ganze Gebäude von Koth und Staub über den Haufen zu werfen. Diese Art und Weise, die Leute zu enttäuschen, wirkt sehr schnell auf gute Geister.“ Auch Dalembert hatte es sich in allen seinen Schriften und Artikeln zum Grundsatz gemacht, „Ohrfeigen zu geben, indem er that, als wollte er streicheln“. Wenn es nach Voltaire's leidenschaftlichem Sinn gegangen wäre, so hätte man offen mit allem Offenbarungsglauben brechen und den nackten Deismus predigen müssen. Allein Voltaire hatte am Ufer seines freien Sees gut reden und rathen, in Paris war man abhängig. „Zweifelsohne,“ gestand Dalembert, „haben wir schlechte theologische und metaphysische Artikel, aber ich behaupte, daß Sie selbst dieselben nicht besser machen würden, wenn Sie mit theologischen Censoren zu thun hätten. Dafür haben wir aber auch andere, weniger auffallende Artikelchen, wo Alles nachgeholt ist; die Zeit wird künftighin lehren, das, was wir gedacht haben, von dem zu unterscheiden, was wir geschrieben.“ (21. Juli 1757.)

Ein anderes Mal (2. October 1764) meldet Voltaire dem Freunde: „Ich stieß heute auf den Artikel ‚Dictionnaire‘ in der Encyklopädie. Ich sah hier mit Entsetzen, was Sie von Bayle sagen: ‚Glücklich, wenn er die Religion und die Sitten mehr geschont hätte‘, oder etwas dergleichen. O wie mich das betrübt hat! Jurieu's Teufel muß Sie besessen haben, als Sie jenes schrieben. Ihr ganzes Leben müssen Sie Buße thun für diese beiden Zeilen. Von Ihren Thränen seien sie benetzt! O Unwesen, o Geistestyrannei! welch einen Despotismus übt ihr aus, wenn ihr meinen Bruder gezwungen habt, so über unsern Vater zu sprechen!“ „Infernal“ mußte die Encyklopädie sein, um Voltaire zu gefallen [1].

Besonders waren es die theologischen Artikel, welche Voltaire's Zorn erregten. Es war für die Unternehmer höchst schwer, geeignete Mitarbeiter in diesem Fache zu finden, nachdem man sowohl die Jesuiten [2] als die Jansenisten von vorneherein ausgeschlossen hatte. Gute orthodoxe Priester fanden sich wenige, und schlechte konnte man wenigstens für den

[1] Vergl. Dalembert an Voltaire, 10. Oct. 1764.

[2] Bevor der eigentliche Charakter der Encyklopädie bekannt war, hatten sich einige Patres angeboten, die theologischen Materien in dem neuen Dictionnaire zu behandeln, hoffend, auf diese Weise ein Gegengift gegen die etwaige skeptische Behandlung der übrigen Artikel bieten zu können. Die Jansenisten hätten gern aus dem ganzen Unternehmen eine Affaire der Secte gemacht. So wenigstens erzählt Voltaire.

Anfang nicht brauchen. Im Jahre 1758 hatte man bereits drei Theologen „verbraucht". „Der erste wurde excommunicirt, der zweite exilirt, der dritte starb. Wir können uns keinen eigenen ziehen. Gott gebe (!), daß das Alles nicht schlimm auf unsern neuen Collegen einwirke." [1] Dieser neue Theologe, Morellet, oder, wie er später mit seinem Spitznamen hieß: „Mords-les", mußte seinen Antrittsbesuch bei Voltaire machen, und erhielt dazu von Dalembert eine Empfehlung, die des Apostaten würdig war. Um dem Mangel an Theologen abzuhelfen, suchte Voltaire Hilfe bei den Protestanten, und fand wirklich in einem Prediger von Lausanne einen trefflichen Genossen, der es sich wahrscheinlich gefallen ließ, unter die Gottlosigkeiten Voltaire's seinen Namen zu setzen, wenigstens ist der Patriarch eine Zeit lang ganz entzückt über die Kühnheit und Gelehrsamkeit dieses Ketzers. Auch in Paris waren die Artikel des „heterodoxen Predigers" sehr willkommen, waren sie doch ein Beweis vom Fortschritt der Philosophie in diesem Jahrhundert. „Laßt sie nur machen," schrieb Dalembert, „und in zwanzig Jahren wird die Sorbonne, so sehr sie auch jetzt Sorbonne sein mag, noch weiter gehen, als Lausanne heute geht. Wir werden mit Dankbarkeit Alles annehmen, was von jener (Predigers) Hand kommt. Wir bitten Ihren Häretiker bloß um die Erlaubniß, an jenen Stellen, wo er seine Krallen zu offen zeigt, etwas Sammetpfötchen machen zu dürfen; es heißt bei uns jetzt: etwas rückwärts gehen, um besser zu springen." [2] Allein das „rückwärts gehen" half schließlich nicht mehr; die Freunde der Religion hatten so lange und so energisch über die Gefahr der Encyklopädisten, ihren wahren Zweck und ihre perfiden Mittel geschrieben, daß schließlich ein Decret des Königs erlassen wurde, „wonach jeden die Todesstrafe treffen sollte, der es noch wagen würde, irgend eine Schrift zu veröffentlichen, welche die Religion angriffe". „Aber," meinte Dalembert, „es würde Alles noch gut gehen, Keiner gehängt und doch die Wahrheit gesagt werden, nur müsse man an den rechten Stellen recht sanft und leise auftreten."

Dank der unehrlichen Weise, in welcher der Minister Malesherbes den ausdrücklichsten Befehlen des Königs in Betreff der Büchercensur nachkam, konnte man wirklich die Encyklopädie noch einige Monate halten. Anfangs Januar 1758 aber hatte Dalembert seinem Meister bereits gemeldet, er wolle sich von dem Unternehmen zurückziehen, angeblich, weil

[1] Dalembert an Voltaire, 30. Juli 1758.
[2] An Voltaire, 21. Juli 1757.

es ihm zuwider sei, seine Meinung immer verbergen zu müssen. Sofort schreibt ihm Voltaire, daß wenn Dalembert sich zurückziehe, auch die Anderen alle das Unternehmen aufgeben müssen, und daß er (Voltaire) schon sofort seine Artikel und Briefe von Diderot zurückverlangt, aber noch keine Antwort erhalten habe. „Ich werde künftig keine Zeile mehr für die Encyklopädie liefern. Alle, welche nicht so handeln, wie ich, sind Memmen, unwürdig des Schriftstellernamens. Ich bitte Sie, ihnen dieses zu melden.“ [1] Zwölf Tage später scheint Voltaire jedoch neue Hoffnungen geschöpft zu haben: „Seien Sie sicher,“ meldet er dem Freunde, „daß Madame de Pompadour und der Abbé de Bernis weit davon entfernt sind, sich gegen die Encyklopädie zu erklären. Ich versichere Sie, daß Beide als Philosophen denken, und bei Gelegenheit auch offen handeln werden, sobald sie es können, ohne sich zu compromittiren (!) ... Was! einige Papierbeschmierer hätten sich gegen die Encyklopädie verschworen, und die Encyklopädisten sollten nicht zu ihrer Vertheidigung dasselbe thun? Sie sollten nicht von demselben Geiste beseelt sein? Sie könnten die Gemeinheit haben, als Sklaven der Buchhändler an der Encyklopädie zu arbeiten?... Gibt es denn keine 3000 Abonnenten mehr, die gegebenen Falles interessirt sind, für euch um Gerechtigkeit und Rache zu schreien?“ — „Rotten Sie sich zusammen und Sie werden Sieger bleiben!“

Allein die Verfolgung war nicht der Hauptgrund, warum Dalembert sich aus dem Unternehmen zurückziehen wollte. Die Tochter Diderots hat aus den eigenen Briefen des Mathematikers an ihren Vater dargethan, daß das Geld die Ursache des Zwiespaltes im philosophischen Lager war. Die Buchhändler scheinen dem Mathematiker nicht genug nach Willen gewesen zu sein, und ihm nicht so oft, als er es verlangte, eine Honorarerhöhung geboten zu haben. Diderot, welcher durchaus von den Buchhändlern abhing, wagte es nicht, sein Glück anderswo zu versuchen und den Buchhändlern, wie Dalembert es wollte, zu kündigen, um sie so gewissermaßen durch einen Auctorstrike zur Lohnerhöhung zu zwingen. Inde irae, bis gegen 1759 Dalembert sich definitiv zurückzog und Diderot allein mit der Redaktion des Werkes betraut blieb. Aber auch ihm war mit der Zeit die Lust und die Kraft geschwunden, er begnügte sich mit der nothwendigsten Redaktionsarbeit und wünschte nur Eins — den Abschluß des letzten Buchstaben. Dank der großartigen Untreue Males-

[1] 13. Febr. 1758.

herbes', der, anstatt des Königs Ordre auszuführen und das Werk zu unterdrücken, wenigstens die schlechtesten Stellen auszumerzen, sich zum Druckbogenverbesserer und Hehler der Encyklopädie machte [1]; Dank dem Minister Choiseul, der sie unter seinen Schutz nahm; Dank endlich der noch allmächtigen Pompadour, die es sich zur Ehre anrechnete, die Gönnerin eines wissenschaftlichen Unternehmens zu sein, dem, wie man ihr sagte, Friedrich II. und Katharina II. ihren Schutz angedeihen ließen: kam endlich das gewaltige Werk der Zerstörung zu einem ersten Abschluß und begann auch bereits in allen Gegenden Europa's zu wirken. Voltaire schreibt darüber in der Einleitung zu dem Dictionnaire philosophique:

„Kaum war die Encyklopädie vollendet, als ganz Europa ihre Nützlichkeit erkannte; man mußte sie in Frankreich neu auflegen und das unermeßliche Werk von 22 Foliobänden noch vermehren. In Italien druckte man sie nach, und die Theologen selbst haben die theologischen Artikel nach der Sitte ihres Landes verschönert und verstärkt; man druckt sie jetzt in der Schweiz nach . . . Indeß dieß ganze Unternehmen gehört Frankreich allein an, Franzosen haben den Plan dazu gefaßt und ausgeführt. Man druckte gleich 4250 Exemplare, von denen auch nicht ein einziges mehr im Buchhandel ist. Jene, welche man durch einen glücklichen Zufall noch auftreiben kann, bezahlt man heutzutage mit 1800 Frcs. Auf diese Weise könnte das ganze Werk eine Summe von 7,650,000 Livres in Circulation gesetzt haben. Jene, welche nichts als diese geschäftliche Seite des Unternehmens in Betracht ziehen, werden sehen, daß der Handel der beiden Indien nie so hoch gestiegen ist! Die Buchhändler haben dabei ungefähr 500 % gewonnen, was seit 200 Jahren in keinem einzigen Geschäfte gesehen worden ist . . . Für die Schriftsteller gab es einen anderen Lohn: die Freude an der Verbreitung der Wahrheit (!), der Vortheil, das Menschengeschlecht zu unterrichten, und endlich die Ehre! Denn das schwache Honorar, welches den zwei oder drei Hauptredakteuren gezahlt wurde und in gar keinem Verhältniß zu ihren Arbeiten stand, darf nicht mitgezählt werden. Niemals hat man mit so großem Eifer und mit solcher Selbstentäußerung gearbeitet, wie an der Encyklopädie!"

Noch war die große Encyklopädie nicht abgeschlossen, als Voltaire, welcher mit ihrer reservirten Haltung nicht mehr zufrieden und auch wegen Dalemberts Rücktritt mit Diderot nicht mehr „associirt" war, seine eigene kleine Encyklopädie begann und mit allem Eifer an ihrer größtmöglichen „Infernalität" arbeitete.

Bei einem der gottlosen Soupers von Potsdam war schon, wie be-

[1] Vergl. Mémoires sur Diderot, t. I. p. 31.

merkt wurde, der Plan zu einem Werke, wie das „Dictionnaire philosophique“, besprochen und besonders von Voltaire mit der Begeisterung des Ingrimms aufgefaßt worden. Reisen, Unannehmlichkeiten und Zerstreuungen aller Art kamen damals dazwischen, und fast wäre das Project vergessen worden, wenn seine Beziehungen zur Encyklopädie den Auctor nicht wieder daran erinnert hätten. So erschien denn im Jahre 1764 ein Band: „Dictionnaire philosophique portatif“, oder kurzweg le Portatif genannt, eine Taschenausgabe allen Gotteshasses, aller Geschichtslüge und jeglicher Gemeinheit, ein wahres Pandämonium in Duodez. Als einst der Auctor aus dem Manuscript dieses Werkes vor neun oder zehn Philosophen in Ferney vorgelesen hatte, erhob sich einer derselben und sprach feierlich zu der Gesellschaft: „Meine Herren! ich glaube, dem Nazarener wird diese Sitzung übel bekommen.“ [1] Als Dalembert zum ersten Male um ein Exemplar des anonymen Buches bei Voltaire einkam, schrieb dieser: „Ich habe von diesem kleinen, abscheulichen Wörterbuch reden hören; es ist ein Werk Satans . . . Glücklicherweise habe ich keinen Antheil an diesem wüsten Buch; es würde mich recht ärgern; ich bin die Unschuld selbst, und Sie werden mir dessen bei Gelegenheit Zeugniß geben können.“ [2] Am 29. August hatte Dalembert das Buch bereits gelesen, „durch eine besondere Gunst der Vorsehung“. „Sicherlich, wenn der Auctor (des Dictionnaire) jemals in die Staaten dessen geht, der dieses infernale Werk hat drucken lassen (Satan), so wird er wenigstens dessen erster Minister, denn keiner hat ihm (dem Teufel) wichtigere Dienste geleistet; ja freilich, einem solchen Manne braucht man nicht zu sagen: ‚Brutus, du schläfst!‘“

Aus diesen gotteslästerischen Scherzen hört man nur zu deutlich die eigentlichste Meinung der Beiden heraus, daß das Portatif „der Infamen übel bekommen werde“. Aber bereits im nächsten Brief klingt eine andere Note durch, die Angst Voltaire's, als Auctor des Buches verfolgt zu werden.

„Ich habe das diabolische Dictionnaire gelesen, es hat mich wie Sie erschreckt; das Übermaß meiner Trauer aber rührt daher, daß es Christen gibt, die des schönen Namens so unwürdig sind, mich für den Verfasser eines so antichristlichen Buches zu halten! . . . . Ich beschwöre Sie, zu schreien, daß ich keinen Antheil am Portatif habe.“ [3]

---

[1] An Dalembert, 7. Sept. 1764.
[2] Ebendas. 6. Juli 1764. [3] 7. Sept. 1764.

Der erbärmlichste Hilferuf erschallt aber aus dem folgenden Brief vom 19. Sept.:

„Es ist in dem diabolischen Dictionnaire so viel Moral, daß ich zittere vor Furcht, Buch und Verfasser möchten verbrannt werden. Dieses Sammelwerk ist von verschiedenen Händen, wie Sie sich leicht überzeugt haben werden. Ich weiß nicht, durch welche Wuth man sich hat verleiten lassen, mich als Auctor zu betrachten. Der größte Dienst, den Sie mir erweisen können, besteht darin, daß Sie fest behaupten, ja bei Ihrem Antheil am Paradies betheuern, daß ich keinen Theil an diesem höllischen Werke habe, das übrigens sehr schlecht gedruckt und voller lächerlicher Fehler ist. Es gibt drei oder vier Personen, welche ausposaunen, daß ich die gute Sache (der Philosophie) unterstützt habe; daß ich auf dem Kampfplatz ausharre bis in den Tod gegen die wilden Bestien (die Katholiken). Diese guten Seelen segnen mich und verderben mich. Das heißt seine Brüder verrathen, wenn man sie in ähnlichen Umständen lobt; ihr müßt als Verschworene und nicht als Eiferer handlen. Man dient ganz gewißlich weder der Wahrheit noch auch mir, wenn man mir das Werk zuschreibt . . . . Ich glaube zwar, daß sich in Paris erst wenige Exemplare dieser alphabetischen Abomination finden werden, aber sobald Sie eine Gefahr für mich wittern, so beschwöre ich Sie, mich davon zu benachrichtigen, damit ich das Werk in allen öffentlichen Blättern mit meiner gewohnten Offenheit und Unschuld verläugne." [1] — „Ja freilich," antwortet d'Alembert nach einer nochmaligen Mahnung zur Lüge, „Sie haben allen Grund, nicht in den Verdacht der Autorschaft dieses höllischen Werkes kommen zu wollen, und ich sehe auch durchaus nicht ein, auf welchen Grund hin man Sie derselben beschuldigen könnte. Wie Sie sagen, ist es evident, daß das Buch von verschiedenen Händen herrührt, ich für meinen Theil habe deren vier zu unterscheiden geglaubt, jene des Belzebub, des Astaroth, des Lucifer und des Asmodeus." Im Übrigen verspricht er ihm „einen Mund so groß und breit" zum Abläugnen, als man ihn nur verlangen könne! [2]

Mit der Zeit nahm das böse Gerücht Fleisch und Form an, das Portatif wurde dem Generalprocurator durch zwei Männer als Arbeit Voltaire's denuncirt. Auch der König hörte von dem Buch und gab Auftrag, dasselbe genau zu untersuchen. Kaum hörte Voltaire von diesem Befehl, als die Abläugnungsbriefe im weitesten Kreise über die Pariser Freunde regneten. „Armer, 71jähriger, halbblinder Greis! sollte er denn als Martyrer für ein Buch sterben, das er nicht bloß nicht geschrieben, sondern selbst zuerst der competenten Behörde angezeigt habe!"

Während er aber so gegen jede Autorschaft protestirte, ließ er eine neue, „durchgesehene, verbesserte und schrecklich vermehrte Auflage" des

[1] 19. Sept. 1764. [2] 4. und 10. Oct. 1764.

Buches in Holland besorgen und sagte: „Das Werk ist sehr erbaulich und durchaus nützlich für edle Seelen. Übrigens, was will man Voltaire anhaben? Hat Voltaire irgend Jemanden das Buch gegeben? Hat Voltaire nicht wie Harlekin, der Dieb, zuerst Allarm gerufen? Voltaire ist unverdächtig, Voltaire wickelt sich in den Mantel seiner Unschuld." [1]

Was ihn nämlich trotz allen Lärmens beruhigt hatte, war die Nachricht, daß die Akademie auf seiner Seite stehe, daß Choiseul-Praslin und noch andere Hofleute, ja sogar der Hofbischof der Pompadour, Jarente, den König über das Portatif „enttäuscht" hätten. Freilich, der Generalprocurator Omer Joly de Fleury wollte trotz der „Enttäuschung" des Königs und trotz der officiösen Warnung, Voltaire in der Anklageschrift gegen das Werk nicht zu nennen, von seiner einmal erkannten Pflicht nicht ablassen. Er betrieb die Untersuchung gegen das Buch so eifrig, daß bereits am 19. März 1765 das Urtheil ausgeführt und das Portatif auf öffentlichem Platze verbrannt werden konnte. Der Auctor grollte gewaltig und vergaß dem pflichttreuen Richter zeitlebens nie mehr dieses „fanatische" Urtheil, und fügte seinen Namen der langen Reihe jener Männer ein, die er niemals ohne einen Fluch oder eine Beschimpfung aussprach.

Im Übrigen aber war er froh, daß die Schweizer Gletscher seine Person vor dem Pariser Scheiterhaufen schützten, und beeilte sich, das verbrannte Werk unter einem anderen Titel, und um zahlreiche Artikel vermehrt, als „Questions encyclopédiques", oder „Opinion par alphabet", oder „Raison par alphabet" u. s. w. in neun Bänden zu veröffentlichen. In unserer Ausgabe bildet es unter dem Titel „Dictionnaire philosophique" vier starke Bände, die freilich um die Hälfte zusammenschmelzen würden, wenn man die bereits in anderen Theilen ganz oder theilweise abgedruckten Artikel auslassen und die „englischen Briefe" als Separatschrift betrachten wollte.

Wie das philosophische Dictionnaire jetzt vorliegt, ist es am besten geeignet, ein ganzes und getreues Bild Voltaire's zu geben. Der durchgängige Charakter der Artikel ist das Pamphletartige, Flugblattmäßige aller Streitschriften und Untersuchungen des Patriarchen von Ferney. Seine und seiner persönlichen Feinde Persönlichkeit tritt von der ersten bis zur letzten Seite in den Vordergrund; ihnen muß der Ernst der

[1] An d'Argental, 2. Nov. 1764.

Frage und die Ruhe der Untersuchung unbedingt weichen. Satire und Diatribe sind die gewöhnlichsten Redefiguren, denen bisweilen ein recht populärer aber seichter Dialog zur Abwechslung eingefügt wird. Das also muß dem Leser auf den ersten Blick klar werden, daß er hier nicht im Mindesten ein wirklich wissenschaftliches Werk vor sich hat, in dem er systematische Darstellung und Entwickelung eines Begriffes oder auch nur eine ernstlich angestrebte Objectivität und eine relative Vollständigkeit suchen dürfte. Declamationen, Behauptungen, vor Allem Verdächtigungen, offenbare Lügen, gemeinste Obscönitäten, das Alles durchgohren vom Sauerteig des Ingrimms und Hasses gegen die Kirche Christi und gegen die persönlichen Feinde des Auctors — das ist der durchgängige und auffallendste Charakter des „Dictionnaire philosophique“. Ein vierbändiges, 5—600 Artikel enthaltendes Pamphlet, der vollste und allseitigste Ausdruck des großen Pamphletaire's von Ferney — das ist die beste und kürzeste Kritik des „Satanswerkes“ in literarischer und wissenschaftlicher Beziehung.

Betrachtet man aber dieses Buch vom moralischen und culturhistorischen Standpunkt aus, so gewinnt dasselbe ein ganz anderes, höchst trauriges Interesse. Wir glauben nicht zu viel zu behaupten, wenn wir sagen, daß diese Voltaire'sche Hand-Encyklopädie mehr geschadet hat, als die 28 Foliobände der Diderot-Dalembert'schen.

---

23. Voltaire, Apostel der Toleranz.

1765—1766.

Am 9. März 1762 wurde auf Beschluß des Parlamentes von Toulouse der protestantische Kaufmann Jean Calas zum Tode durch das Rad und sein Sohn Donat zu lebenslänglicher Verbannung verurtheilt. Der Thatbestand, welcher diese traurige Katastrophe herbeigeführt hatte, ist in Kürze folgender.

Einige Zeit vor dem schließlichen Unglück der Familie hatte sich ein Sohn des Hauses zum Katholicismus bekehrt und wegen dieses Schrittes von Vater und Geschwistern so viel zu erdulden gehabt, daß er sich dieser häuslichen Verfolgung durch die Flucht entzog. Etwas später sprach trotz dieses abschreckenden Beispiels auch der älteste der vier Söhne, Marc-Anton, von dem Vorsatz, die Häresie abschwören und Katholik werden zu wollen. Er hatte schon dieser Worte wegen viel Unannehmlichkeiten zu erdulden, denn dem als geizig bekannten Vater war es wohl bewußt, daß nach damaligem Gesetz der Übertritt des ältesten Sohnes zum Katholicismus eine Auslieferung des Vermögens an denselben zur Folge habe. Die Quälereien hatten schon ziemlich angedauert, ohne jedoch den Vorsatz des Jünglings zu ändern, als man diesen eines Tages (13. October 1762) in einem Zimmer des elterlichen Hauses erhängt fand. Lag hier ein Selbstmord oder ein Verwandten- resp. Kindesmord vor? Es ist uns unmöglich, etwas Bestimmtes auf diese Frage zu erwiedern. Nach de Maistre sprechen tausend Gründe g e g e n die U n s c h u l d des Vaters, ja sogar für die Schuld desselben. Das Capitoul von Toulouse und das dortige Parlament glaubten die Schuld des Calas sen. erwiesen und verurtheilten ihn zum Tode; auch neun Jahre später, als bereits nach Voltaire's Ausdruck das Toulouser Parlament „voll Philosophen saß“ und diese Philosophen dem Patriarchen alle Dienste zu erweisen sich anboten, blieben sie doch in diesem einen Punkte anderer Ansicht, als Voltaire,

und betheuerten diesem, „es sei erwiesen, daß alle Calas (der Vater, der jüngere Sohn und die Mutter) schuldig gewesen seien“ [1].

Einige Zeit nach der Hinrichtung des älteren Calas erfuhr Voltaire die ganze traurige Geschichte aus den stark gefärbten Erzählungen des protestantischen Predigers Moultou und wurde von diesem wie von einigen anderen Freunden aufgefordert, sich der Sache im Interesse der Philosophie und Menschlichkeit anzunehmen. „Das ist,“ schrieb ihm Moultou, „das ist ein Werk, das Ihrer würdig ist; fügen Sie dem Wort die That hinzu, die Ehre eines Wohlthäters der Menschheit dem Ruhme des Schriftstellers. Ihr Name wird größer werden durch die Zerstörung des Fanatismus, als durch die Hervorbringung der schönsten Meisterwerke.“

Moultou war ein feiner Menschenkenner und hatte den verwundbaren Punkt getroffen; doch zauderte Voltaire noch immer ein wenig, bis ihm schließlich nach seiner Meinung der rechte, culturhistorische Gesichtspunkt der Angelegenheit klar wurde. Warum könnte man die „Affaire Calas“ nicht zu einem allgemein menschlichen Proceß der Gewissensfreiheit gegen den römischen Fanatismus aufbauschen, und so der „Infamen“ einen Streich versetzen, von dem sie sich nicht mehr erholen werde? Aber der Proceß schien ihm nicht ganz stichhaltig, daher die Furcht des Advocaten, mit Offenheit und Klarheit vor die Richter zu treten; er glaubte vorerst außerhalb der Schranken Gönner und besonders Gönnerinnen werben zu sollen. So schickt er 1763 an Moultou einen Entwurf des Rechtsganges, d. h. ein Pamphlet über die Ungerechtigkeit des Toulouser Parlamentes, die Grausamkeiten des Fanatismus, die Wohlthaten der Toleranz u. s. w.

„So,“ schreibt er in dem Begleitbrief, „so ungefähr möchte ich das fragliche Werk enden. Dann würde ich einzelne Exemplare an jene Staatsminister schicken, auf deren Schutz und Klugheit ich zählen kann, ferner an die Marquise de Pompadour und einige andere diskrete Freunde, die wie Sie und ich denken; das Pamphlet würde ein Circular begleiten, in welchem ich die Betreffenden bitten würde, das Werk nur von durchaus zuverlässigen Personen lesen zu lassen und wohl zu verhindern, daß es in die Hände eines Buchdruckers falle. Ich werde auch ein Exemplar an den König von Preußen und an einige deutsche Fürsten schicken, und sie bitten, sich mit jenen zu verbinden, welche bereits der Familie C... ihre Wohlthaten zugewendet haben. Das Übrige bleibt inzwischen unter Schloß und Riegel bis zum geeigneten Augenblick der Veröffentlichung wohl verwahrt.“

[1] Vergl. Voltaire an d'Argental, 7. Dec. 1771.

Unterdessen hatte Voltaire sich aber auch Mühe gegeben, mündlich und schriftlich „authentische“ Nachrichten über den Proceß einzuziehen; waren auch die Berichte „durchaus widersprechend, und stürzten sie ihn auch in ein undurchdringliches Chaos“, so überredete er sich doch nach und nach immer mehr von der Nothwendigkeit, daß die Familie Calas unschuldig sein müsse, weil man ja sonst kein Kapital gegen die Infame aus ihrer Geschichte schlagen könne.

Einmal selbst hiervon überzeugt, suchte er die ganze Clique der Encyklopädie gleichfalls dafür zu gewinnen.

„Schreit und laßt schreien, schreit und laßt schreien! Das ist mein Refrain. Es gibt kein anderes Geheimniß mehr, als ein öffentliches Geschrei zu Stande zu bringen und dieses Geschrei bis zu den Ohren des Königs dringen zu lassen; der ganze Advokatenstand muß schreien, dem Kanzler müssen die Ohren klingen, er soll nicht Ruhe haben bei Tag und bei Nacht, immer muß man ihm schreien: ‚Calas, Calas!‘ Man muß in die Richter dringen, sie inständig, anhaltend, Morgens und Abends bearbeiten durch ihre Freunde, ihre Verwandten, ihre Beichtväter (!), ihre Maitressen. Ist erst das öffentliche Geschrei so gewaltthätig, so werden die Richter eine Revision nicht mehr verweigern; übrigens was kann uns auch an ihrem Urtheil noch liegen, wenn ganz Europa geurtheilt hat!“ [1]

Wer so „schreit“, hat wahrscheinlich Angst und Unrecht, — allein Voltaire kannte vortrefflich seine Leute und seine Zeit. Die Rundschreiben und die von ihm eröffnete Subscription zu Gunsten der Familie Calas brachten in Holland, Deutschland, Preußen und Rußland eine wahre Begeisterung für die „arme Wittwe und die Waisen von Toulouse“ hervor; Katharina II. steuerte allein 5000 Livres bei, worüber Voltaire so entzückt war, daß „er nun gar nicht mehr erlauben wollte, daß man die Semiramis des Nordens verleumde und des Gattenmordes anklage“. Nachdem nun auf diese Weise die Aufmerksamkeit aller civilisirten Nationen auf den Proceß gelenkt und den französischen Richtern ein starker Zwang angethan war, begann Voltaire die Einführung des Processes durch eine Menge von Schriftstücken, die alle das Eine besagten: Calas ist ungerecht durch den katholischen Fanatismus zum Tode verurtheilt worden, Frankreich, d. h. das Parlament und der König müssen diese Unbild rächen, oder der Verachtung der Welt und dem Haß der Natio-

---

[1] Aus verschiedenen Briefen an Damillaville, d'Argental. Dalembert u. s. w. 1762 und Anfang 1763.

nen anheimfallen [1]. Ein Werk war es vor Allem, worauf Voltaire Vieles hielt, das er aber wegen der höchst gewagten Principien, die darin ausgesprochen waren, noch nicht drucken lassen wollte. Es ist das einzige, welches die vermeintliche Grundfrage des Calas-Processes zu einer allgemeinen Zeitfrage machte, indem es die religiöse Toleranz in die Welt einzuführen sich bestrebte.

„Entweder," so heißt es in dem 1. Kapitel dieser „Abhandlung über die Toleranz", „haben die Richter von Toulouse sich von dem Fanatismus der Menge hinreißen lassen und einen unschuldigen Familienvater auf's Rad gebracht, was ohne Beispiel ist, oder dieser Familienvater und sein Weib haben ihren ältesten Sohn gehängt . . . was nicht naturgemäß ist. In diesem Falle aber wie in jenem hat der Mißbrauch der heiligsten Religion ein großes Verbrechen verursacht. Es ist also für das ganze Menschengeschlecht von Interesse, zu untersuchen, ob die Religion liebevoll oder barbarisch sein soll." Ein genauer Blick auf diesen Standpunkt der Frage beweist schon die Unklarheit der Voltaire'schen Begriffe, falls man nicht bösen Willen voraussetzen will. Denn wenn einmal die Schreckensthat ein Mißbrauch — abus — der Religion sein soll, wie folgt denn daraus, daß Voltaire zum Nutzen des Menschengeschlechtes untersuchen muß, ob die Religion überhaupt liebevoll oder barbarisch sein dürfe? Wenn zudem ein doppelter Fall denkbar ist, warum denn immer nur von dem einen, der Schuld der Katholiken, reden?

Aber sehen wir uns das Buch, „dieses Requisitorium, welches die Menschlichkeit sehr demüthig der Macht und Klugheit vorlegt, dieses Saatkorn, das eine Ernte bringen soll", genauer an. Da fällt uns denn zuerst und mit Recht auf, daß alles Mögliche über Toleranz oder Intoleranz gesagt wird, ohne auch nur ein einziges Mal im ganzen Buch zu bestimmen, was man unter diesen Ausdrücken zu verstehen habe. Und doch kommt in diesem Punkt, wo die Verwechslung der Begriffe, die genaue Bestimmung der Tragweite des Ausdrucks von der höchsten Wichtigkeit ist, Alles auf die Definition an. Übrigens war es auch gerade die Unklarheit des Begriffes, die zum Zwecke Voltaire's am besten dienlich war. Denn sie erlaubte ihm, die katholische Intoleranz nicht bloß aus „philosophischen" Gründen, sondern sogar aus der heiligen Schrift und den Concilien als verwerflich darzuthun, indem er bald die Intoleranz gegen den Irrthum, bald jene gegen den Irrenden, je nachdem es eben paßte, aufgriff und verdammte.

Das Buch hebt an mit einer „Idee von der Reform des 16. Jahrhunderts", welche nach Voltaire von Männern in's Werk gesetzt wurde, die „rein von Sitten" sich gegen die „Räubereien Roms" erhoben, dem Staate jährlich 500,000 Franken an indirecten Steuern ersparten und nebenbei durch Zufall

[1] Man sehe diese Schriftstücke in den Ges. Werken, Bd. XVIII der angegebenen Ausgabe von 1818.

das Unglück hatten, einige dogmatische Irrthümer zu bekennen, indem sie die damalige Kirche zu der Reinheit der apostolischen Zeiten zurückführen wollten. Gewiß eine sehr tiefe Auffassung der Reformation! Nun folgt die Frage, ob die Toleranz gefährlich sei? Natürlich nein, denn in Holland, Deutschland, England u. s. w. lebt der Jude, Katholik, Grieche, Lutheraner u. s. w. u. s. w. ganz friedlich neben seinem andersgläubigen Nachbarn. Was ist das für ein erhebender Anblick gegen ehedem, als die katholischen Irländer in ihrem Fanatismus ihre protestantischen Brüder hinschlachteten, lebendig begruben und alle die Greuel begingen, welche man bei Voltaire lesen kann! „Die Philosophie, die Philosophie allein, diese Schwester der Religion (!), hat die Hände entwaffnet, welche der Aberglaube so lange mit Blut befleckte; der Menschengeist ist von seinem Rausch erwacht und wundert sich über die Greuel, zu denen der Fanatismus ihn hingerissen." Die unglücklichen Irländer! „Aber gehen wir aus dem kleinen Kreis hinaus", herrscht nicht auch in der Türkei die Toleranz? Hat Peter der Große sich nicht tolerant erwiesen? „Gehe nach Indien, Persien, in die Tatarei, überall dieselbe Toleranz, dieselbe Ruhe." Die chinesische Regierung war tolerant, bis die intoleranten Jesuiten kamen und „der große Kaiser Jontchin" sie „sehr höflich und tolerant" zum Land hinausschickte, aber in seiner Güte so weit ging, „mit väterlicher Sorgfalt für ihre Heimreise zu sorgen". „Diese Verbannung selbst war ein Beispiel der Toleranz und der Menschlichkeit." „Die Japanesen waren die tolerantesten aller Menschen", bis wieder die Jesuiten kamen u. s. w. Also schließt Voltaire triumphirend: „Unser ganzer Continent beweist, daß man die Intoleranz weder predigen noch üben darf." „Die Toleranz hat noch nie einen Bürgerkrieg hervorgerufen (!), die Intoleranz hat die Erde mit Blut und Leichen bedeckt. Man entscheide nun zwischen diesen beiden Rivalinnen (?), zwischen der Mutter, welche will, daß man ihr Kind morde, und der Mutter, welche es abtritt, damit es leben bleibe." Freilich fügt der Heuchler bei: „Ich rede hier nur vom Interesse der Nationen, und achte, wie schuldig, die Theologie; ich bekümmere mich hier einzig um das physische und moralische Wohl der Gesellschaft ... Aufmerksame Leser gehen immer weiter als der Auctor." Aus der Analyse dieses einen Kapitels schließe man auf die Gründlichkeit, wissenschaftliche Correctheit und besonders auf die geschichtliche Wahrheit der übrigen. Wer schaudert nicht bei dem Gedanken, den uns das folgende Kapitel über den Fanatismus Roms beibringt, wenn wir lesen, daß die Päpste, nicht zufrieden damit, jene Gelehrten zu verurtheilen, welche gegen den horror vacui des Aristoteles auftraten, sogar eine Excommunication für die unschuldigen Heuschrecken hatten? Das fünfte Kapitel kündigt uns endlich eine ruhige wissenschaftliche Prüfung an, ob vielleicht „die Intoleranz ein Natur- oder ein Menschengesetz sei"? „Aber wie sollte das Naturgesetz gebieten können: ‚Glaube, was ich glaube, oder wenn du das nicht kannst, so sterbe!'" Also: „Das Recht der Intoleranz ist absurd und barbarisch, es ist das Recht der Tiger, ja noch schrecklicher, denn die Tiger zerfleischen nur, um zu fressen, wir aber wegen eines Paragraphen." Die Intoleranz ist aber auch ebenso ungeschichtlich als

sie unnatürlich ist, das beweisen uns die zwei folgenden Kapitel, welche darthun, daß weder die Griechen noch die Römer je einen Menschen verfolgt haben, weil er anders dachte als sie. Die Martyrer-Acten sind entweder ganz erfunden oder sie lügen über das wahre Motiv der Verfolgung! Aber vielleicht — eine schöne Steigerung! — ist die Intoleranz göttlichen Rechtes? Nein, auch das nicht, denn die Juden waren die tolerantesten aller Menschen[1]. Christus war die Toleranz selbst, und die alte Kirche wußte nichts von Unduldsamkeit. Aber wie sieht es heute aus? Das ersieht man aus zwei Actenstücken, die Voltaire seiner Abhandlung nun einfügt: „dem Dialog zwischen einem Sterbenden und einem Barbaren" und „dem Brief eines Congreganisten an den Jesuiten Letellier". Man traut seinen Augen nicht und glaubt eine Komödie zu lesen, wenn man diese Actenstücke auch nur überfliegt, so stark ist der Blödsinn aufgetragen. Beispiel: „Ein Bürger in einer Provinzialstadt liegt im Todeskampf; ein Mann in der besten Gesundheit kommt, ihn zu verspotten und sagt: ‚Elender! denke sofort wie ich: unterschreibe diesen Zettel, bekenne, daß die fünf Sätze in einem Buch enthalten sind, das weder ich noch du gelesen; sei sofort der Ansicht Lanfrancs gegen Berengar, des hl. Thomas gegen den hl. Bonaventura; nimm das zweite Concil von Nicäa gegen das Concil von Frankfurt an! Erkläre mir augenblicklich, daß die Worte: ‚Mein Vater ist größer als ich', ausdrücklich bedeuten: ‚Ich bin ebenso groß als der Vater' u. s. w.; wenn du das nicht willst oder kannst, so soll dein Leib auf den Anger geworfen, dein Kind enterbt, dein Weib des Ihrigen beraubt, deine Familie zum Bettelstab verurtheilt werden'. In dieser und noch barbarischerer Weise wird das Gespräch fortgeführt, bis schließlich der ‚Gesunde' den widerspänstigen Kranken verläßt mit dem Ruf: ‚Zum Teufel der Unselige, er hat nicht unterschrieben! So werde ich also für ihn unterzeichnen, indem ich seine Schrift nachahme.'" — Und einen solchen „Dialog" durfte Voltaire im Ernste der Welt als Beweis der Intoleranz der römischen Kirche bieten! Aber der „Brief" ist womöglich noch stärker, denn auf seine Nachfrage erhält der Jesuit Letellier von einem Congreganisten Aufschluß über die Zahl der Hugenotten und Jansenisten in Frankreich sammt folgenden Vorschlägen, wie man sie am besten aus der Welt schaffen könne. Die Prediger müsse man an einem Tage aufknüpfen; die Väter und Mütter in der Nacht umbringen u. s. w.; die Parlamente, als anerkannte Gönner der Jansenisten, müsse man mit Pulver in die Luft sprengen, die einfachen Gläubigen der Ketzerei am Ostersonntag in der Communion vergiften u. s. w." [2]

---

[1] D. h. nach den Behauptungen des „Tractates über die Toleranz"; in anderen Schriften Voltaire's werden sie uns als das grausamste, unduldsamste und roheste aller Völker dargestellt.

[2] Wenn Voltaire in diesem Werk so häufig und in so infamer Weise auf die Jesuiten als Königsmörder, Verschwörer, Aufrührer und Apostel der Intoleranz zu reden kommt, so darf uns das nicht wundern. Als dieser Tractat geschrieben

Das Buch schließt mit einem „jüngsten Gericht", wo der himmlische Vater seine Toleranz „gegen Confucius, Solon, Sokrates, die göttlichen Antonini u. s. w. beweist" und einem langen, feierlichen „Gebet an Gott", den Vater der Menschen.

Das ist der „berühmte" Tractat über die Toleranz, das Saatkorn, aus dem die Ernte der Gottesläugnung und jeder Art von Irreligion hervorgegangen. Voltaire nennt es „das Werk eines guten Priesters, in dem sich Stellen finden, wo man mit den Zähnen knirschen möchte, und andere, wo man das Lachen nicht halten kann". Ja freilich, die Lüge und Gotteslästerung tritt hier mit einer solchen Frechheit und dabei mit einer solchen Tölpelhaftigkeit auf, daß man unschlüssig zwischen Zorn und mitleidigem Lachen dasteht, jedenfalls aber bei der zweiten Seite schon muthlos die Feder sinken läßt, um ein solches Lügensystem zu widerlegen. Wir wären auch sicher nicht so weitläufig auf diesen Tractat eingegangen, wenn er nicht das Hauptwerk des großen „Apostels der Toleranz" wäre und als solcher noch heute gepriesen würde. Wenn der Leser keinen klaren Begriff über den Gegenstand gewonnen, so ist das gewiß nicht unsere Schuld, denn Voltaire selbst ist sich nicht klar darüber, und selbst in seinem „philosophischen Wörterbuch" weiß er auf die Frage: „Qu'est-ce que la tolérance?" keine andere Antwort zu geben, als: „C'est l'apanage de l'humanité" [1], was wohl kurz, aber keineswegs klar ist.

---

wurde, zählte man, wie es in einer Anmerkung heißt „1762, und der Orden der Jesuiten war noch nicht in Frankreich unterdrückt. Wenn sie unglücklich gewesen wären, hätte der Auctor sie gewiß respectirt". Auch diese Anmerkung ist eine Heuchelei. Denn nicht ohne Absicht lenkte Voltaire den Haß der Clique und die ganze Schande der Intoleranz gerade 1762 auf die Jesuiten, da gerade damals dem Parlamente und der Philosophie jeder Vorwand, gegen die Gesellschaft vorzugehen, höchst willkommen war und ein Pamphlet, welches die Jesuiten verächtlich machte, der königlichen Maitresse, die mit Grund die Jesuiten nicht liebte, sehr erwünscht kommen mußte. Dieser Nebenzweck, die Verfolgung der Jesuiten zu beschleunigen, liest sich auch fast auf jeder Seite des ‚Tractates' zwischen den Zeilen durch. Daher die vielen Verdächtigungen, falschen Anklagen und wissentlichen Unwahrheiten. Oder wie sollte Voltaire nicht wissen, daß die Jesuiten die Bulle Unigenitus nicht gemacht hatten, ja auch nicht im mindesten daran betheiligt waren, da es doch damals schon offenkundig war, wie der Papst gerade jene Ordensgeistliche und Theologen consultirt hatte, welche sich in ihren Meinungen von denen der Jesuiten am meisten entfernten (vgl. Hortig-Döllinger, Kirchengeschichte II. S. 827). Doch, da wir ausführlicher auf die Beihilfe Voltaire's zur Unterdrückung der Jesuiten zurückkommen müssen, genüge es hier, auf diesen Punkt aufmerksam gemacht zu haben, um darzuthun, wie ‚tolerant' und ‚gerecht' der Apostel der Toleranz gegen Andersdenkende war. Aber diese Andern waren ja auch Jesuiten!

[1] Vgl. Dictionnaire philosoph., Artikel Tolérance, Section I.

Aber wir sind, ebenfalls durch Voltaire's Schuld, ganz von den „armen Calas" abgekommen, denn von ihnen und ihrem Proceß ist in dem Buche gar keine Rede, noch auch konnte das lange Gerede über Toleranz beweisen, daß die Toulouser Richter sich getäuscht hatten. Allein das war auch keineswegs Voltaire's Zweck, er wollte den Standpunkt des Processes verrücken, und das brachte er wirklich fertig, denn nach dem Pamphlet war kein anderer Proceß mehr möglich, als zwischen der Toleranz und dem Fanatismus. Die Toleranz rief mit der Philosophie: „Sprecht Calas los!" — Der Fanatismus und das Toulouser Parlament sagten (nach Voltaire): „Wie Calas sollen alle Hugenotten sterben!"

Nach drei Jahren mühseliger und keineswegs immer ehrenvoller Schreibereien und Hetzereien von Seiten Voltaire's und seiner Freunde wurde endlich am 9. März 1765 der Urtheilsspruch des Toulouser Parlamentes für nichtig erklärt, der Hingerichtete und seine Familie als unschuldig anerkannt, und die Wittwe mit den Kindern vom König entschädigt. Dalembert schrieb mit Recht an Voltaire: „Daß die Calas ihren Proceß so vollständig gewonnen, das haben sie Ihnen zu verdanken. Sie allein haben ganz Frankreich und ganz Europa zu ihren Gunsten in Bewegung gesetzt." Daraus aber folgte noch keineswegs, daß Friedrich II. oder Katharina II. besser von dem Sachverhalt unterrichtet waren, als die Toulouser Richter, und diese mögen wohl Recht gehabt haben, wenn sie nie die Pariser Cassation ihres ersten Urtheils anerkennen und noch weniger dieselbe in ihre Register eintragen wollten.

Man hört nicht auf, bei Voltaire dieses Eingreifen in das „ungerechte Proceßverfahren", dieses Eintreten für eine arme Wittwe als eine That der Menschlichkeit und Herzensgüte zu preisen. War das Motiv wirklich so rein? Warum aber schrieb er dann um dieselbe Zeit, als man ihn für einen verurtheilten Katholiken zu interessiren suchte: „Hüten wir uns wohl, den Richtern (in Paris) die Idee nahezulegen, daß das Parlament ebenso streng ist gegen die Katholiken, als gegen die Protestanten!" Haß gegen den Katholicismus — das ist des Räthsels Lösung, der gewaltigen Anstrengungen beste Erklärung. „Es ist schmachvoll, Katholik zu sein", so klagt Voltaire häufig in seinen Briefen und verspricht, er wolle „sich dekatholisiren". Übrigens macht er aus diesem Motiv des Hasses bei seinem „Liebeswerk" durchaus kein Hehl: er schmeichelte sich, „daß diese Calas-Affaire der menschlichen Vernunft unendliches Glück und der Infamen ebensoviel Schaden bringen werde — es sei ein großer,

denkwürdiger Tag für die Philosophie"[1]. „Die Philosophie allein hat diesen Sieg davon getragen und wird nun nicht zögern, alle Häupter der Hydra, des Fanatismus, zu zertreten."[2] Kein Wunder also, daß gerade während der Zeit dieses Processes das furchtbare Losungswort der Secte: „Écrasons l'infâme", fast in jedem Brief an die Brüder wiederkehrt: „Écrasons l'infâme, écrasons-la le matin, écrasons-la le soir, écrasons-la jusqu'au dernier soupir."[3]

Außer dem Haß hatte Voltaire jedoch auch noch einen anderen Grund des Handlens. Er stand in Gefahr, durch seine lange Abwesenheit von Paris in Frankreich vergessen zu werden; einige leichte Pamphlete oder ein paar Reime konnten ihn vor dieser Vergessenheit nicht schützen, dazu bedurfte es einer großartigen theatralischen Handlung voller „Eclat", fähig, die Aufmerksamkeit Europa's auf den Patriarchen zu lenken. Schauspieler von Jugend auf, betrachtete er die traurige Geschichte der Calas vom theatralischen Standpunkte aus, und fast durchgehends redet er von dem Proceß in Bildern, die dem Theater entnommen sind. Er sprach von „seinen Geräderten", wie er von „seiner Alzire oder seinen Rittern" redete, und weint beim Schlußact dieselben Thränen der Rührung, wie beim Spiel seiner Lieblingsschauspielerin Clairon. „Sie waren also in Paris, als der letzte Act der Calas-Tragödie so glücklich endete!" schreibt er einem Freunde. „Das Stück ist ganz regelrecht, und nach meiner Meinung ist dieß einer der schönsten fünften Acte unseres Repertoriums. Als Nachspiel wird man ‚die Vernichtung der Jesuiten' geben."[4] „Ach, Madame," sagte er später einer Dame, die es ihm glaubte, „während elf Jahren war ich ohne Unterlaß mit dieser unglücklichen Familie Calas und jener der Sirven beschäftigt, und während dieser ganzen Zeit habe ich mir selbst jedes unwillkürliche Lächeln als ein Verbrechen vorgeworfen!" „Das mag wohl," sagt Strauß, ebenso gläubig als die naive Suard, „sehr rednerisch ausgedrückt, aber kaum übertrieben sein." Ob Dr. Strauß wohl all' die Lazzis und burlesken Pamphlete gelesen hat, die während jener elf Jahre geschrieben wurden, und die, wie Voltaire selbst sagt, den Leser „vor Lachen platzen machen"?

---

[1] An Damilaville, 5. und 15. März 1763.
[2] An d'Argental, 17. März 1765.
[3] An Damilaville, 17. März 1765.
[4] An Cideville, 20. März 1765.

Die theatralische Tendenz der Calas-Affaire trat besonders hervor, als man sich mit den Sirven[1] an Voltaire wandte. „Das Stück ist nicht mehr neu", schrieb er, zudem war es nicht regelrecht, es hatte keinen stilvollen fünften Act, der „Eclat" mangelte, denn „unglücklicherweise war bei dem Proceß Niemand gerädert worden"[2]. Aber der Haß gegen den Fanatismus Roms war stärker als alles Andere, und sobald man ihm die Sache von dieser Seite vorstellte, ging er darauf ein. „Es ist gut, den Fanatismus zweimal zu zermalmen, denn dieses Ungethüm erhebt immer wieder das Haupt", und so nahm er sich also vor, Europa noch einmal für die Sirven zu begeistern. Es wäre ein Verbrechen gewesen, hätte man die Gelegenheit unbenützt gelassen, den Fanatismus verhaßt und verflucht zu machen. Dieses zweite Schreckensbeispiel sollte dem Aberglauben den Garaus machen[3]. Mit denselben Mitteln der Aufstachelung und des Geschreies betrieb nun Voltaire auch diesen neuen Revisionsproceß, aber trotz allen Geschreies wollte die Sache nicht „recht ziehen". Das ärgerte ihn. Die Geschichte „zog sich so sehr in die Länge, daß sie gar keine Sensation in der Welt erregen würde . . . Sirven ist also wieder im Besitz seiner Güter, er übt sein altes Amt. Seine Töchter sind ein wenig närrisch; närrisch war auch die Ertrunkene. Sirven muß zufrieden sein . . . ist ihm das Gericht auch nicht günstig, so rathe ich dem Manne doch, in Ruhe zu blei-

---

[1] Zu Castres lebte ein protestantischer Feldmesser, Sirven, mit seiner Frau und drei Töchtern. Die jüngste derselben, Elisabeth, erklärte im März 1760, sie wolle katholisch werden, und wurde deßhalb vom Bischof zum Unterricht den sog. schwarzen Damen der Stadt übergeben. Die Nonnen schickten jedoch das Mädchen bereits im October als geisteskrank ihren Eltern wieder zurück, und diese siedelten bald darauf (Juli 1761) nach einem nahegelegenen Dorf, Saint-Alby, über, wo man in der Nacht des 3. oder 4. Januar 1762 die seit einigen Tagen vermißte Tochter Elisabeth in einem Brunnen wiederfand. Das Volk behauptete, der Vater habe aus Haß gegen die Religion Roms sein Kind ermordet, und da die Richter von Mazamet diese Anklage hinreichend bewiesen glaubten, verurtheilten sie den inzwischen entflohenen Vater in contumaciam zum Tode. Auch hier ist es schwer, die Wahrheit festzustellen; wahrscheinlich aber hatten sich die Richter dadurch zu ihrem Urtheil auf Leben und Tod hinreißen lassen, weil es erwiesen war, daß die Familie Sirven das Kind streng behandelt hatte. Aber diese strenge Behandlung war bei einer erklärten Närrin vollständig gerechtfertigt und von Fanatismus kann daher beim Vater wohl kaum ebenso wenig Rede sein, als bei den Nonnen, denen die Protestanten die schrecklichsten Grausamkeiten gegen Elisabeth zur Last legten.

[2] An Mad. Florian, 7. Nov. 1765.

[3] An d'Argental, 4. Febr. und 13. Sept. 1766.

ben."[1] Eine Sache, die „keine Sensation erregen konnte", war nichts für Voltaire, damit mußte man ihn in Ruhe lassen.

Noch war der Rechtshandel der Sirven nicht ausgetragen, als im Norden des Königreiches eine Hinrichtung erfolgte, welche besser als alle anderen „Sensation zu erregen" versprach. In Abbeville bei Amiens waren mehrere junge Leute von 17 bis 18 Jahren beschuldigt, ein öffentliches Crucifix beschädigt, eine Procession durch gottlose Lieder gestört, und sich vor einigen schlechten Büchern, worunter auch drei Werke Voltaire's, auf die Kniee geworfen zu haben. Nur Einer von den Angeklagten, der Ritter von La Barre, wurde zum Tode verurtheilt und enthauptet, die Anderen entflohen entweder oder wurden freigesprochen. Kaum hörte Voltaire von dieser Hinrichtung, als er auch sofort an Dalembert schrieb: „Können Sie Erkundigungen über den jungen Narren und seine Kameraden einziehen, die man so sanft verurtheilt hat, ihre Faust, ihre Zunge und ihr Leben zu verlieren, weil sie Polyeuct und Nearch nachgeahmt? Man schreibt mir, daß sie zu diesem Act der Thorheit durch anhaltendes Lesen encyklopädistischer Werke verleitet wurden. Suchen Sie doch diesem gehässigen und gefährlichen Gerücht auf den Grund zu kommen."[2] Wenn also Voltaire noch einmal bei dieser Gelegenheit Partei für den Verurtheilten nahm, so kam zu den gewöhnlichen Gründen des Hasses und der Eitelkeit noch die Furcht hinzu, sich selbst durch die „jungen Narren" compromittirt zu sehen. Da er mit La Barre verbrannt war[3], war er auch sein natürlichster Advocat. Dießmal mußte er jedoch seine Taktik ändern. Hier ließ sich weder ein Verbrechen läugnen, noch ein Richter des Fanatismus anklagen, der Thatbestand und die rechtliche Haltung der Richter standen fest. Es blieb nur übrig, sich gegen das Gesetz selbst aufzulehnen, seine Ungerechtigkeit und Barbarei darzulegen. Das that er hauptsächlich in zwei um diese Zeit abgefaßten Schriften: in seinem „Commentar über das Buch der Vergehen und Strafen von Beccaria" und seinem „Preis der Gerechtigkeit und Menschlichkeit". In diesen Schriften ist nicht Alles schlecht, durchaus nicht. Die damalige Rechtspflege hatte unläugbare Mißstände; manches Formelwesen, dem mit der alten Zeit jeder Sinn und Grund geschwunden war, hatte sich in die

---

[1] An Audra, 2. Juni 1770.

[2] An Dalembert, 1. Juli 1766.

[3] Drei Bücher Voltaire's waren bei der Hinrichtung des Jünglings durch Henkers Hand verbrannt worden.

neuen Zeiten vererbt; die Folter war noch im Schwung; das Beweisverfahren war ein höchst mangelhaftes; die Urtheilssprüche der Collegien wurden ohne Motivirung abgegeben; es fehlte zudem an der nöthigen Gleichförmigkeit der Gesetze in den verschiedenen Provinzen, wie an einem geordneten Instanzenwege; und, was vielleicht noch verderblicher war, die Richterstellen wie so manches Andere waren käuflich. Hätte Voltaire sich begnügt, diese und andere Mängel zu rügen, auf ihre Abstellung mit aller Gewalt zu dringen, so hätte sein Streben nur den Beifall aller Guten verdient. Aber hier wie in all' seinen Reformvorschlägen geht er viel zu weit und ohne hinreichende Kenntniß, von der Leidenschaft des Augenblickes hingerissen, redet und schreibt er Dinge, deren sich einstens die Revolution nur zu eifrig bedienen wird. Um hier nur auf den Hauptirrthum hinzuweisen, der im Processe La Barre's die Grundfrage bildete, behauptet Voltaire, daß das Verbrechen der Jünglinge höchstens ein polizeilich zu rügendes Vergehen war, denn nach ihm soll es in der Criminalgesetzgebung außer den Verbrechen gegen Menschen keine Verbrechen gegen Gott unmittelbar geben, die noch strenger als jene zu bestrafen seien. Man sieht, es kommt immer zu der Spitze gegen den Fanatismus. Mit diesem Hasse suchte er auch alle Freunde in und außer Frankreich zu erfüllen, denn wenn je, bedurfte er dießmal der Zustimmung von ganz Europa gegen seine vaterländischen Gesetze. Auch an Friedrich II. schrieb er in diesem Sinne einen Brief voll Feuer und Flammen, aber Friedrich sah weiter, als er, und antwortete ihm: „Die Scene von Abbeville ist tragisch, aber waren die Verurtheilten nicht selbst daran schuld? Muß man Vorurtheilen vor den Kopf stoßen, welche die Zeit dem Volke heilig gemacht hat? Und wenn man Denkfreiheit genießen will, muß man deßhalb dem eingeführten Glauben Hohn sprechen? Wer sich still hält, wird selten verfolgt."[1] In einem späteren Brief (13. August) fügt Friedrich bei: „Hüten wir uns wohl, den Fanatismus in die Philosophie einzuführen . . . Sie darf nicht zu ähnlichen Handlungen[2] reizen, noch auch sich gegen die Richter auflehnen, die ja nicht anders urtheilen konnten. Die Toleranz in einer Gesellschaft muß Jedem die Freiheit geben, zu glauben was er will, aber diese Toleranz darf nicht so weit gehen, daß sie die Frechheit und Ausgelassenheit junger Taugenichtse zu rechtfertigen sucht, welche unverschämt das ver-

---

[1] Friedrich an Voltaire, 7. Aug. 1766.

[2] Wie jene der jungen Leute von Abbeville.

höhnen, was das Volk verehrt.“ In Frankreich selbst fanden die verschiedenen Pamphlete keinen besseren Anklang, und ein befreundeter Advocat warnte Voltaire ernstlich davor, einen gefährlichen Proceß anzufangen. Um den Preis der niedrigsten Schmeicheleien erlangte Voltaire von Friedrich II., daß d'Etallonde, der zweite der jungen Leute, welcher sich durch die Flucht dem Urtheil entzogen hatte, in die preußische Armee aufgenommen und zum Offizier avancirt wurde, bis derselbe im Jahre 1788 vom französischen König seine Begnadigung erlangte.

Wenn es in Frankreich mit der Rechtspflege nicht zum Besten aussah, so waren daran nicht zum mindesten Theil die Parlamente schuld, insbesondere das Pariser, welches in der ganzen französischen Geschichte wegen seiner Halsstarrigkeit und seines mehr oder minder revolutionären und antikatholischen Geistes als eine höchst zweifelhafte Einrichtung sich erwiesen hatte. Die wirklichen Fehler des Parlamentes aber waren es nicht, welche Voltaire's Zorn im höchsten Grade erregten; das thaten nur die persönlichen Motive der Rache gegen so viele Verurtheilungen seiner Werke, die vom Parlamente ausgegangen waren. Daher war er, der auch nicht einmal eine freundschaftliche, geschweige denn eine richterliche Censur ertragen konnte, von jeher gegen die Parlamente eingenommen gewesen und hatte bei jeder Gelegenheit diesem Gefühl in bissigen Bemerkungen und abfälligen Urtheilen Ausdruck verliehen. Diese feindselige Stimmung fand ihre kräftigste Bestätigung im Jahre 1769, als der Kanzler Maupeou eine Umbildung des französischen Gerichtswesens anbahnte und besonders das Pariser Parlament auflösen wollte. Voltaire veröffentlichte seine „Geschichte des Parlamentes“ unter dem Namen des Abbé Bigore, und diese sogenannte Geschichte, trotz ihres inneren Unwerthes, ihrer unkritischen Behandlungsweise und ihres leidenschaftlichen Tones, schadete dem Parlamente wohl ebenso viel als die kühnen Maßregeln des Kanzlers. Das Parlament benutzte daher auch seine letzte Macht, dieses Buch und den Auctor der verdienten Strafe zu unterwerfen. Voltaire wurde noch rechtzeitig davon benachrichtigt, so daß er „mit seiner gewohnten Unschuld das Buch abläugnen“ und irgend einen unbekannten Schriftsteller damit belasten konnte. Wie sollte er, der gestrenge Historiker, „eine so infame Rhapsodie geschrieben haben, die ihm höchstens ein Freron anhängen konnte“? Enthält das Buch nicht Capitel, die „platt, falsch, unanständig, voll von Sprachfehlern, Barbarismen und Frechheiten seien, welche dem König mißfallen mußten“? Ihm daher das Werk zuschreiben, war „ein großes Geheimniß der Bosheit“.

Aber das Parlament ließ sich nicht täuschen, die Untersuchung wurde eingeleitet, die Sache war bald spruchreif — da wurde das Parlament selbst aufgelöst; seine Stunde war gekommen, und nach den Ungerechtigkeiten gegen die Kirche und die religiösen Orden, besonders die Gesellschaft Jesu, kam diese Stunde der Auflösung nicht zu früh. Voltaire jubelte, nicht, weil nun manche Ungerechtigkeiten aufhören würden, sondern weil für ihn jede Gefahr vorüber war, und er von dem neuen Gerichtswesen eine größere Freiheit hoffte.

Wir übergehen der Kürze halber einige andere Processe, die Voltaire „zu Gunsten der Freiheit und zum Wohle der Menschheit" übernommen haben soll. Nur wer sich täuschen lassen will, wird an die Reinheit der Motive Voltaire's glauben. Das gilt auch von den Bemühungen des Philosophen zu Gunsten der leibeigenen Bauern der Stiftsherren von St. Claude in der Nähe von Ferney.

Diese Bauern kümmerten Voltaire nicht im Geringsten, ihr Zustand war durchaus kein schlechter, geschweige denn ein ungerechter, aber es galt, der Kirche, ihren zeitlichen Gütern und geschichtlichen Immunitäten einen Schlag zu versetzen, und daher war ihm die Gelegenheit willkommen. Nach den authentischen Actenstücken waren diese sogenannten Leibeigenen weiter nichts als die Abkömmlinge der ehemaligen Klosterpächter, und ihre ganze Knechtschaft bestand darin, daß sie dem Stift von St. Claude gewisse Dienste als Vergütung für das ihnen überlassene Land entrichteten, wie ihre Väter es ehedem den Benedictinern gethan hatten [1]. Das nannte Voltaire „eine Jurisprudenz der Hunnen, Gothen, Vandalen, Heruler, Gepiden, ein Attila-Recht"! Warum mußten denn die Laien, welche ähnliche „Leibeigene" besaßen, diesen nicht auch sofort den rückhaltlosen Besitz der Ländereien überlassen? Aber nein, diese Laien sind „die rechtmäßigen Besitzer, wahre Wohlthäter" des Volkes, „die Mönche aber Usurpatoren und Blutsauger". Sieben lange Jahre hindurch verlangte er in zahlreichen Briefen, Pamphleten, Eingaben, Bittschriften u. s. w. die Befreiung der ärmsten Sklaven, und that es, wie er behauptet, „als Mensch, Bürger und guter Nachbar von 20,000 Sklaven, den besten Dienern des Königs, und diesen wollte er eine Freiheit wiederverschaffen, welche sie durch erwiesene Betrügereien und Gewaltthätigkeiten der falschen und tyrannischen Mönche verloren hatten". Er ließ sich in der That durch nichts zurückschrecken, und als nach fünf-

[1] Vgl. Montalembert, Mönche des Abendlandes. Einleitung.

jähriger Aufwiegelei das Parlament von Besançon den Streit zu Gunsten des Stiftes entschied, da wollte ihn Voltaire geradewegs in's Conseil bringen, und aus dem Einzelfall sofort eine allgemeine Frage bezüglich der Unterdrückung der „todten Hand" machen, die freilich damals, Dank den Neophilosophen und Oekonomisten, ein halbes Unding geworden war. Aber warum bedingte sich denn Voltaire selbst 1764, als er die Privilegien von Ferney zu seinen Gunsten erneuern ließ, noch ausdrücklich „das Recht der todten Hand über verschiedene kleine Besitzungen" [1] aus? Warum befreite denn er selbst seine eigenen Vasallen nie, wenn er die Freiheit für die Leibeigenen so sehr wünschte? Wahrhaftig, die Leute im Lande Gex hatten es unter ihrem philosophischen Herrn nicht immer so gut, daß sie eine Befreiung nicht gewünscht hätten. De Brosses hatte das erfahren und lange genug beobachten können. Er schreibt: „Mein Kopf ist ganz toll und voll von dem Geschrei und Gezeter im Lande Gex. Ich erhalte dorther Brief um Brief von Leuten, die um Erbarmen und Gnade schreien vor den Unternehmungen und Tyranneien Voltaire's, der Alles regieren und nach seinem Kopfe betreiben will . . . Ich habe darüber soeben an Herrn de Malesherbes, und zwar auf Ansuchen des ganzen Landes, geschrieben, welches bittet, ‚man möge es doch um Gottes willen aus der Sklaverei befreien' (das sind ihre Ausdrücke)." [2]

Aber Voltaire maß, wie immer, mit verschiedenem Maß, sobald es sich um ihn oder um Andere handelte. Wie hätte sonst er, der „Brautführer der Freiheit", sich dem gemeinsten Sklavenhandel widmen können? Oder schrieb er nicht an Michaud von Nantes, seinen Associé: „Ich wünsche mir Glück mit Ihnen über den glücklichen Erfolg des Schiffes ‚Congo', der so ganz zur rechten Zeit kam, um so viele arme Neger dem Tode zu entreißen (d. h. wegzunehmen). Ich freue mich, daß ich zu gleicher Zeit ein gutes Geschäft gemacht und ein gutes Werk gethan habe." Freilich:

„Der armen Neger Wohl geht mir zum tiefsten Herzen!"

In dem „Versuch über die Sitten" sucht er den Sklavenhandel folgendermaßen zu beschönigen: „Man rechnet uns dieses Gewerbe als Verbrechen an. Aber ist ein Volk, das seine Kinder verhandelt, nicht strenger zu verurtheilen als die Käufer solcher Kinder? Dieser Handel beweist einfach, daß wir über jenem Volk stehen. Wer sich einen Herrn gibt,

---

[1] An d'Argental, 1. Febr. 1764.

[2] M. Foisset, Voltaire et le président De Brosses.

war geboren, einen solchen zu haben!"[1] Und Voltaire wirft der Kirche und ihrem göttlichen Stifter vor, „auch kein Wort gesagt zu haben, damit die Lastthiere (Sklaven) in Bürger verwandelt würden"!

Noch ein letzter Zug zur Vollendung des Gemäldes, welches uns Voltaire als den gepriesenen Apostel der Toleranz und Menschlichkeit vorführen soll. Wir brauchen hier nicht auf die Theilung Polens näher einzugehen; nur einzelne Stellen aus den hundert Briefen Voltaire's an Friedrich II. und Katharina II. über diesen Gegenstand.

„Man sagt, daß Sie es seien, Sire, der die Theilung Polens ersonnen; und ich glaube es gern, die Sache setzt Genie voraus."[2] „Wie schätze ich mich glücklich, so lange gelebt zu haben, um diese großartigen Ereignisse noch zu sehen."[3] „Ihre großmüthigen Sorgen, um in Polen die Gewissensfreiheit einzuführen, sind eine Wohlthat, welche das Menschengeschlecht preisen muß."[4] „Katharina II. hat 40,000 Russen nach Polen geschickt, um die Toleranz zu predigen, mit aufgepflanztem Bayonett zu predigen."[5] Man soll deßhalb „Gott Dank sagen", als über das größte Ereigniß des Jahrhunderts, als über eine Errungenschaft der Freiheit, einen Sieg des Friedens über den Verfolgungsgeist, über die Rückkehr des Menschengeschlechtes zu seinen Rechten, kurz über die Gründung der Gewissensfreiheit![6] Ja Voltaire ging so weit, daß er alle anderen Lobreden unterdrücken wollte, um nur mehr diese eine zu Ehren der toleranten Katharina bestehen zu lassen.

Voltaire und Katharina II. — da wäre noch eines der schmachvollsten Capitel zu so vielen anderen zu schreiben. Niedrige Schmeichelei, grobe Sinnlichkeit, Verläugnung jeden Ehrgefühls und jeglicher Gerechtigkeit, vor Allem aber eine ekelhafte Abgötterei gegen die „Venus des Nordens" — das sind die ständigen Charaktereigenschaften einer 14jährigen regen Correspondenz! Die „schöne Catau" war die beste „Heilige", welche die Philosophen und Encyklopädisten, die alle ohne Ausnahme zu ihren Füßen „krochen", auf der weiten Erde finden konnten.

---

[1] Essai sur les moeurs Kap. 198. Vergl. Maynard II. S. 464.
[2] An Friedrich II., 18. Nov. 1772.
[3] An Dens. 16. Oct. 1772.
[4] An Katharina II., 22. Dez. 1766.
[5] An Dalembert, 3. Mai 1767.
[6] „Predigt des Jesaias Rosette". Ges. Werke Voltaire's.

24. Jean Jacques Rousseau.

Bevor Christus der Herr seine irdische Laufbahn beschloß und seinen Jüngern die Ausführung des göttlichen Werkes der Weltbekehrung anvertraute, betete er zum Vater, daß diese seine Jünger eins seien, „ut sint unum," und da sein Gebet erhört wurde, ist das wunderbare Siegel des christlichen Apostolates immer die Einheit und Einigkeit gewesen — Einheit der Wahrheit, Einigkeit der Liebe.

Voltaire hatte es gewagt, den Erlöser der Welt herauszufordern und sich geschmeichelt, durch seine Jünger das Werk der Jünger Christi zu zerstören. Aber wie bitter klingen die Ausbrüche seiner Wuth über die Uneinigkeit, welche in dem philosophischen Cönakulum herrscht!

„Was verzweifelnd für die menschliche Natur ist, . . . das ist die Uneinigkeit der Philosophen. Die kleine Heerde frißt sich gegenseitig, während doch die Wölfe einbrechen, um sie zu zerreißen. Am meisten bin ich gegen Ihren Jean-Jacques in Zorn. Dieser Erznarr, der etwas hätte werden können, wenn er sich von Ihnen hätte leiten lassen [1], nimmt sich jetzt heraus, einen eigenen Altar zu errichten. Er schreibt gegen die Schauspiele, nachdem er doch eine schlechte Comödie gemacht hat; er schreibt gegen Frankreich, das ihn ernährt; er findet vier oder fünf faule Dauben vom Faß des Diogenes und legt sich hinein, um zu bellen. Er verläßt seine Freunde, er schreibt mir den frechsten Brief, den nur je ein Fanatiker gekritzelt hat. Er schreibt mir buchstäblich: ‚Zum Lohne für das Asyl, welches Genf Ihnen gegeben, haben Sie die Stadt verdorben'; gerade als ob ich mich darum kümmerte, die Sitten Genfs zu verweichlichen, als ob ich ein Asyl nöthig hätte, als ob ich auch nur ein solches in dieser Stadt von socinianistischen Prädicanten angenommen, als ob ich dieser Stadt überhaupt irgend welchen Dank schuldete . . . Mein werther Philosoph, was soll aus der ‚Wahrheit' werden? Was aus der Philosophie? Wenn die Weisen fest, kühn, verbunden sein wollen, so will ich mich für sie aufopfern; sind sie aber uneins, verlassen sie die gemeinsame Sache, so werde ich künftighin bloß an meinen Pflug, meine Ochsen und meine Schafe denken; aber indem ich das Land bebaue, werde ich zu Gott beten, daß Sie die Welt erleuchten." [2]

---

[1] D. h. verleiten, gegen die Jesuiten zu schreiben.

[2] An Dalembert, 19. März 1761.

Es ist gewiß eines der überraschendsten Schauspiele, wenn wir Spätergeborene sehen, wie zwei Männer, deren Namen wir von Jugend auf stets vereint nennen und preisen hörten, in ihrem Leben sich wie zwei Todfeinde gegenüberstehen sehen. Voltaire und Rousseau, „die Schöpfer der neueren Cultur“, „die Väter des neunzehnten Jahrhunderts“, gleichmäßig verehrt von dem Geschlecht der Revolution, gleichmäßig bewundert als „die Offenbarung der edelsten Menschlichkeit“ — Voltaire und Rousseau können sich nicht sehen und dulden, bewerfen sich gegenseitig mit den gröbsten und niedrigsten Schimpfwörtern, hassen sich tödlich bis in den Tod hinein, der sie beide endlich friedlich in einem Grabe vereinigt, das „die dankbare Nation seinen großen Bürgern weihte“.

Voltaire und Rousseau sind beide in der That großartige Offenbarungen ihrer Zeit, zwei unverkennbare Incarnationen gewaltiger, aber entgegengesetzter Principien des Bösen. Wie zwei elektrische Wolken steigen sie am Himmel des achtzehnten Jahrhunderts herauf; sobald sie sich nähern, sprühen Blitze, blutrothe Gluthen entflammen die Welt, und unter dem Rollen des Donners erzittert die Erde. Aber bei den Wolken des Himmels tauscht sich die gegenseitige Elektrizität zu einem neutralen Strom aus, die Spannung hört auf mit dem Blitzstrahl, und ein tiefes, gesundes Aufathmen der erleichterten Natur folgt dem schwülen Druck der gespaltenen Elemente. Anders bei dem Zusammenprall und der Zersetzung des Voltaire-Rousseau'schen Gegensatzes. Nur das innerlich Wahre kann sich zu einer wohlthätigen Einheit ergänzen, niemals aber das Falsche und Erlogene, wie es Voltaire und Rousseau repräsentiren.

In Voltaire erkennen wir den Vertreter, die Blume des überverfeinerten Luxus, wie ihn ein vergöttlichtes Königthum, ein sittenverderbter Adel und ein vom Eigensinn der Häresie ergriffenes Bürgerthum geschaffen. Ein Zug des Conservativen haftet ihm trotz aller Zerstörungswuth noch an, gewisse Grenzen, die freilich der Egoismus gezogen hat, dürfen nicht überschritten werden. In allen Vorurtheilen eines ausgebildeten Kastenwesens befangen, auf allen Errungenschaften einer Treibhauscultur fußend, nach allem Luxus des Genusses geizend, will Voltaire seine Welt eigensinnig zu einem entchristlichten Schloß von Versailles sammt Zubehör ummodeln. Blasirtheit und Ironie ist Voltaire's Geistesfarbe.

Anders J. J. Rousseau. Das Verneinungssystem seiner hugenottischen Secte und das republikanische Wesen seiner Heimath geben seinem Geiste schon gleich von Anfang an eine radicalere Richtung. An seiner Wiege stand keine Mutter, um sein Herz zu bilden und dieses weiche, schwärme-

rische Wesen wenigstens mit einer legitimen Zuneigung an die Gesellschaft zu ketten. Erst später, wo dieses Herz schon verderbt war, kommt es mit der Aristokratie in Contact, findet aber hier dieselbe Corruption, die es früher nur in seiner Armuth zu suchen gewagt hatte. Von frühester Kindheit an waren Romane die Geistesnahrung des armen Knaben gewesen, er hatte so in der Phantasie alle jene Genüsse gekostet, welche dem jungen Voltaire seine sociale Stellung in Wirklichkeit geboten hatte. Daher fehlte dem Genfer Philosophen aber auch bei seinem Auftreten unter Menschen jene vornehme Blasirtheit, er trägt in seinen Glücksträumen und reformatorischen Plänen etwas Naives zur Schau, das, in die Schwermuth seiner Phantasie getaucht, etwas Verlockendes, ein Stück Ideal besitzt.

Voltaire ist das Ende, die Potenzirung des alten Irrthums der abgelebten, gottentfremdeten, besitzenden Klassen, — Rousseau der Anfang, das Imbroglio der neuen Verirrung des herrschsüchtigen Proletariats. Voltaire und seine Gesellschaft waren ungläubig, um besser zu genießen, was sie schon besaßen — Rousseau und seine Nachkommenschaft suchten Gott zu beseitigen, um das zu erlangen, was sie genießen wollten. Vous jouissez, hatte Rousseau zu Voltaire gesagt, um die Verschiedenheit ihrer Charaktere zu kennzeichen, „vous jouissez, et moi j'espère“.

Wie das Gedicht Voltaire's: „le Mondain“ mit seinem Preise des Luxus, und die Abhandlung Rousseau's: „über die Künste und deren verderblichen Einfluß“ die vollste Gegensätzlichkeit der beiden Philosophen ausdrückten, so zeigen sie auch zugleich, daß beide Männer nicht im Besitze der Wahrheit waren; beide irrten, und zwar in den Extremen, die sich freilich, wie alle Extreme, im Punkte des Unglaubens, des radikalsten und fundamentalsten aller Irrthümer, berührten. Zwei Systeme aber, wie diejenigen Voltaire's und Rousseau's, konnten nicht neben einander bestehen; das eine war die Verneinung des andern, daher der Mann des einen der natürliche Rivale und Gegner des andern sein mußte. Die Revolution hat eine Verschmelzung der beiden versucht und Voltaire und Rousseau als die Evangelisten des einen neuen Zeitevangeliums proclamirt. Beides war unnütze Arbeit, und wenn in den Ideen der Neuzeit soviel Unklares und Unwahres, soviel Widersprechendes und Unversöhnliches liegt, so kommt das daher, weil zwischen Voltaire und Rousseau keine Harmonie möglich ist und die scheinbare Verschmelzung nichts ist als eine Vermengung. Auch das ist eine innere Lüge, wenn Voltaire neben Rousseau gefeiert wird, — Rousseau und Voltaire können

ebensowenig auf einem Piedestal stehen, als sie zu Lebzeiten in einer Welt, geschweige denn in einem Lande oder Hause, ruhig neben einander leben konnten.

Die erste Begegnung der beiden „Koryphäen des 18. Jahrhunderts" war trotz ihrer delicaten Natur ziemlich friedfertig gewesen. Der um 18 Jahre jüngere Rousseau war nämlich im Febr. 1745 beauftragt worden, das von Voltaire zur Hochzeit des Dauphin gedichtete Festspiel zum Zweck einer neuen Aufführung umzuarbeiten, wozu Voltaire auf Rousseau's Anfrage die Erlaubniß gab. Als nun Rousseau 1750 seine bekannte Abhandlung über den entsittlichenden Einfluß der Künste schrieb, da wurde es Voltaire zum ersten Male klar, daß er in dem paradoxalen Genfer einen mächtigen Gegenfüßler — wo nicht gar einen gefährlichen Rivalen und Gegner habe. Nichtsdestoweniger war Rousseau dem Patriarchen noch immer angenehm, denn mochten die Waffen auch verschieden sein, beide schienen doch wenigstens die katholische Kirche als gemeinsamen Feind zu befehden. Überdieß fuhr J. Jacques ja auch fort, Voltaire als seinen Meister anzuerkennen, ihm gehorsamst seine neuen Werke zuzusenden und sein Urtheil mit Unterwürfigkeit anzunehmen, trotzdem dieses Urtheil keineswegs immer schmeichelnd war. So schrieb Voltaire dem Verfasser der Abhandlung „über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen": „Man habe nie mehr Geist aufgewandt, um uns zu Thieren zu machen; es wandle einem bei Lesung des Buches die Lust an, auf allen Vieren zu gehen u. s. w."[1] Allein dem Genfer war es voller Ernst mit seinem Schreiben und Träumen, er nahm sich daher auch die Freiheit, im folgenden Jahre mit ganzer Seele gegen das gottlose Gedicht Voltaire's über das Erdbeben von Lissabon zu protestiren, worauf jedoch Voltaire mit einem faden Witz antwortete und zum ersten Male einem dritten Freunde die Worte schrieb: „dieser arme Republikaner ist unter den Philosophen der Cyniker".

Der Brief Rousseau's über das Erdbeben von Lissabon wurde indeß ohne sein Wissen gedruckt, und da Voltaire hierin eine Verrätherei erblickte, sah sich Jean Jacques zu einem Rechtfertigungsschreiben veranlaßt, in dem er jedoch seine gesteigerte Abneigung gegen Voltaire nicht genügend zurückhielt:

„Ich liebe Sie nicht, mein Herr," schrieb er; „Sie haben mir empfindliche Übel zugefügt, mir, Ihrem ehemaligen Schüler und Verehrer. Sie

[1] 30. Aug. 1755.

haben Genf zu Grunde gerichtet, zum Danke für die Freistatt, die es Ihnen bot; Sie haben meine Mitbürger von mir abwendig gemacht; Sie werden bewirken, daß ich aller Tröstungen beraubt, auf fremdem Boden sterbe, und statt aller Ehren auf den Schindanger geworfen werde. Ja, ich hasse Sie, aber als ein Mann, der noch würdiger war, Sie zu lieben, wenn Sie es gewollt hätten."[1]

Wie Voltaire über diese Kriegserklärung dachte, haben wir zu Eingang dieses Capitels gesehen; wenn er jedoch die Gründe läugnet, welche nach Rousseau's Angabe den Anfang der Entzweiung bilden, so thut Voltaire eben, was er stets that, er — lügt. So will er z. B. Genf nicht verdorben haben, und doch schreibt er:

„Man wird nicht bloß in Tourney, sondern auch in Ferney und Délices (d. h. auf Genfer Gebiet) Komödie spielen; man wird es thun trotz der Genfer Perrücken! Ich will Belustigungen schaffen, ich will die ganze Jugend der pedantischen Stadt verderben — die Prediger sind rasend — ich werde sie zertreten; Amen, so geschehe es allen frechen Pfaffen und Quiseln. Ich will den Söhnen Calvins einen Streich spielen, den sie mir gedenken sollen. Ich habe mir nämlich einen alten Fauteuil verschafft, der einst ihrem Reformator als Stuhl oder Kanzel diente: ich werde denselben nun auf dem Theater brauchen, und freue mich auf den herrlichen Spectakel, wenn die Prädicanten es erfahren."[2]

---

[1] 17. Juni 1760.

[2] An Albergati, 5. Sept. An d'Argental, 27. Sept. 1760. Hierüber bemerkt Fr. Leop. zu Stolberg in seinen „Beherzigungen über die Schauspiele u. s. w." „Ich erinnere mich nicht ohne Rührung der Zeit, als ich auf meiner ersten Reise in die Schweiz unter den vielen unabhängigen Freistaaten daselbst nicht einen fand, welcher eine Bühne hatte, und fast keinen, dessen Einwohner die Bühne vermißten. Und wie rein waren dort wenigstens vergleichungsweise die Sitten und wie glühend die Liebe zum Vaterlande, und wie erleuchtet der Sinn für Freiheit! Voltaire's Bemühungen, die Genfer zur Errichtung eines Theaters zu vermögen, waren gescheitert. Aber er brachte es dahin, daß eine Viertelstunde von Genf, auf französischem Gebiet, Schauspiele gegeben wurden, welche die Weisheit der Regierung des kleinen blühenden Freistaates vereiteln sollten, zum Theil auch sie vereitelten. Es fehlte nicht in Genf an kurzsichtigen Männern, welche vorstellten, daß, da doch das Schauspiel in der Nähe, die Versuchung also unvermeidlich wäre, es nothwendig sein würde, eine Bühne in der Stadt zu haben, und nicht dem fremden Lande für ein Vergnügen, so man dahier genießen könnte, zinsbar zu werden. . . . Im Jahre 1791 fand ich ein französisches Theater in Genf, und im Jahr 1792 hörte Genf auf, ein Staat zu sein. Ich sage nicht, daß die Bühne den Staat gestürzt habe — solche Dinge stürzen nicht, sondern sie untergraben — aber es war eine Sündfluth, welche als Schaum die Schauspiele auswarf, ehe sie mit höher angeschwellten Wogen den Staat hinwegschwemmte." Vergl. J. Janssen, Friedr. Leop. Graf zu Stolberg. II. S. 149 ff.

Mit dem Theater nicht zufrieden, eröffnete Voltaire in Ferney auch eine Tanzhalle, worin sich die Genfer von Mitternacht bis Morgen verlustirten, da es unmöglich war, bis dreihundert Gäste im Schlosse zu beherbergen oder sie zu so später Stunde in die Stadt zurückzuschicken.

Schließlich erlangte Voltaire sogar durch Vermittlung der französischen Gesandten, daß eine seiner Komödiantentruppen in Genf selbst auftreten und spielen durften, während eine andere, 49 Mann stark, in Ferney blieb. Voltaire triumphirte: „Das Theater ist in Genf eingedrungen. Die Prädicanten wagen nicht mehr den Kopf zu erheben: als man den Tartüffe spielte, verstand das Volk vortrefflich die Anspielungen.“ Indessen diese Freude war kurz. Jean-Jacques hatte sich schon lange mit den Genfer Predigern geeint und eine Volksmeinung gegen das Theater geschaffen, so daß der Besuch desselben äußerst schwach war, und schließlich nur höchst wenige Freunde Voltaire's im Zuschauerraum sich zeigten. Als am 5. Febr. 1768 gegen 6 Uhr Abends eine helle Feuerlohe die Stadt in Alarm setzte und die Bürger, der Gewohnheit treu, mit ihren gefüllten Eimern dem Ort des Unglücks zueilten, — sahen sie zu ihrer Beruhigung, daß die Flamme „nur das Schauspielhaus“ erfaßt hatte. Sofort schütteten sie ihr Wasser in die Straßengosse und sagten ruhig: „Wer es gebaut hat, mag es löschen.“ — „O, dieses Genf,“ rief Voltaire, empört bei dieser Nachricht, „wenn man glaubt, man habe es in seiner Hand, entschlüpft es! Perrücken und Hatzeln ist doch ein Ding!“ In seinem „Bürgerkrieg von Genf“, IV. Gesang, klagt Voltaire Jean-Jacques an, den Brand gestiftet zu haben. Daß Rousseau diese That nicht begangen, wußte Voltaire recht gut, aber so ganz Unrecht hatte der Patriarch dennoch nicht, wenn er seinem Gegner die Abneigung der Genfer gegen das Theater zur Last legte. Das war so gekommen.

Um „Genf immer mehr zu verführen“, hatte Voltaire im Jahre 1756 seinen Freund Dalembert nach Délices berufen, und ihm jenen Artikel „Genf“ für die Encyklopädie dictirt, welcher der Anlaß zu einem heftigen Federkrieg und schließlich sogar zu einem blutigen Bürgerzwist wurde. Der Zweck dieses Artikels im Sinne Voltaire's war kein geringerer, als die Orthodoxie und relative Sittenstrenge des „calvinischen Rom“ vor der aufgeklärten Welt lächerlich zu machen, und er scheute sich deßhalb nicht, hervorragende Männer der Stadt auf das Schwerste zu compromittiren. Unter Anderem wurde in jenem Artikel auch darüber geklagt, daß Genf jeder theatralischen Vorstellungen entbehre. Rousseau las den Artikel, erkannte trotz der Unterschrift Dalemberts die Autorschaft Voltaire's und

schrieb daher seinen „Brief gegen die Schauspiele". Dieser Brief zählt stilistisch zu dem Besten, was Rousseau geschrieben, hat aber vor Allem das Gute, mit lobenswerther Begeisterung und mit stichhaltigen Gründen gegen das Unwesen des Theaters aufzutreten. Daß diese Gründe zur Mehrzahl aus Bossuets Schriften entnommen sind, ist nicht zu tadeln, zumal Jean-Jacques sie sich vollkommen zu eigen gemacht hat und in ihrer Entwicklung eine wirklich klassische, heute noch nicht übertroffene Kritik der Komödien Molière's bietet. Der Erfolg dieses Briefes war ein bedeutender und Voltaire fühlte sich auf's Tiefste verletzt, denn das merkte er wohl, daß, wenn auch Molière anscheinend der Haupttrumpf des Pamphletes war, die eigentliche Spitze desselben doch einzig gegen ihn und sein Theaterunternehmen gekehrt war. In seinem Zorn wollte er, daß künftig „dieser Erznarr" (Jean-Jacques) nichts mehr mit den Philosophen und der Encyklopädie zu thun habe. Selbst Dalemberts Fürsprache für Rousseau, „der doch auch in seiner Art der guten Sache manchen Dienst geleistet", ließ Voltaire kalt. Als der Patriarch 1760 seine „christlichen Gespräche" veröffentlichte und die Unverschämtheit hatte, sie unter dem Namen des Predigers Jac. Vernet aus Genf zu geben, schrieb Rousseau an diesen: „So sind also die Satire, die schwarze Lüge, und die Pamphlete zu des Herrn v. Voltaire's Waffen geworden! So also vergilt er die Gastfreundschaft, welche ihm Genf mit einer unseligen Nachsichtigkeit gewährt. Dieser Großsprecher der Gottlosigkeit, dieses schöne Genie und diese gemeine Seele, dieser Mann, so groß durch seine Talente, so schäbig durch ihren Mißbrauch, wird noch für lange Zeit sehr traurige Spuren seines Aufenthaltes unter uns zurücklassen." Auch dieser Brief kam zu Voltaire's Kenntniß und entflammte noch mehr seinen Haß. Als erste Rache veröffentlichte er unter dem Namen Ximenes die „Briefe über die Neue Heloise" von Rousseau, in welchen dieses Werk der verdienten Lächerlichkeit überantwortet wird. Insofern der Kritiker sich bloß an das verderbliche Buch und in gewissem Grade auch an die bekannten verderblichen Tendenzen des Autors gehalten, wäre gegen die „Briefe" nichts einzuwenden, allein nur zu bald drängt sich dem Leser die Überzeugung auf, daß er es mit einer niedrigen, heuchlerischen Rache des beleidigten Philosophen zu thun hat.

Hier wie in der gesammten Correspondenz um jene Zeit regnet es Ausdrücke über Jean-Jacques, die man bisher selbst von einem Voltaire kaum erwartet hätte. Dieser Erznarr (Rousseau), der „mit halben Talenten geboren wurde", hätte „etwas werden können, wenn er anständig und gelehrig

gewesen wäre"; er hat „sich nicht führen lassen wollen" von Voltaire, das ist der Hauptpunkt, das radicale Verderben Rousseau's, „dieses Menschen, der zum wenigsten den Schandpfahl verdient, besser aber in's Narrenhaus paßt", — „diese aus Galle und Koth zusammengeknetete Seele", „dieser Judas der Philosophenschaar", „den einzig die Verachtung und Schmach vor dem Haß schützen", — „dieser Affe der Philosophie", „den man an eine Kette legen und auf dem Markte für einen Kreuzer sollte sehen lassen", — „dieser Diogenes oder vielmehr dieser wüthende Abkömmling des diogenischen Hundes und der Erostratischen Hindin" u. s. w. u. s. w.

Was Voltaire in den „Briefen Ximenes'" gegen die Neue Heloise gethan, das versuchte er 1762 in seinen „Republikanischen Ideen eines Genfer Bürgers" gegen den Socialcontract Rousseau's, war aber so ungerecht, daß er absichtlich Sätze und Gedanken des Verfassers einzig deßhalb verstümmelte und änderte, um sie besser verhöhnen zu können. Als in demselben Jahre Jean-Jacque's „Emile" erschien, schrieb Voltaire, noch bevor er dieses Buch gelesen: „Ich habe diese ‚Erziehung' des schlecht erzogenen Menschen noch nicht zu Gesicht bekommen . . . Dieser Schandbube wagt über Erziehung zu schreiben — er hätte sich doch nothwendig vorher selbst erziehen lassen sollen." Nachdem er das Buch endlich erhalten, urtheilt er darüber: „das ist nichts als das Gewäsch einer mürrischen Amme in vier Bänden, einige vierzig Seiten gegen das Christenthum, wie man sie kühner wohl nie geschrieben hat. Seltsam genug und Dank einer Inconsequenz, wie sie nur dieser hirnlose Kopf und herzlose Diogenes haben kann, stößt er ebensoviel Ungerechtigkeiten gegen die Philosophen aus als gegen Christus. Aber die Philosophen werden nachsichtiger gegen ihn sein als die Priester!" [1]

Die Priester warteten in der That nicht lange damit, den Emile durch das Parlament und die Sorbonne verdammen und verbieten zu lassen — allein die Philosophen, und zwar an erster Stelle ihr Patriarch, waren nicht im Geringsten nachsichtiger als die Priester. Voltaire bediente sich seines ganzen Einflusses bei dem Minister Choiseul und brachte es wirklich zu Stande, daß das Consistorium von Genf, trotz einer für Rousseau günstigen Minorität, das Buch zum Feuer verurtheilte. Abgesehen davon, daß dieses Autodafe den längst angesammelten Zunder der Zwietracht in Genf plötzlich zu einem Bürgerkrieg entzündete, trug es Voltaire auch die heftigen „Briefe vom Berge" ein, in denen Rousseau sich nicht bloß über die Verbrennung des Emile

[1] An Damilaville, 14. Juni 1762.

beklagte, sondern auch Rechenschaft verlangte, warum man die gottlosen Schriften eines Voltaire denn nicht gleichfalls dem Feuer überantworte.

Als Voltaire diese Briefe durch Vermittlung Dalemberts erhielt, schrieb er ängstlich: „Ich beschwöre Sie, verhelfen Sie mir zu einem Frieden mit Rousseau!“ Er ging wirklich soweit, in ostensiblen Briefen die Handlungsweise des Genfer Magistrats zu tadeln, Jean-Jacques zu bedauern und vor Allem „seinen Unwillen gegen den Herrn Marquis von Ximenes auszusprechen, der Rousseau so lächerlich gemacht habe“. Zu gleicher Zeit aber (1764) veröffentlichte er unter dem Namen Vernes die „Gedanken der Bürger“, worin der arme Jean-Jacques auf das Entsetzlichste mitgenommen und, um das Maß der Heuchelei vollzumachen, mit einer tugendhaften Entrüstung jene Stellen der „Briefe vom Berge“ denuncirt wurden, welche „gegen die Wunder unseres Erlösers“ und „gegen die Zeichen, welche Jesus Christus zur Befestigung unseres Glaubens zu thun sich gewürdigt hatte“ gerichtet waren. Der Schluß dieser „Gedanken“ war eine Aufforderung an die Genfer Regierung, Rousseau endlich einmal „zu zeigen, daß, wenn man einen gottlosen Romanschreiber nur glimpflich züchtigt, man einen gemeinen Empörer mit dem Tode bestraft!“ Das hatten nicht einmal die Priester verlangt, aber das war philosophische Toleranz.

Die Unruhen in Genf gingen indessen ihren Weg; Voltaire stand auf Seiten des empörten Pöbels und nahm sich besonders eines ganz verlorenen Individuums, Covelle, an, das wegen Verführung seiner Magd vom Consistorium verurtheilt war [1]. Wie immer geschah diese Theilnahme so geheim als möglich, und es darf uns daher nicht wundern, wenn zur selben Zeit, wo Voltaire durch anonyme Broschüren, persönliche Aufreizungen und andere Mittel das Volk zum Ungehorsam und zur Empörung aufstachelt, und seine Pariser Freunde bittet, ebenfalls zu Gunsten des Pöbels öffentliche Meinung zu schaffen [2], die Magistratspersonen noch glauben konnten, Voltaire stehe auf ihrer Seite und gebe sich alle Mühe, den Zwist durch seinen persönlichen Einfluß und seine

[1] Um einen Begriff vom „guten Ton“ in Ferney zu geben, diene die Bemerkung, daß der Diener selbst in Gegenwart von Gesellschaft diesen Genfer Bürger, der häufig nach Ferney kam, nicht anders als „M. le fornicateur“ anmeldete, und Voltaire ihm nie einen anderen Namen gab. Zum Dank für die ihm gespendete Hilfe und eine jährliche Rente von dreihundert Franken mußte Covelle seinen Namen zu den gefährlichsten und gottlosesten Schriften Voltaire's hergeben.

[2] An Damilaville und Dalembert, 16. October 1765.

Beziehungen in Frankreich beizulegen. Beide betrogen sich. Voltaire hatte nichts Geringeres beabsichtigt, als durch den Bürgerkrieg die Republik so zu schwächen, daß sie gezwungen würde, Frankreichs Hilfe anzuflehen, und der Minister Choiseul in die Lage käme, ganz freundschaftlich eine tüchtige Garnison nach Genf zu schicken, und aus Genf ganz freundschaftlich einen Waffenplatz, für den Fall eines Krieges mit Italien, zu machen, kurz, Genf ganz freundschaftlich unter Frankreichs Herrschaft zu bringen." [1] Allein auch dieser Patriotismus war nicht lauter und rein. Der Minister sollte nur einschreiten, um für Voltaire die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Denn dem Patriarchen und Besitzer von Ferney war es schon lange darum zu thun gewesen, das kleine Dorf Ferney zu einer Fabrikstadt zu erheben; die Häuser hatte er bereits aufführen lassen, aber die Uhrmacher fehlten. Daher hatte er sich der „Natifs Partei" [2] in Genf so angenommen und sie zur Empörung, d. h. zu tumultuarischen Forderungen größerer Bürgerrechte, aufgefordert, wohl wissend, daß der hohe Rath auf diese Forderungen nie eingehen und die Natifs eher aus der Stadt jagen werde. So geschah es auch endlich, nachdem leider Blut geflossen; Voltaire fuhr in herrschaftlicher Carrosse bis an die Grenze des Genfergebietes den Verbannten entgegen und führte sie wie ein König in die bereitstehenden Wohnungen. Mit der Zeit vermehrte sich die Zahl der Ansiedler, so daß er schließlich 1200 Untergebene, d. h. Fabrikarbeiter, beschäftigte. Das war Voltaire's großartigstes Unternehmen, und als Ferneyer Uhrenhändler tritt er würdig in die Zahl der großen modernen Gründer ein.

Unterdessen hatte Rousseau Genf und die Schweiz verlassen müssen und sich nach Paris gewendet. Unberechenbar und inconsequent, wie er in Allem sich zeigte, hatte er auch bei seinem Scheiden aus Genf den Freunden gerathen, sich in die Arme Voltaire's zu werfen und ihnen sogar einen Brief gegeben, worin er sie aufforderte, sich dem „Phoebus pacator" rückhaltslos anzuvertrauen. Diesen Brief las eine Deputation der sog. Repräsentanten dem Patriarchen in Ferney vor. Voltaire schien durch soviel Zutrauen Rousseau's gerührt und sagte zu den Bürgern, „man müsse auf jede Weise dafür Sorge tragen, daß Jean-Jacques zurück-

---

[1] Vergl. Briefe an d'Argental und Choiseul, Februar 1766.

[2] Die eigentliche Arbeiterklasse, die meistens aus der Nachkommenschaft eingewanderter franz. Hugenotten bestand, und als solche sehr wenige Rechte besaß, während sie doch eine Quelle des Reichthums für die Stadt war.

kehre; auch müsse man ihn wissen lassen, daß einige Papierlumpen im Umlauf seien, die ihm Böses nachredeten. Sollten sie ihm in die Hände fallen, so möge er nicht darauf achten, Voltaire habe sie geschrieben, bevor er Rousseau's wahre Gesinnung gekannt habe." Als nun aber die Freunde Jean-Jacques' in den Patriarchen drangen, er möge sich über seine persönliche Betheiligung an der Verbannung Rousseau's vertheidigen, wich er geschickt aus und sagte: „Ich habe dem Herrn Rousseau ein Haus angeboten; schreiben Sie ihm, daß es noch immer zu seiner Verfügung steht, und daß ich mich anheischig mache, ihn, sobald er es wünscht, nach Genf kommen zu lassen."

Rousseau aber war zu stolz und zu gescheidt, um sich durch eine so feinberechnete Unterwerfung der Gnade des eiteln und falschen Patriarchen zu überantworten. Er blieb daher, wo er war, fuhr jedoch fort, seinen Freunden anzuempfehlen, so lange es anginge, sich des Einflusses Voltaire's zu ihren Gunsten zu bedienen. Rousseau's stolze Weigerung verletzte den Autokraten von Ferney in einer kaum glaublichen Weise und veranlaßte ihn zu der Abfassung jenes Gedichtes „über die Wirren von Genf", das an Schmutz der Pucelle nicht viel nachgibt, an tödlichem Ingrimm gegen Jean-Jacques aber das Äußerste leistet; ein Mehreres darüber zu sagen, ist unnöthig.

Von nun ging jeder der Geistesheroen seinen eigenen geschiedenen Weg; Voltaire, der Franzose, lebte halbverbannt in Genf; Rousseau, der Genfer, in Frankreich. Nur noch einmal kreuzten sich ihre Pfade in einer gewiß seltsamen Weise, und wenn wir auch Rousseau's That nicht gerade löblich nennen wollen, so können wir Voltaire's Betragen doch auch in keiner Weise rechtfertigen.

Im Jahre 1770 kam eine Anzahl von Verehrern und besonders von Verehrerinnen Voltaire's auf den bis dahin wohl seltenen Gedanken, eine Subscription zu eröffnen, um dem Philosophen schon bei seinen Lebzeiten in Paris eine Statue zu errichten[1]. Pigal, der berühmteste Bildhauer jener Zeit, der soeben die Büste des Königs vollendet hatte, wurde nach Ferney geschickt, um das Modell des Marmorstandbildes zu entwerfen. Da es ursprünglich auf ein Nationaldenkmal abgesehen war,

[1] Diese Statue sollte, wie Mad. du Deffant an Voltaire berichtete, nicht so sehr dem Dichter der Henriade u. s. w. als „dem Zerstörer der Religion" geweiht werden. Darüber gerieth Voltaire außer sich, und nur mit Mühe gelang es Dalembert, den Philosophen eines Bessern (?) zu belehren. Vergl. Dalembert an Voltaire, 2. Juli 1770.

sollten nur Franzosen zu den Beiträgen eingeladen werden; Voltaire jedoch, der von dem ganzen Plan unterrichtet war, fand es seiner Ehre mehr entsprechend, wenn auch auswärtige Personen, besonders Fürsten und Könige, zu dem Monument beisteuerten und diesem sozusagen eine europäische Bedeutung gäben. Von Friedrich II. erklärte er in seinen Briefen an Dalembert geradezu in Ausdrücken, die nichts weniger als bescheiden und zart sind, dieser sei ihm eine solche Genugthuung für die Frankfurter Unbill schuldig, auch möge man sich an die Könige von Schweden und Dänemark wenden, den „Nordstern" (Katharina II.) natürlich nicht zu vergessen. Friedrich erklärte wirklich auf Dalemberts Ansuchen seine Geneigtheit in einem so höchst lobenden Schreiben, daß Voltaire dasselbe in seiner Eitelkeit sofort wollte abdrucken lassen und von dem diskreteren Dalembert nur mit Mühe sich zurückhalten ließ. Da kam plötzlich auch ein Mißton in das allgemeine Concert der Bewunderung und Vergötterung. Jean-Jacques verlangte ebenfalls sein Schärflein zu der Statue beitragen zu dürfen! Unglücklicherweise schrieb Dalembert darüber an Voltaire, und dieser erklärte sofort in der entschiedensten Weise, das dürfe nicht geschehen, und falls Rousseau schon unterschrieben, müsse man ihm seinen Beitrag zurückstellen. Das schien nun doch den Freunden in Paris, die dadurch in eine schiefe Stellung kamen, zu weit gegangen, und mehrmals noch baten sie Voltaire, aber immer vergebens, doch wenigstens für dießmal etwas von seiner Abneigung gegen Rousseau nachzulassen. Der Philosoph konnte keinen andern Grund für seine Weigerung angeben, als seinen unversöhnlichen Haß und seine Verachtung gegen Jean-Jacques, denn in seinem Stolze hielt Voltaire es für eine Ehre, wenn man nur einen Beitrag zu der Statue zeichnen durfte. „Ich werde den Stolz des Diogenes brechen, ich kenne keinen verächtlicheren Charlatan!" Aus diesen Worten spricht noch ein anderes Gefühl — das des Neides, denn darüber mochte wohl Voltaire sich keiner Täuschung mehr hingeben, daß Rousseau ebenso tief in die Nation eingedrungen war, als er selbst.

Außer der Statue, die damals glücklich zu Stande kam und noch heute in den Räumen des Nationalinstituts zum größten Ekel [1] Aller gezeigt wird, ließ Ludwig XVI. eine Büste Voltaire's zugleich mit jener

[1] Als Gustav III. die nahezu nackte und häßliche Statue erblickte, wandte er sich sofort ab und sagte: „Wenn ich zu der Subscription beitrüge, so geschähe es bloß, um diesem Gerippe ein Hemd zu kaufen."

des Marschalls von Sachsen meißeln. Friedrich II. gab in seiner Porzellanfabrik von Berlin den Auftrag, eine Büste des Patriarchen auszuführen, und überschickte ihm ein Exemplar mit der Aufschrift: „Immortali". — Damals waren es der Adel und die Könige, welche dem Dichter Standbilder und Büsten errichteten, dann kamen die Jahre der Vergötterung Voltaire's durch die Bourgeoisie, schließlich schlug die Stunde der Demokraten... Und wer wollte da noch läugnen, daß Voltaire ein Universalmensch im weitesten Sinne des Wortes ist!

Arme Demokraten! Ob man ihnen auch die vielen Liebenswürdigkeiten mitgetheilt, die Voltaire über diese Schooßkinder der neuen Philosophie ausgesprochen hat? Der Großindustrielle von Ferney, Marie François Arouet von Voltaire, Graf von Tourney u. s. w., war ein „Aristo" und sah mit herzlicher Verachtung auf die „Hefe des Volkes", die „Populace" und „Canaille" herab und meinte, sie „sei immer abgeschmackt und roh, Ochsen, die ein Joch, einen Treiber und Futter bedürften". Er dankt La Chalotais dafür, daß dieser „den Unterricht beim Volke aufgehoben", und verlangt von ihm, er möge nach den Jesuiten nun auch die Schulbrüder vertilgen und ihm diese als Pfluggäule zusenden [1]. Das Volk muß geführt, aber keineswegs unterrichtet werden, das verdient es nicht [2]. „Es ist durchaus nothwendig, daß es unwissende Schlucker gebe. Wenn Sie, wie ich, das Land ausbeuteten, wenn Sie Pflüge hätten, so würden Sie bald meiner Ansicht sein." [3] Selbst an der philosophischen Aufklärung, „an der Befreiung vom Joch der Inf.", sollte das Volk keinen Theil haben. „Man hat nie den Anspruch erhoben, Schuster und Mägde aufzuklären. Das ist Sache der Apostel." [4] „Es handelt sich nicht darum, unsere Lakaien zu verhindern, in die Messe und Predigt zu gehen." [5] Ja selbst im Himmel (versteht sich im philosophischen) war ein Unterschied zwischen den honnêtes gens und der canaille: „Wir werden bald einen neuen Himmel und eine neue Erde haben; ich verstehe für die anständigen Leute; denn was den Pöbel angeht, so ist der dümmste Himmel und die dümmste Erde gerade das, was sie brauchen." Die Gleichheit, insoferne sie die Standesunterschiede aufhebt, und mehr

---

[1] 28. Febr. 1763.
[2] An Damilaville, 19. März 1766.
[3] An denselben 1. April 1766.
[4] An Diderot, 25. Sept. 1762.
[5] An Dalembert, 9. Januar 1765 u. s. w.

sein will, als Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz, erschien ihm erst recht als das, was sie ist, etwas Absurdes und Unmögliches.

Wenn also irgend Jemand, so hätte die Demokratie, „der Pöbel“, einen guten Grund, mit Voltaire nicht zufrieden zu sein, ihn nicht als seinen Mann zu feiern, allein die andern „Vorzüge“ des Philosophen, sein Unglaube, seine Sittenlosigkeit und seine ganze revolutionäre Tendenz lassen diese Schwäche leicht vergessen.

Wir Katholiken aber sehen auch hier wieder einen neuen Charakterzug des antichristlichen Geistes bei Voltaire und seiner Schule. Christus predigte den Armen, die Apostel klärten das Volk auf — die Philosophie verachtet die Armen und verstößt das Volk.

---

25. „Ecrlinf.“

Wir sind auf der Lebenshöhe des Patriarchen angelangt. Ein Gesammtblick ist uns ermöglicht. Vernehmen wir den großen Panegyriker Voltaire's, den Marquis de Condorcet, in seinem Leben des Meisters:

„Es bereitete sich um jene Zeit (die siebenziger Jahre) eine große Revolution der Geister vor. Die ausschließlich herrschende Religion Europa's war bisher einzig in England angegriffen worden. Leibniz, Fontenelle und die übrigen Philosophen, die weniger berühmt sind, aber doch der freieren Denkweise beschuldigt wurden, hatten sie in ihren Schriften geachtet; selbst Bayle hatte sich aus Vorsicht den Anschein gegeben, als wolle er beweisen, daß die offenbarte Religion allein im Stande sei, die Einwände zu widerlegen, die er sich machte, und als wolle er nur den Glauben auf Kosten der Vernunft erheben. Bei den Engländern hatten die Angriffe (gegen die Offenbarung) wenig Folge und Erfolg; der weitaus mächtigste Theil der Nation glaubte, es sei nützlich, das Volk in der Finsterniß zu belassen, offenbar, damit die Gewohnheit, alle Geheimnisse der Bibel anzubeten, des Volkes Glauben an die Geheimnisse der Constitution befestige; sie machten aus der Ehrfurcht gegen die bestehende Religion gleichsam eine Regel socialen Anstandes . . . In Frankreich waren zwar einige kühne Werke erschienen, aber ihre Angriffe gegen die Religion waren bloß indirekt. Sogar das Buch „des Geistes“ [1] war nur (!) gegen die religiösen Principien im Allgemeinen gerichtet; es griff alle Religionen im Fundament an und überließ den Lesern die Sorge, die Folgerungen zu ziehen und die Anwendung zu machen. Da erschien der ‚Emil‘ [2]; das Glaubensbekenntniß des Savoyischen Vikars enthielt nichts über die Nützlichkeit eines Gottes für die Moral, und die Unnützlichkeit der Offenbarung, das sich nicht bereits in dem ‚Naturgesetz‘ [3] befunden hätte, aber wenigstens mahnte man jene, welche man angriff, daran, daß *sie* gemeint

---

[1] „De l'Esprit“ von Helvetius (1758). In diesem Buche wurde die ethische Consequenz der materialistischen Philosophie jener Zeit gezogen, und der Egoismus als die Triebfeder aller menschlichen Thätigkeit bezeichnet. Eine witzige Dame nannte deßhalb den Verfasser einen „Mann, der das Geheimniß der Gesellschaft ausgeplaudert habe“.

[2] Von J. J. Rousseau.

[3] Von Voltaire, vergl. oben

seien. Diese Kühnheit setzte Voltaire in Erstaunen und regte ihn zum Wetteifer an; der Erfolg des Emil gab ihm Muth und die Verfolgung schreckte ihn nicht mehr ab . . . . Voltaire glaubte sogar, er würde die Verfolgung vermeiden, wenn er seinen Namen verberge, wenn er sich bestrebe, die Regierung zu schonen, einzig die Religion angreife und die Civilgewalt bewege, die Herrschaft der Priester zu brechen . . : ‚Ich bin müde‘, sagte er eines Tages, ‚daß man mir immer wiederholt, zwölf Menschen hätten genügt, um das Christenthum einzuführen, und ich bin gewillt, ihnen endlich zu beweisen, daß ein Einziger genügt, um es zu zerstören.‘ So weit der Schüler; vernehmen wir den Meister selbst:

„Hérault sagte eines Tages zu einem der Brüder: ‚Die christliche Religion werdet ihr nicht zerstören.‘ — Darauf antwortete ihm der Bruder: ‚Das wollen wir sehen.‘“ [1]

Hat diese seltsame Unterredung, so gottlos und unsäglich tragisch in ihrer Kürze, wirklich stattgehabt? Wahrscheinlich. Wann? Das ist unbekannt; aber daß Voltaire selbst jener Bruder war, ist nicht zweifelhaft. In dem nächstfolgenden Brief an denselben Dalembert lesen wir folgende „Wünsche“:

„Ich möchte, daß nach all' den Spöttereien und Sarkasmen endlich einmal ein ernstes, lesbares Werk erschiene, das die Philosophen rechtfertigte, die Inf . . . . aber vernichtete.

„Ich möchte, daß die Philosophen einen Bund von Eingeweihten bildeten, dann würde ich zufrieden sterben . . . .

„Ich möchte, daß sie die Inf . . . zerträten; das ist der große Punkt. Man muß sie in dieselbe Stellung bringen, welche sie in England behauptet, und das wäre möglich, wenn man nur wollte. Das wäre aber auch der größte Dienst, den man der Menschheit erweisen könnte.“ [2]

In diesen Wünschen, unter dieser Form sehen wir zum ersten Mal in der langen Reihe von Voltaire's Schriften das weltbekannte, wahrscheinlich von Friedrich II. erfundene, fürchterliche Wort auftreten, das sich bald zu dem ständigen Ausdruck „Écrasez l'infâme“, oder zu der Geheimformel „Ecrlinf“ krystallisirte und als Kriegsgeschrei, Losungswort und Erkennungszeichen der „Brüder“ adoptirt wurde.

Unter den „Brüdern“ verstand Voltaire hauptsächlich die Begründer der Encyklopädie, Diderot und Dalembert, sowie einige Mitarbeiter des-

---

[1] An Dalembert, 20. Juni 1760.
[2] An dens., 23. Juni 1760.

selben Werkes, wie Damilaville[1], Helvetius, den Baron von Holbach, den Apostaten Morellet u. s. w., kurz alle jene, denen er und die übrigen Führer genug Gottlosigkeit und Witz zutrauten, den Kampf gegen das Christenthum aufrichtig und standhaft durchzuführen. Auch einige Damen, wie besonders Frau du Deffant, gehörten als Diakonissen zur „philosophischen Hierarchie“[2]. Mehrere Jahre hindurch hatte Voltaire den Plan gehabt, diese Brüder in eine Art klösterlicher Genossenschaft zu vereinigen, die sich entweder in der Schweiz, oder besser noch in Preußen niedergelassen, eine Presse angekauft und frei von jeder staatlichen Controle die neue Philosophie in hunderten von Broschüren und Büchern über die ganze Welt verbreitet hätte.

„Die wahren Philosophen sollten eine Bruderschaft bilden wie die Freimaurer; sich zusammenthun, gegenseitig unterstützen, treu sein der Bruderschaft: dann würde ich mich für sie verbrennen lassen. Diese Akademie würde nützlicher sein als jene von Athen, und besonders als alle jene von Paris; aber von all' den Brüdern denkt jeder nur an sich selbst, und man vergißt die erste aller Pflichten, welche ist: die Inf ... zu vernichten. Ich bin ein bösartiger, witziger (malin) Greis geworden. Schon seit Langem habe ich ein Ragout bereitet, es ist das ein Gesang, den ich in die Pucelle einschieben werde, und worin es niemals an Platz fehlen wird für jene Personen, welche Sie mir empfehlen werden. Vierzig Jahre habe ich die Beschimpfungen der Frömmler und Buben ertragen, ich habe gesehen, daß man

---

[1] Damilaville (sein Taufname ist unbekannt), welcher gegen 1768 im Alter von 45 Jahren starb, war während der letzten acht Jahre der thätigste Agent Voltaire's. Ohne irgend welche Erziehung genossen zu haben, oder in die höhere Gesellschaft zugelassen zu werden, war dieser schwerfällige und traurige Mensch trotzdem mit der ganzen Sekte auf's Innigste verbrüdert und als „Fliegenschnapper der Philosophie“ sehr in Anspruch genommen. Da er Commis der Zwanzigsten war und das Siegel des General-Controleurs führte, konnte er Alles portofrei nach Ferney schmuggeln; außerdem berichtete er neben dem faulen Thiériot dem Patriarchen die Stadtskandale und Klatschereien, die Personalia der Feinde Voltaire's und die etwa drohenden Gefahren. La Harpe sagt, das einzige Verdienst Damilaville's sei seine unbegrenzte Ehrfurcht vor Voltaire und Diderot gewesen, deren Witze über die Religion er in seinem Gesellschaftskreise zum Besten gab.

[2] „Wenn Sie unsere Diakonissin Madame du Deffant sehen, so grüßen Sie dieselbe für mich in Belzebub; sagen Sie ihr, daß ich kein Mittel mehr weiß, um ihr ohne Gefahr noch Infamien (weitere Gesänge der Pucelle u. s. w.) zu senden. Es wird immer schwerer, große Pakete mit der Post zu schicken.“ An Dalembert, 17. Nov. 1760. Außer du Deffant gehören hierhin die Damen Tencin, Geoffrin, L'Espinasse, d'Epinay u. s. w., deren Salons den Titel „Bureaux d'Esprit“ führten.

durch Mäßigung nichts gewinnt. Man muß offenen Krieg führen und ehrlich sterben

‚Auf einem Frömmlerhaufen,
Zu meinen Füßen hingeschlachtet‘.

„Lachen Sie und lieben Sie mich; verhunzen Sie die Inf . . ., so sehr Sie nur können.“ [1]

Die Klage über den Egoismus und den Mangel an Einigkeit unter den Brüdern kehrt häufig in den Briefen wieder. „O Brüder, so seid doch einig! fratrum quoque gratia rara est . . . Aber Brüder, seid doch einig! . . . Seid doch einig in Epikur, in Confucius, in Sokrates und Epiktet.“ [2]

„Ach arme Brüder, die ersten Christen betrugen sich besser, als ihr. Geduld! entmuthigen wir uns nicht, Gott wird uns helfen, wenn wir einig und heiter sind!“ [3]

Es war Voltaire voller Ernst mit der Errichtung der Bruderschaft, und über den eigentlichen Zweck derselben finden wir in einem Briefe an Helvetius so klare und unzweideutige Aufschlüsse, daß man sie wohl als das Programm der Aufklärung betrachten kann.

„Die einzige Rache, welche man wegen der absurden Frechheit nehmen kann, womit man zu verschiedenen Zeiten so viele Wahrheiten verdammt hat, ist die wiederholte oftmalige Verkündigung derselben Wahrheiten, um selbst jenen einen Dienst zu erweisen, welche die Wahrheit bekämpfen. Es ist wünschenswerth, daß jene, die reich sind, Geld beisteuern, um nützliche Sachen drucken zu lassen; die Buchhändler dürfen dergleichen nicht verkaufen; die Wahrheit darf nicht käuflich sein.

Zwei- oder dreihundert Exemplare, mit Geschick von den Händen der Weisen vertheilt, können ohne Geräusch und Gefahr viel Gutes thun. Es scheint schicklich, nur einfache, kurze, verständliche, selbst den schwächsten Geistern zugängliche Sachen zu schreiben; nur die Wahrheit, nicht die Gefallsucht muß diese Art Werke charakterisiren; sie müssen den Aberglauben und die Lüge vernichten und die Menschen lehren, gerecht und tolerant zu werden. Wünschenswerth ist auch, sich nicht auf Metaphysik zu werfen, die nur Wenige verstehen und die immer den Feinden nur neue Waffen liefert. Es ist zu gleicher Zeit sicherer und angenehmer, die theologischen Streitfragen (lies: Dogmen) lächerlich und hassenswerth zu machen; die Menschen fühlen zu lassen, wie schön die Moral ist und wie unziemend (impertinent) die Dogmen; den Kanzler zugleich mit dem Schuster aufzuklären. In England ist man nur auf diesem Wege dahin gekommen, den Aberglauben auszurotten.

„Jene, die bisweilen ein Opfer der Wahrheit gewesen, indem sie durch Buchhändler solche Werke verbreiteten, welche von der Unwissenheit und dem

---

[1] An denselben, 20. April 1761.
[2] 10. Juni 1760. [3] 20. Juni 1760.

bösen Willen verdammt wurden, haben ein fühlbares Interesse, auf meinen Vorschlag einzugehen. Sie müssen empfinden, daß man sie den Abergläubischen gegenüber hassenswerth gemacht hat, und daß die Bösartigen sich mit den Abergläubischen verbunden haben, jene zu discreditiren, welche dem Menschengeschlechte einen Dienst erwiesen.

„Es erscheint daher unumgänglich nothwendig, daß die Weisen sich vertheidigen, und sie können sich nur rechtfertigen, indem sie die Welt aufklären. Sie können eine achtenswerthe Körperschaft bilden, anstatt getrennte Glieder zu sein, welche die Fanatiker und die Narren in Stücke hauen. Es ist schmachvoll, daß die Philosophie bei uns nicht das zu Stande bringen kann, was sie bei den Alten vermochte; damals vereinigte sie die Menschen, heute aber hat der Aberglaube allein die Herrschaft.“ [1]

Allein zu den Geldbeiträgen, zu der Klosterstiftung und der brüderlichen Einheit kam es noch immer nicht; Voltaire selbst wagte zu keinem der „Brüder“ zu sagen: „Relinque omnia et sequere me.“ [2] Zuletzt wandte er sich an Friedrich II., damit dieser freisinnige Fürst und „Bruder“ dem Kloster in petto eine Niederlassung in seinen Staaten, am besten in Cleve, gewähre. Darauf antwortete Friedrich unter dem 24. October 1765:

„Ich sehe, daß Ihnen die kleine Colonie, von der Sie mir schrieben, am Herzen liegt. Nichtsdestoweniger setzt mich die Antwort auf viele Punkte in Verlegenheit. Das Mailland'sche Haus bei Cleve, wovon Sie sprechen, ist von den Franzosen zerstört worden . . . meine dortigen Güter sind verpachtet . . . dessenungeachtet kann dort Ihre Colonie angelegt werden, und ich glaube, es wäre wohl das Kürzeste, wenn die Herren Philosophen Jemand nach Cleve schickten, der selbst zusähe, was ich für sie thun könnte . . . Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrer guten Meinung von der Menschheit. Ich selbst kenne, vermöge meiner Berufspflichten, die zweifüßigen federlosen Thiere ziemlich gut, und sage Ihnen voraus, daß weder Sie noch alle Philosophen der Welt das Menschengeschlecht vom Aberglauben befreien werden, an dem es krankt. Die Natur hat nun einmal dieses Ingredienz in die Composition gemischt. Ein gewöhnlicher Hang der Furcht, Schwachheit, Leichtgläubigkeit und Übereilung im Urtheil reißen die Menschen zur Wundersucht hin. Nur wenige Köpfe sind so philosophisch und stark, daß sie die Vorurtheile ausrotten können, die durch die Erziehung so starke Wurzeln in ihnen geschlagen haben. Manche sind durch ihre gesunde Vernunft von den gemeinen Irrthümern befreit und empören sich gegen Ungereimtheiten, aber bei Annäherung des Todes werden sie aus Furcht wieder abergläubisch und sterben als Capuziner. Bei Anderen hängt die Denkungsart davon ab, ob sie gut oder schlecht verdauen. Es ist also nach meinem Gefühl nicht genug, die Menschen aus

[1] An Helvetius, 2. Juli 1763. [2] An Helvetius.

dem Irrthum zu reißen, man müßte ihnen auch Muth einflößen können, sonst siegen Schmerzen und Furcht vor dem Tode über alle noch so starken und methodischen Gründe.“

Am 7. August des folgenden Jahres kommt Friedrich noch einmal auf sein Anerbieten zu sprechen: „Sie schreiben mir von einer Philosophen-Colonie, die sich in Cleve niederlassen möchte; ich habe nichts dagegen, ich kann Ihnen Alles gewähren, was Sie verlangen, bis auf den Wald, den Ihre Landsleute von Grund aus zerstört haben. Zugleich aber muß ich darauf bestehen, daß Sie jene schonen, welche geschont werden müssen, und daß Sie in Ihren gedruckten Werken die Zucht nicht außer Acht lassen . . . Die kleine Dosis gesunder Vernunft, die auf der Oberfläche dieser Erdkugel verbreitet ist, reicht, dünkt mich, wohl hin, eine allgemein verbreitete Gesellschaft, ungefähr wie der Jesuitenorden ist, zu stiften, aber keinen Staat. Ich sehe die Arbeit unserer gegenwärtigen Philosophen für sehr nützlich an, denn man muß es dahin bringen, daß die Menschen sich des Fanatismus und der Intoleranz schämen, und man erzeigt der Menschheit einen Dienst, wenn man die grausamen und schrecklichen Thorheiten bekämpft, die unsere Vorfahren in Raubthiere verwandelten . . . Sehen Sie, deßhalb sollen Ihre Philosophen, wenn sie nach Cleve kommen, gut aufgenommen werden, und deßhalb ist der Kammerpräsident, Baron von Werder, schon angewiesen, sie bei ihrer Einrichtung zu begünstigen. Sie werden dort Sicherheit und Schutz finden, und in Freiheit Wünsche für den Patriarchen von Ferney thun.“ „Die Frömmlinge in Frankreich schreien gegen die Philosophen und messen ihnen die Schuld von allem Übel bei, das sich ereignet. Im letzten Kriege war man so unsinnig, daß man behauptete, alles Unglück der französischen Armeen rühre von der Encyklopädie her. Während dieser Gährung hat das Ministerium in Versailles Geld nöthig; die Geistlichkeit verspricht etwas, und nun opfert man ihr die Philosophen auf, die kein Geld geben können, weil sie keines haben (!). Ich für meinen Theil verlange weder Geld noch Segen von den Priestern, und biete den Philosophen Freistätten an, wenn sie anders weise und friedfertig sein wollen, wie der schöne Name, den sie tragen, es erheischt; denn alle Wahrheiten zusammengenommen sind nicht so viel werth als Ruhe der Seele, das einzige Gut, dessen die Menschen genießen können. Ich brauche meine Vernunft ohne Enthusiasmus und wünschte, daß alle Menschen vernünftig, besonders aber, daß sie ruhig wären. Wir wissen ja, welches Verbrechen der Fanatismus in der Religion bewirkt hat, und wollen uns also hüten, ihn nicht auch in die Philosophie einzuführen . . . . Die Toleranz muß in einem Staate Jedem Freiheit geben, Alles zu glauben, was er will, aber nicht sich soweit erstrecken, daß sie die Frechheit ausgelassener Leute autorisirt, die demjenigen kühnen Hohn sprechen, was das Volk verehrt. Das sind meine Gesinnungen.“ [1]

Man sieht, trotz des guten Willens, den Friedrich seinen Brüdern

[1] Briefe vom 7. und 13. August 1766.

gegenüber „in dem Kampf gegen die babylonische H . . ." zeigte, hatte er doch weniger Illusionen über den möglichen Erfolg eines solchen Kampfes, und mehr politische Mäßigung in der Ausdehnung des anzustrebenden Zieles. Indifferenz gegen jede Religion, um Ruhe im Land zu haben, war ihm für den Nothfall eine ebenso philosophische Maxime, als ein glühender Haß gegen die Inf . . . Seine dießbezüglichen Gesinnungen waren daher für die fragliche Philosophen-Colonie eine wahre Lebensbedingung in Preußen. Auf eine Toleranz im Sinne Friedrichs konnten und wollten aber die Pariser Philosophen nicht eingehen, das hätte ihr ganzes Werk überflüssig und unmöglich gemacht, denn ihr Zweck war nicht bloße Duldung des Irrthums, sondern Zertretung der Wahrheit. Übrigens hatten sie trotz aller Verfolgungen viel zu viel Anhänglichkeit an das glanz- und freudenvolle Leben in Paris, als daß sie es gern mit einer preußischen Provinzialstadt vertauscht hätten. Man verbrannte wohl bisweilen eines ihrer Bücher, sie selbst aber ließen sich's wohl sein in den feinsten und luxuriösesten Salons der du Deffant, der de l'Espinasse u. s. w. So blieben denn auch alle noch so oft und eindringlich wiederholten Mahnungen Voltaire's erfolglos. Umsonst schrieb er ihnen Brief um Brief:

„Alles ist bereit für die Einrichtung der Fabrik; mehr als ein Fürst wird um die Ehre streiten, euch zu beschützen: ihr seid unentschuldbar, lieber unter dem Schwert zu leben, in einer Ecke von Paris unter dem Fanatismus zu kriechen, als dorthin zu gehen, wo ihr das Unthier zermalmen könntet; o daß man mir nur zwei eifrige Schüler und drei bis vier Jahre Gesundheit gäbe: und ich schwöre, daß ich damit fertig würde." [1]

Die Philosophen rührten sich nicht; „wie liederliche Bursche in Paris vernarrt", hatten sie kein großes Zutrauen zu dem Wort eines Fürsten, der ihren Meister vor Jahren so seltsam behandelt hatte [2]. So sah Voltaire sich schließlich gezwungen, den lange gehegten Plan nicht bloß aufzugeben, sondern auch zu verläugnen, denn bald fing man an, sich darüber lustig zu machen [3]. Als kleine Entschädigung aber verlangte er nun von Friedrich, dieser möge doch irgend einen deutschen Buchhändler ermuthigen, die philosophischen Werke nachzudrucken und um einen nied-

---

[1] An Damilaville, 18., 25., 31. Aug., 28. October; Dalembert, 25. Aug. 1766.
[2] An Damilaville, 12. Nov. 1766.
[3] An d'Argental, 15. August; Richelieu, 19. Aug.; Mad. du Deffant, 24. Sept. 1766 u. s. w.

rigen Preis in ganz Europa zu verbreiten. „O,“ so schließt er mit einer bitteren, gottlosen Wuth diesen haßsprühenden Brief, „o wenn ich bedenke, daß ein Narr und Simpel, wie Ignatius, ein Dutzend Proselyten fand, die ihm folgten, und daß ich nicht drei Philosophen finden kann — so bin ich versucht, zu glauben, daß die menschliche Vernunft zu nichts nütz ist.“ [1]

Es war unter diesen Umständen nur ein kleiner Trost für Voltaire, zu erfahren, daß der Baron Holbach in Paris einigermaßen glücklicher gewesen war mit einer philosophischen Klostergründung, indem er zwischen 1763 und 1766 unter dem Namen einer literarischen Gesellschaft eine Loge stiftete, welche bald Fürsten, Minister, Hofdamen und Schriftsteller zu ihren Eingeweihten zählte. Unzählige Broschüren und Bücher traten aus dem Dunkel dieser Loge an's Tageslicht und mischten sich als kleines aber unausgesetztes Gewehrfeuer in den dumpfen Donner der schweren Geschütze der Encyklopädie [2]. So lange Alles nach seinem Sinne ging, vergaß Voltaire vor lauter Schadenfreude sogar den Neid, daß das „Gute“ von Andern geschah; Ein Teufel bannte den andern. „Segnen wir diese glückliche Revolution, welche in dem Geiste aller ehrlichen Leute vor sich gegangen seit 15 oder 20 Jahren. Sie hat meine Hoffnung übertroffen. Was die Canaille angeht, die genirt mich wenig, sie wird ewig Canaille bleiben.“ [3] Allein bei der Freude ließ es der Patriarch nicht bewenden. Ohne Übertreibung darf man im Hinblick auf die rege Correspondenz mit den „Brüdern“ wohl sagen, daß kein Tag verging, an dem er nicht durch Scherz und Ernst, Lob und Tadel, Bitte und Befehl zum Kriege gegen die Kirche und den Erlöser aufgefordert hätte.

Hier nur einige Kraftsprüche mit dem furchtbaren Refrain: „Was mich am meisten freut und rührt, ist der schöne Plan, den Gott Ihnen und den Freunden eingegeben, und dieser Plan ist: Ecrlinf (Ecrasez l'infâme).“ — „Bitten Sie Gott für ihn und Ecrlinf. Betet auch für mich, ich bin krank.“ „Bauet den Weinberg, liebe Brüder, und Ecrlinf.“ — „Empfehlen Sie mich den Gebeten der Gläubigen. Orate fratres. Ecrlinf.“ — „Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor. Es gibt Leute, die viel Gutes thun in der Provinz (d. h. Voltaire), thun Sie dasselbe in Paris, mein theurer Bruder, Ecrlinf.“ — „Ich hoffe noch einige Jahre zu leben, um meinen Bruder zu umarmen und ihm zu helfen beim Ecrlinf.“ — Orate fratres und Ecrlinf

[1] An Friedrich, 5. April 1767 und Nov. 1769.
[2] Schöll, Cours d'histoire moderne. Bd. 37. S. 38.
[3] An Dalembert, 4. Juni 1767.

so viel Sie können; meine Briefe seien nur für Sie und die Adepten“ u. s. w. All' diese Stellen sind den Briefen an einen der unbedeutendsten Adepten, Damilaville, während der fünf ersten Monate des Jahres 1764 entnommen; man beurtheile daraus den Rest!

Durch das tagtägliche Kriegsgeschrei redete und schrieb Voltaire sich selbst in eine immer größere Wuth, die bisweilen dem kältesten Leser unheimlich wird, und die bis zu jenem Grade des Gotteshasses sich verstieg, daß Voltaire sich kurzweg „Christe-moque“ unterzeichnete[1]. Mit dem „Infâme“ war übrigens nie etwas Anderes als der Gottmensch und die Kirche gemeint; nach dem, was Voltaire selbst an so vielen Stellen seiner Werke darüber sagt, kann sich nur die Naivität eines Dr. Strauß in dieser Beziehung noch Illusionen hingeben. Wie der Patriarch das Wort verstand, zeigt er besonders in jener Abtheilung seiner Schriften, welche direct gegen die hl. Schrift, die römische Kirche oder das Papstthum gerichtet sind und von denen wir hier nur ein Wort sagen wollen.

Vor Allem ist nöthig, zu bemerken, daß die Zahl dieser Werke Legion, und ihre Form nicht weniger verschieden, als ihr Inhalt einförmig ist. Ferner ist das Spiel, das Voltaire mit falschen Namen und Büchertiteln trieb, nirgends bunter, als auf dem Felde theologischer Schriftstellerei. Bald ist es eine Übersetzung aus dem Englischen, bald aus dem Deutschen oder Lateinischen; an Pseudonymen aber hat ein Bibliophil nicht weniger als 150 gezählt[2]. Doch mehr als Titel und Name interessirt uns der Inhalt dieser Schriften. Er ist in Kürze folgender:

Aus Nützlichkeitsrücksichten, d. h. um das Volk im Zaume zu halten, muß man einen Gott predigen — ob ein solcher existirt, was er ist und will, das sagt uns Voltaire nicht so scharf und gleichmäßig in den einzelnen Werken. Wunder sind unmöglich, daher absurd. — Die Offenbarung ist nicht bloß unnütz, sondern auch die Quelle der Übel auf Erden. Aus ihr entspringt der Fanatismus, der ja nach Voltaire's ganz genauer Rechnung seit Christi Geburt bis zur Reformation 9,468,800 Menschen das Leben gekostet — wohlverstanden waren die Mörder Katholiken, nicht die Gemordeten! — Das Christenthum ist ein Sohn des sehr reinen Platonismus und des barbarischen, absurden, schmutzigen Judenthums. — Jesus Christus „war ein Unbekannter aus der Hefe des Volkes, das Kind eines Zimmermanns und seines Weibes“; er gab sich für einen Propheten aus, schrieb nichts, weil er nichts schreiben konnte; stiftete dann eine Secte, „wie der Dorfschuster Fox in der Grafschaft

---

[1] An d'Argental, 2. März 1763.
[2] Vergl. Vapereau, Dict. des Littératures.

Leicester die Quäker stiftete“. Christus war „ein ländlicher Sokrates“; Confucius stand jedenfalls höher als Jesus. Übrigens wissen wir nichts Bestimmtes über „jenen Mann und den wahren Grund seiner Hinrichtung“ [1]. Die klassischen Schriftsteller schweigen über ihn; die Evangelien aber verdienen wegen ihrer groben offenbaren Lügen keinen Glauben. Doch wozu bei Christus verweilen, hat doch das Christenthum mit ihm weiter nichts als den Namen gemein? Was man seit Constantin dem Großen Christenthum nennt, steht dem „Mann von Nazareth“ ebenso fern, wie dem Zoroaster oder Brama. Aber wie entwickelte sich das heutige Christenthum? Vier Jahrhunderte mußten sich zu diesem Zweck abmühen, eine ununterbrochene Reihe von Fälschungen und Betrügereien zu ersinnen und im Geheimen auszuspinnen. Eine Hauptperson auf diesem Gebiet ist gleich der Apostel Paulus, der aus Zorn über den Korb von Gamaliels Tochter sich auf die Seite des revolutionären Christenthums stellt und in der Politik Trost für sein Herz sucht. Päpste, Priester und Mönche leben nur vom Betrug, das ist ein Axiom, das sich in allen Religionen wiederfindet und bewahrheitet. Also fort mit dem Christenthum, dem Papstthum, dem Priesterthum! „Beten wir das höchste Wesen durch Jesus an, da die Sache einmal bei uns eingeführt ist. Die fünf Buchstaben, die seinen Namen ausmachen, sind ja wohl kein Verbrechen. Was liegt daran, ob wir dem höchsten Wesen unsere Huldigungen durch Confucius, durch Marc Aurel, durch Jesus oder einen Anderen darbringen, wenn wir nur rechtschaffen sind. Die Religion besteht sicherlich in der Tugend und nicht in dem ungereimten Plunder der Theologie.“

Das sind die kurzformulirten Grundgedanken von beiläufig sechs Bänden gesammelter Broschüren und Abhandlungen Voltaire's. Neues oder Originelles ist dabei nichts, alles das hatten vor Voltaire schon die Engländer geschrieben und selbst der Patriarch bündig und klar in der Epistel an Urania bereits ausgesprochen. Eine Fortentwickelung irgend eines philosophischen oder theologischen Systems ist überhaupt bei Voltaire nicht zu suchen, seine ganze Stärke und Furchtbarkeit liegt in der Form, wie er den alten Kohl immer wieder neu aufzukochen versteht. Statt des langweiligen, wissenschaftlichen Ballastes der Engländer steht dem Franzosen ein stets schlagfertiger, wenn auch bisweilen äußerst unglücklicher Witz zu Gebote, statt der Beweise hat er ironische Behauptung, statt zu widerlegen, macht er lächerlich. „Das Lächerliche verdirbt Alles, das ist die stärkste aller Waffen,“ schrieb er an Dalembert, und diese Waffe verstand Niemand so gut zu führen, als er. Mag es

[1] An der Sittenreinheit des Erlösers wagte indeß nicht einmal ein Voltaire zu zweifeln.

sich um die hl. Schrift, ein Wunder, ein Dogma, eine Thatsache der Kirchengeschichte, eine Persönlichkeit, eine Einrichtuug, kurz um was immer handeln, sobald kein anderer Grund mehr aufzutreiben war, griff Voltaire zu „seiner Waffe“, sie bald als Keule gröbsten Spottes schwingend, bald als vergifteten Pfeil eines scharfen Witzes abschießend, bald als Peitsche ingrimmiger Satire handhabend — wenn er nicht gar, was sehr oft der Fall ist, ein Gefäß voll Schmutz über das Heiligste und Zarteste hohnlachend ausgoß. Und über den Erfolg seiner Kampfesweise täuschte sich Voltaire nicht. Wer einmal mit voller Seele den Spott und Hohn aufgenommen, für den war künftig jede ernstere Betrachtung der religiösen Gegenstände, jede Ehrfurcht und heilige Scheu vor ihnen außerordentlich erschwert und nicht selten durch anhaltendes Lesen der Pamphlete vollständig unmöglich gemacht. Es ist bekannt, wie nichts den künstlerischen Genuß eines edlen Meisterwerkes so sehr stört, als eine Parodie oder Carricatur desselben; unzweifelhaft aber ist auch, daß der übernatürliche Glaube und die Gnade der Andacht im menschlichen Willen einen ebenso großen Ernst voraussetzen, als der ungetrübte Genuß eines idealen Kunstwerkes. Gegen wissenschaftliche Einwürfe, gegen philosophische Schwierigkeiten und falsche Behauptungen, welche die Feinde der Religion bis dahin mit unermüdlichem Eifer vorgebracht hatten, ließen sich Gegenbeweise und Widerlegungen beibringen; was die Halbwissenschaft nicht verstehen wollte, erklärte die ernste Forschung, dem Sophisma trat die Logik, der Lüge die Geschichte siegreich entgegen — allein was will gegen den Spott eine ernste Belehrung, gegen den Witz und Schmutz eine vernünftige Erklärung? Zudem hatte Voltaire's Kriegsmanier einen entsetzlichen Vorzug vor jeder ehrlichen Kampfesweise. „Bleibt mir mit der langweiligen Metaphysik und Wissenschaft vom Leibe,“ schrieb er; „wer liest so etwas, oder wer versteht es?“ Und er hatte Recht. Einen Witz, besonders einen Voltaire'schen Witz, verstand und behielt Jedermann, und wer einmal ein Pamphlet begonnen, las es sicherlich auch zu Ende, dafür sorgte der lebhafte Stil des Patriarchen schon, und damit man nicht gleich vom Lesen abgeschreckt werde, gab er das, was er zu sagen hatte, in ganz kleinen Portionen, in leichten Flugblättern, kurzen Broschüren u. s. w.

Aus der Art und Weise des Angriffes erklärt sich denn auch die schreckliche Erscheinung, welche durch langjährige Erfahrung im Anfang dieses Jahrhunderts und auch bisweilen heute noch bestätigt ist; selten, ja nur höchst selten bekehrt sich ein ächter Voltairianer selbst auf dem

Sterbebette; es ist, als fände die Gnade in diesen verbitterten, durch Verhöhnung des Heiligen abgestumpften Seelen keine Empfänglichkeit mehr, oder, was richtiger ist, der hl. Geist verabscheut keine Sünde so sehr, als den freiwilligen Spott, den der Mensch zeitlebens mit Gott, seinem Wort und seinem Werk getrieben hat. „Et ego quoque,“ so lautet dann im letzten Augenblick der göttliche Spott, „ego quoque in interitu vestro ridebo et subsannabo, quum vobis id, quod timebatis, advenerit.“ [1] So geschah es beim Meister, so auch bei den meisten seiner Schüler.

In der Wuth des Zerstörens und Sturmlaufens kam es übrigens Voltaire nicht so genau darauf an, immer Neues zu bringen. Nicht einmal die Form war immer neu. Nach einander darf man daher die Pamphlete nicht lesen, falls man sie „genießen“ will, sonst langweilen die förmlichen Plagiate, die Voltaire an sich selbst begeht, allzusehr. Wollte man, um hier nur ein Beispiel anzuführen, die infamen Spöttereien über Oseas 1, 2 oder Ezechiel 4, 12 ausmerzen, wie sie sich zum Ekel fast mit denselben Worten in den meisten Büchern wiederholen, so würde man Voltaire um einen ganzen Band ärmer machen. Diese Wiederholungen empfanden selbst die Brüder mit Widerwillen und riefen besonders bei einem der letzten Werke, der „Bibel-Erklärung“ [2], unzufrieden aus: „Aber das ist ja immer dasselbe!“ Voltaire antwortete: „Man sagt, ich wiederhole mich! Nun gut, ich werde mich so lange wiederholen, bis man sich bessert.“

Die Hunderte von gottlosen Manuscripten aus Ferney wanderten auf sicheren Wegen nach Holland zum Drucker Michael Rey, und traten von da in Tausenden von Exemplaren ihren fluchsäenden Rundgang durch die gebildete Welt an. Ihrer schnellen Verbreitung standen freilich die strengsten Verbote nicht bloß in Frankreich, sondern auch in Italien, Spanien, Portugal und Oesterreich entgegen, aber tropfenweise sickerten sie auch in diese Reiche ihr zersetzendes Gift. „Alle Werke,“ sagt Condorcet, „konnten nicht zu allen Lesern kommen, aber doch gab es schon keinen verborgenen Winkel in den Provinzen, in den auswärtigen Ländern, selbst bei den von der Intoleranz am meisten geknechteten Nationen, in den nicht das eine oder andere dieser Werke gedrungen wäre.“ Nicht

---

[1] Prov. 1, 26.
[2] „La bible enfin expliquée“ u. s. w.

zufrieden mit der Ehre des Autors, machte sich Voltaire auch zum Chef der Colportage. So ließ er z. B. eine zweite Auflage vom „Testament des Pfarrers Meslier“ [1] in 5000 Exemplaren drucken und wie Tractätlein zur unentgeltlichen Austheilung an empfängliche Leser in die Hände seiner Freunde legen. Interessanter ist das Folgende.

Der Patriarch besaß eine herrliche, vierspännige Carrosse, die in Genf allgemein als der Wagen des Herrn von Voltaire bei Jung und Alt bekannt war. Diese Carrosse kam aber häufig ohne den Herrn angefahren, wenn sie auch nicht ganz leer war. Wie früher bemerkt wurde, hatte Voltaire im Zorn gegen den hohen Rath von Genf geschworen, er wolle die Bürgerschaft und die Jugend der pedantischen Stadt verderben, und hatte diesen Schwur zum Theil auch schon durch die Theaterunternehmungen erfüllt. Was das Theater verschont hatte, sollten die „Bücher“ verderben, daher die geheime Colportage der schmutzigsten und ungläubigsten Schriften, die eben durch den vierspännigen Wagen besorgt wurde. Auf Befehl des Rathes wurden alle anderen Fuhrwerke, die aus Ferney kamen, am Thore auf das Genaueste untersucht, an die Carrosse aber, in der man immer den Herrn vermuthete, wagte sich keiner der Beamten heran, und so konnte Voltaire denn lange Zeit hindurch diesen Bücherschmuggel ungehindert treiben und eine Winkelbuchhandlung mit der verbotenen Waare auf's Reichlichste versehen. Schließlich merkte man doch die List; mehrere Ballen mit Candide, Pucelle und philosophischen Dictionnairen fallen in die Hände der Polizei, die Bücher werden verbrannt, der Buchhändler bestraft und Voltaire mit einem Proceß bedroht. Um sich aus der Verlegenheit zu reißen und jeden Verdacht von sich abzuwälzen, schreibt er sofort mit Heuchlermiene an den hohen Rath, um die Mittheilung einer neuen Sendung von schlechten Büchern zu machen, als da seien: „Le Dictionnaire philosophique“, „Evangile de la raison“ u. s. w. Während nun die Genfer Polizei an dem bezeichneten Thor Wache hält, bringen die Leute Voltaire's in ächter Schmugglermanier die

---

[1] Jean Meslier, ein entsetzlich schlechter oder verrückter Priester, soll unter seinen Schriften auch ein „Testament“ hinterlassen haben, in welchem er seine Pfarrkinder um Verzeihung bat, daß er sie sein ganzes Leben hindurch betrogen habe, indem er ihnen Sachen predigte, an die er selbst nicht geglaubt habe. Das war natürlich für Voltaire ein wahrer Schatz, den er zu heben sich beeilte, und ihn, wie Lessing es später mit Reimarus that, durch den Druck zum Gemeingut der Ungläubigen machte.

angekündigte Waare auf einem anderen Wege ruhig in die Stadt — und Voltaire lacht in Ferney über den witzigen Streich. Das Lachen dauerte nur einige Tage, der Betrug wurde entdeckt und die Ballen von Henkershand verbrannt.

Mit dem einfachen Schmuggel war es nun aus, aber Voltaire's Phantasie war erfinderischer in Schleichhändeln und Geldspeculationen, als in künstlerischen Motiven. Er gab fortan seinen Pamphleten den Titel „Sermon“ oder „Homélie“, und trug Sorge, daß die erste oder zweite Seite von christlicher Salbung träuften. Hintennach freilich kamen dann die Blasphemien um so unverschämter, je mehr sie sich zurückgehalten hatten. Diese List hielt wirklich für eine kurze Zeit wieder aus, wurde dann aber entdeckt und mußte einer neuen weichen. Die Buchhändler waren bereits so oft ertappt und bestraft worden, daß sie mit Ferney keine Geschäfte mehr machen wollten, und Voltaire sich somit genöthigt sah, eigene Colporteure zu zahlen, welche die „Predigten“ und „Homilien“ des P. Voltaire umsonst gleich frommen Tractätlein vertheilten, sie den Kaufleuten unter die Waare, den Bürgern auf die Fenster oder auch an die Thürschellen practicirten. Buben fing man auf, welche bekannten, von einem „Herrn“ sechs Sous empfangen zu haben, um ein Paket Pamphlete in die Werkstätte ihres Herrn zu bringen. Selbst die Schulsäle und Tempel waren nicht sicher vor dem Eifer Voltaire'scher Propaganda. Gleich Katechismen oder Gesangbüchern eingebunden, fand man das philosophische Dictionnaire oder andere Infamien in die Kirchenstühle oder Schulbänke hingelegt, so daß die Nichtsahnenden dazu griffen und, von Neugier getrieben, darin lasen. Das nannte Voltaire richtig „corrompre la jeunesse!“ [1]

Aber nicht bloß Genf, sondern auch andere Städte, und hauptsächlich Paris, erfreuten sich der diabolischen Vorsorge des Patriarchen. Es wurde bereits erzählt, wie das Couvert und Amtssiegel gewissenloser Minister dazu diente, die schlechte Waare von Ferney oder direct von Holland nach Frankreich zu importiren. Neben diesem officiellen Wege aber hatte Voltaire noch einen anderen entdeckt, indem er z. B. einmal die Frau eines Kammerdieners von d'Argental als „Trödlerin“ nach Ferney kommen ließ, um unter dem Vorwand, alte Theatercostüme, Livreen u. s. w. zu kaufen, ganze Kisten von ungehefteten Pamphleten über die Grenze zu schaffen. Auf Bestechung der Beamten kam es ihm hierbei ebenso wenig

[1] Vergl. Gaberel, Voltaire et les Génévois p. 106 ff.

an, als auf die handgreiflichsten Lügen, wenn es sich darum handelte, die confiscirte Waare nicht als die seinige anzuerkennen u. s. w. Einmal wurde ihm von Zollwegen eine „Kubikelle Papier“ verbrannt und nur mit genauer Noth entzog er sich einer schweren Geldstrafe, sowie des Verlustes von Wagen und vier Pferden, welche die Schmuggelwaare über die Grenze geschafft und dort durch „Verrath“ eines bestochenen Beamten aufgegriffen worden waren.

---

26. Die Jesuiten.

1766—1772.

Wenn Voltaire so unsinnig gottlos gegen die Inf. tobte, schrieb und aufreizte, so waren das leider keine leere Worte oder plan- und ziellose Ausbrüche des Hasses. Das Geheimniß der Bosheit, wie es sich in jenen Tagen offenbarte, war nur allzuwohl durchdacht und hatte ein entsetzlich praktisches Ziel.

„Ich werde bös gegen das Ende meines Lebens,“ [1] meinte Voltaire und er täuschte sich nicht, denn kaum jemals hatten sich die Schimpfwörter wie: „bêtes puantes, faquins, cuistres, pollissons“ u. s. w. — wir übergehen die unschicklichsten — in seiner Correspondenz und seinen Pamphleten so gehäuft, wie um diese Zeit. Der „tolerante“ Voltaire schrieb seinem Freunde Dalembert mit Bezug auf einen General-Advokaten, der einige philosopische Werke verklagt hatte (16. Feb. 1761): „Da ich ihm die Hand nicht abschneiden kann, mit der er jenes infame Requisitorium geschrieben hat, so überlasse ich ihn seiner Pedanterei, seiner Heuchelei, seiner äffischen Bosheit, kurz der ganzen Schwärze seines schwarzen Charakters.“ So gelinde kamen andere Feinde der „Brüder“ nicht weg. „Sollte denn,“ so schreibt er an Helvetius (11. Mai 1761), „der anständige und bescheidene Vorschlag, den letzten Jesuiten mit dem Darm des letzten Jansenisten aufzuknüpfen, die Sache nicht zu irgend einer leidlichen Versöhnung führen?“ „Die Jesuiten und Jansenisten zerreißen sich augenblicklich mit den Zähnen, jetzt sollte man darauf losfeuern, während sie sich gerade beißen.“ [2] In einer etwas anderen Wendung heißt es in einem Brief an denselben: „Während Jansenisten und Jesuiten sich beißen, muß man sie beide zertreten“, oder an Chabanon: „Es wäre

---

[1] Jan. 1761.

[2] An Damilaville, 26. Jan. 1762. Bekanntlich lautet die Diderot'sche Lesart nicht mehr: „den letzten Jesuiten mit dem Darm des letzten Jansenisten aufzuknüpfen“, sondern: „Et des boyaux du dernier prêtre serrez le cou du dernier roi.“

nicht übel, wenn man jeden Jesuiten mit je einem Jansenisten am Halse in's Meer versenkte."

Es waren traurige Tage für Frankreich und die ganze Kirche, als Voltaire diese haßerfüllten Zeilen schrieb, denn es handelte sich um nichts Geringeres, als um die Unterdrückung des Jesuitenordens in Frankreich, und in dieser Unterdrückung um die erste Bresche in die Bollwerke des Thrones und Altares. Die Parlamente, gewöhnlich unter dem Kriegsnamen der Jansenisten bezeichnet, weil sie auch wirklich meist aus Sektirern bestanden und im Sektengeiste arbeiteten, glaubten sich durch die Beseitigung des streitbarsten der religiösen Orden eines lästigen Feindes zu entledigen; Pompadour, die königliche Maitresse, welche an der Spitze der Bewegung gegen die Jesuiten stand, meinte nur ihre persönliche Rache an einer Gesellschaft von Priestern zu kühlen, die es gewagt, ihrem ärgerlichen Lebenswandel die verlangte sacrilegische Sanction der Sacramente zu weigern; andere Feinde des Ordens versprachen sich von dessen Unterdrückung zeitliche Vortheile u. s. w. Allein alle zusammen vollzogen doch nur als untergeordnete Werkzeuge den Willen geheimer Leiter — der Philosophen. Einer dieser Philosophen, Dalembert, macht daraus in einem Brief an seinen „Oberen", Voltaire, auch nicht das mindeste Geheimniß:

„Wir sind doch eine ganz drollige und unglückliche Nation, draußen spielen die Engländer Tragödie mit uns, und drinnen die Jesuiten Komödie. Die Räumung des Collegiums von Clermont beschäftigt uns mehr als jene von der Insel Martinique. Meiner Treu, das ist sehr ernst, und die Parlamentsklassen gehen nicht schläfrig voran. Sie glauben der Religion zu dienen und dienen der Vernunft, ohne es zu ahnen — sie sind die Henkersknechte der Philosophie, von der sie, ohne es zu wissen, ihre Befehle empfangen, und die Jesuiten könnten zum hl. Ignatius sagen: ‚Vater, verzeih ihnen, sie wissen nicht, was sie thun.' Was mir ganz sonderbar scheint, ist, daß die Zerstörung dieser Phantome, die man für so schrecklich hielt, so geräuschlos vor sich geht. Die Einnahme des Schlosses Arenberg hat den Hannoveranern nicht mehr gekostet, als die Wegnahme der Jesuitengüter den Herren vom Parlament. Für's Gewöhnliche begnügt man sich damit, drüber zu scherzen. Man sagt, Jesus Christus sei ein armer, ausrangirter Capitän, der seine Compagnie verloren habe u. s. w." [1]

Doch wir müssen etwas weiter zurückgreifen, um die allmählige Erbitterung Voltaire's und seiner Sekte gegen die Jesuiten zu verfolgen.

[1] 4. Mai 1762.

Im Jahre 1753 gab Voltaire sein oft und heilig abgeläugnetes „Grab der Sorbonne“ heraus, worin er die Ausweisung des häretischen Abbé de Prades auf seine Weise erzählt. Zur Erklärung dieses „Fanatismus“ im „Princip“ glaubt er weiter ausholen zu müssen und sagt:

„Eine Gesellschaft von wahren Gelehrten hatte vor einigen Jahren das Dictionnaire der Encyklopädie unternommen. Das gesammte Publikum, zumal die Buchhändler, waren von dem Gedanken durchdrungen, daß dieses Werk das Dictionnaire von Trevoux zum Falle bringen werde, das man aus Mangel eines besseren immer noch kaufte, obgleich man von seiner Mangelhaftigkeit und seinen groben Fehlern überzeugt war. Nun sind aber unglücklicherweise die Jesuiten die Hauptverfasser jenes Dictionnaire von Trevoux, und dieses brachte ihnen bisher nicht geringen Nutzen. Sobald sie also von der Encyklopädie reden hörten, verschrieen sie dieselbe; da dieß aber nicht hinderte, daß das neue Unternehmen im Ansehen stieg, so wollten sie daran mitarbeiten. Sie wollten die Theologie und die Moral übernehmen, allein man wollte weder eine Jesuiten-Theologie noch eine Jesuiten-Moral. Die Buchhändler fühlten, daß dergleichen allein schon hinreichen würde, ein Buch, für das sie so große Auslagen gemacht hatten, in Mißcredit zu bringen. Welcher Buchhändler möchte wohl auch 100,000 Thaler den Jesuiten opfern? Allein diese, einmal an die Thür gesetzt, gaben sich daran, durch alle möglichen Mittel die Encyklopädie unterdrücken zu lassen und dadurch die Buchhändler, welche sie übernommen, zu ruiniren. Sie reizten die Mächte auf und erhoben ihr gewöhnliches Kriegsgeschrei: ‚à l'impiété‘. Dieses Geschrei hätte trotzdem keinen anderen Erfolg gehabt, als den Haß des Volkes gegen die Schreier zu erregen, wenn man es damals mit besseren Obrigkeiten zu thun gehabt hätte. Allein das große Wort redete damals noch der ehemalige Bischof von Mirepoix, und man sieht sich genöthigt, hier mit ganz Frankreich zu gestehen, wie traurig und schmachvoll es ist, daß ein so bornirter Mensch der Nachfolger der Fenelon und Bossuet ist . . . . . . Man gelangte also dazu, dem Bischof von Mirepoix die Überzeugung beizubringen, die Encyklopädie sei ein Buch gegen die christliche Religion. Der Fanatismus wurde nun soweit getrieben, daß man einen Rathsbeschluß zur Unterdrückung des Werkes erließ, aber Dank den Sorgen der würdigsten Minister und der weisesten Richter wurde trotzdem Frankreich keineswegs eines so nützlichen Unternehmens beraubt, das ihm bereits in ganz Europa so viel Ehre gemacht hatte . . . Die Jesuiten wurden beschämt, und wie man sich leicht denken kann, wuchs ihr Haß dadurch immer mehr. Es handelte sich ja um ihr Interesse und, wie sie wenigstens sich einbildeten, um ihre Ehre, obgleich es in Wirklichkeit nur Schande einbringen kann, an dem Dictionnaire von Trevoux gearbeitet zu haben.“

Voltaire redet hier nur von dem „Dictionnaire von Trevoux“ und trägt möglichst Sorge, nicht persönlich bei dem Streit der Jesuiten und Encyklopädisten betheiligt zu scheinen, allein in Wirklichkeit lag ihm weniger

an dem Dictionnaire, als an dem bekannten „Journal de Trevoux“, jener französischen Jesuiten-Zeitschrift des vorigen Jahrhunderts, die von dem frommen Herzog von Maine eigens zur Vertheidigung der Religion gegen die immer stärker aus England und Holland andringende Aufklärung gegründet und den Jesuiten übertragen worden war. Zweiundsechzig Jahre hindurch (1701—1762) ließen die Redacteure dieser Zeitschrift keinen Feind der Religion, kein gefährliches Werk, keine unkirchliche Ansicht unbeachtet, und mit dem ganzen Muth eines glaubensfrohen Herzens griffen sie ohne Ansehen der Person einen Jeden an, der den heiligsten Schatz des Christen öffentlich oder geheim dem Volke zu entwenden suchte. Über den Werth der Zeitschrift in wissenschaftlicher oder literarischer Beziehung zu sprechen, ist hier keine Veranlassung, da der Hauptgrund des Hasses, den die Philosophen dem Journal und seinen Redacteuren geschworen hatten, einzig und allein in der unerschrockenen Vertheidigung der Offenbarung gegenüber den Angriffen des Deismus und Atheismus bestand. Voltaire persönlich hatte sich auch zu beschweren, daß man ihm nicht den Namen eines französischen Homer und Sophokles zugestehen wollte, und im Zorne darüber ging er so weit, aus seinem Studienzimmer in Ferney das Portrait des P. Porée zu verbannen und dadurch das letzte Band der Freundschaft mit seinen ehemaligen Lehrern zu zerreißen (1758). Unter den Redacteuren des Journals von Trevoux war es besonders der durchaus tüchtige, feingebildete und in jeder Hinsicht tadellose P. Berthier, der sich den Haß des Patriarchen zugezogen hatte und seit jener Stunde zum Gegenstand der absurdesten und oft gemeinsten Pamphlete dienen mußte. Man muß die sinnlosen Witze, bei denen die Rachsucht die Stelle des Geistes vertritt, gelesen haben, um es für möglich zu halten, daß der oft so geistreiche Voltaire bisweilen so gar platt werden kann [1].

Aber P. Berthier ließ sich durch derlei Ausfälle Voltaire's oder Diderot's keineswegs beirren und fuhr fort, in seiner Zeitschrift die Wahrheit mit einer Sicherheit der Kritik und Gewähltheit der Form zu vertheidigen, daß selbst Jansenisten wie Goujet u. A. ihm ihren Beifall nicht versagen konnten. Übrigens stand P. Berthier nicht allein und viele seiner Mitbrüder, sei es in der Zeitschrift, sei es in eigenen Werken, traten kühn und entschieden gegen die Irrthümer des Philosophen auf. Wir erwähnen hier nur drei, weil ihre Namen sich wohl zu hundert- und aberhundert-

[1] Wir verweisen hier nur auf die beiden Pamphlete: „Relation de la maladie, de la confession, de la mort et de l'apparition du Jésuite Berthier.“

malen in den verschiedensten Werken Voltaire's finden: Patouillet — Nonnotte — Garasse! Man kann nicht läugnen, daß diese drei Namen eine wahre Witzgrube für Voltaire bilden, der ja so gerne auf komische Eigennamen Jagd machte [1] und mit dem Stolz eines Entdeckers ausrief: Frères Patouillet — Nonnotte — Garasse oder Frères Garasse — Nonnotte — Patouillet u. s. w. Aber mit dem komischen Namen war der witzige Patriarch nicht zufrieden, er gab sich auch daran, Erkundigungen über die Familien der armen Ordensleute einzuziehen und diese dann mit einer solchen Redlichkeit zu benützen, daß er z. B. den aus bester Familie stammenden Nonnotte als Sohn eines armen Holzspalters oder Seifensieders darstellte u. s. w. Der Priester antwortete ruhig: „Ob Franz Maria Arouet Edelmann ist, wie er es glauben machen will, und Nonnotte ein armer Kerl, das ist doch für das Publicum und die in Frage stehende Sache von recht wenig Belang.“ Ein andermal gab sich Nonnotte die Genugthuung und stellte seiner Erwiederung den Katalog von Schimpfreden vorauf, mit denen ihn Voltaire in irgend einer Schrift bedacht hatte: „Libelliste, fripon, ignorant, impudent, insolent, misérable, calomniateur, fanatique, le plus vil des hommes, falsificateur, oison, excrément de collége“ u. s. w. u. s. w. Das waren Voltaire's Argumente auf „die tausend sachlichen Bemerkungen“ Nonnotte's [2].

Mit den Pamphleten allein war jedoch der Philosophie keineswegs hinreichend gedient, und da man auf die bündigen und gerechten Ausstellungen, Widerlegungen und Warnungen der glaubenseifrigen Jesuiten mit Schmähartikeln auf die Dauer nicht antworten konnte, da man besonders ihren großen Einfluß bei Hofe, d. h. bei der Königin und dem

---

[1] So schrieb er an Thieriot (7. Juli 1760): „Sie sollten mir eine Liste meiner Feinde und ihrer lächerlichen Eigenschaften einsenden. Das wird freilich etwas lang, aber man muß arbeiten und es sich etwas kosten lassen für das Vaterland; ich wünschte gern Alles, sogar die Taufnamen wenn möglich: die Heiligennamen machen immer einen guten Effekt in Versen.“ Hatte der Name an sich nichts Lächerliches, so travestirte ihn Voltaire und war stolz wie auf eine vollendete Tragödie, wenn er statt: Palissot — Polissot, statt Sabatier — Sabotier, Jean Fréron statt Elie Fréron u. s. w. geschrieben hatte. Je schmutziger bei solchen Änderungen die Anspielung ward, um so mehr gefiel sie dem Dichter.

[2] Vgl. in Facéties et Mélanges littéraires die verschiedenen Pamphlete, besonders 21 und 22 der Honnêtetés littéraires; Socrate u. s. w. Das „tausend“ ist in der obigen Stelle keineswegs eine rednerische Wendung, sondern buchstäbliche Wahrheit. Der gelehrte Ordensmann hatte sich wirklich die Mühe genommen, in einem geschichtlichen Werk Voltaire's 1000 Schnitzer aufzudecken.

Dauphin, dadurch nicht zu untergraben vermochte, so blieb kein anderes Mittel übrig, als sich des lästigen Feindes durch dessen Vernichtung zu erwehren. Die Unterdrückung der Gesellschaft wurde zum Kriegsgeschrei der Philosophie.

„Was Pascal, Nicole und Arnaud (— die furchtbarsten Gegner der Jesuiten —) nicht zu Stande gebracht haben, damit werden, so scheint mir, drei oder vier unbekannte Fanatiker fertig," schrieb Voltaire schon 1752 an Dalembert.

Seltsam genug, der erste Versuch zu einer legalen Unterdrückung des Ordens stammt bereits aus dem folgenden Jahre 1753, als das Pariser Parlament, halb aus Jansenisten, halb aus Philosophen zusammengesetzt, wegen seiner Hartnäckigkeit vom König exilirt wurde. Man begann damit, beim Tode des P. Pérusseau, Beichtvaters des Königs, diese Stelle den Jesuiten ein- für allemal zu entziehen, allein der Bischof von Mirepoix trat den Feinden des Ordens mit der ganzen Macht seines Amtes und Ansehens entgegen, und nahm ihnen allen Muth, zu seinen Lebzeiten einen neuen, ähnlichen Versuch zu wagen. Der Brief Boyer's an den P. General ist bezeichnend für die damalige Lage: „Ich habe," schreibt der ehrwürdige Prälat, „kein großes Verdienst bei dem, was ich für die Gesellschaft gethan. Es handelte sich darum, entweder die Religion, die leider schon allzusehr in diesen schlimmen Zeiten erschüttert ist, gänzlich aufzugeben, oder aber einen Jesuiten auf den fraglichen Posten zu befördern. . . . Wären einmal die Jesuiten von diesem Posten ausgeschlossen, so würden die Jansenisten triumphiren, und mit dem Jansenismus eine Schaar von Ungläubigen, die leider heutzutage schon allzugroß ist." [1]

Neben Boyer waren es die beiden Minister d'Argenson und Machault gewesen, welche sich im Nothfalle einer Verfolgung des Ordens widersetzt hätten, und so galt es, eine bessere Zeit für die Ausführung der Pläne des Parlamentes und der Philosophen abzuwarten. Diese Zeit kam mit dem Jahr 1757, welches zu gleicher Zeit den Bischof von Mirepoix sterben und die beiden Minister stürzen sah. Sofort suchte man denn auch nach einem irgendwie haltbaren Grund, um die Feindseligkeiten zu beginnen, und glaubte bereits einen solchen in dem schändlichen Attentat auf den König durch Damien gefunden zu haben. Allein die Freude über diesen Fund war verfrüht; Voltaire sah ruhiger als

[1] Vergl. Crétineau-Joly, Geschichte der Gesellschaft Jesu. V. S. 184.

seine Pariser Freunde, welche ihm Vorwürfe darüber machten, daß er nicht eifriger in das Horn „Damien" blase. Er antwortet: „Meine Brüder, ihr müßt gemerkt haben, daß ich die Jesuiten keineswegs schone; aber ich würde die Nachwelt zu ihren Gunsten aufreizen, wenn ich sie eines Verbrechens anklagte, von dem ganz Europa und Damien sie freigesprochen; ich würde nur ein gemeines Echo der Jansenisten sein, wenn ich anders redete." Des Attentäters Geständnisse fielen denn auch wirklich zu Ungunsten der Parlamente und Jansenisten aus, allein das war noch immer kein Grund, die Jesuiten, „diese Lehrer des Königsmordes", zu schonen.

Bevor man einen entscheidenden Schritt zu thun wagte, galt es bei der herrschenden Preßfreiheit, durch eine Fluth verleumderischer Libelle diejenigen verhaßt zu machen, welche man verderben wollte. Jansenisten und Philosophen schienen einen Augenblick ihren alten Haß zu vergessen und gemeinsame Sache zu machen. Während die fanatischen Jansenisten sogar die Opferstöcke ihrer Heiligen plünderten und persönliche Geldbeiträge lieferten, um nur mehr Federn zu besolden, blieb weder Dalembert, noch Diderot, noch Voltaire unthätig. Letzterer schrieb unter Anderem eines seiner perfidesten Pamphlete unter dem Titel: „Gleiche Wage" (balance égale), in welchem er sich den heuchlerischen Anschein des unparteiischen Richters gibt, in Wirklichkeit aber gerade in die Schale des Lobes die schwerwiegendsten ironischen Angriffe wirft. Unterdessen bereitete die Marquise Pompadour auf andere Weise den Weg zur Vernichtung der ihr verhaßten Gesellschaft, und die philosophischen Minister standen ihr hilfreich zur Seite.

Da erscheint plötzlich in einem halbvergessenen Winkel Europa's der ersehnte Hoffnungsstrahl für die lange Harrenden. Kaum dringt die Kunde von dem Attentat der in ihrer Ehre gekränkten Edelleute gegen Joseph I. von Portugal nach Frankreich, so ist Voltaire einer der ersten, der die Gelegenheit aufgreift, um die Jesuiten für das Verbrechen verantwortlich zu machen. An dem König, „diesem Dings (ce chose) von Portugal", liegt ihm nichts, aber die Jesuiten am Tajo sollen ihm dafür büßen, daß die Jesuiten an der Seine es wagen, seine Schriften zu bekämpfen. Nichts wäre interessanter, wenn es nicht so traurig wäre, als in der Correspondenz Voltaire's aus jenen Tagen die Neugierde zu verfolgen, die er wegen der portugiesischen Ereignisse zur Schau trägt.

„Keine Nachrichten aus Portugal heute. Kein Jesuit gehenkt! O langsame Gerechtigkeit!" (26. März 1759.) „Die Nachrichten sind da. Man

hat den R. P. Poignardini (Malagrida) verbrannt; drei andere Jesuiten sind ebenfalls verbrannt!" Aber Vorsicht — „Unglücklicherweise stammen diese Nachrichten nur aus jansenistischen Quellen" (29. Juni 1759). Welcher Trost für das edle Herz einige Monate später, als man ihm aus sicherer Quelle meldet: „Der Dings von Portugal habe alle Jesuiten dem Abbé Rezzonico (Clemens XIII.) zugeschickt und nur 28 für einheimische Galgen zurückbehalten." Aber ach, „diese guten Nachrichten bestätigten sich nicht" (24. Oct. 1759). Und sie bestätigten sich doch: „Lies die Zeitungen. Man sieht ganze Schiffe mit Jesuiten beladen, und man ermüdet nicht, sich zu wundern, daß sie bloß aus einem Reiche vertrieben sind." Mit der Zeit und Voltaire's Hilfe soll auch das Fehlende noch geschehen, unterdessen muß man sehen, was „mit all' den Thieren (den vertriebenen Ordensleuten) anzufangen sei. Man könnte sie auf den Heerwegen arbeiten lassen mit einem Eisenhalsband geschmückt, und die Aufsicht über sie müßte irgend einem braven, ehrlichen Deisten anvertraut werden" (26. April 1760). Bis dahin aber wird es sich darum handeln, „jene Störer der öffentlichen Ruhe in den Augen aller ehrlichen Leute lächerlich zu machen; denn sind erst alle Mönche abgeschafft, so verfällt der Irrthum (die Kirche) von selbst der allgemeinen Verachtung".

Mit einer unsittlichen Satire auf den unschuldig verbrannten Malagrida [1] verließ Voltaire die portugiesischen Jesuiten, um sich wieder mit den französischen zu beschäftigen, und begann auf eigene Faust eine Austreibung derselben aus dem Ländchen Gex, wo sie in Ornex, nahe bei Ferney, eine kleine Residenz besaßen. Nach dem Urtheil Voltaire's selbst [2] hatte der Obere rechtmäßig ein Grundstück gekauft, das jedoch die Erben des Verkäufers als ein unrechtmäßig veräußertes Familiengut zurückforderten. Voltaire stand sofort auf ihrer Seite und machte den Handel zu seiner eigenen Angelegenheit. „Schnell, schnell!" schreibt er seinem Verwalter Tronchin, „schnell 18,000 Frcs. in Gold in Gex hinterlegt. Sie werden freilich noch lange keine Zinsen bringen — zugestanden; man wird einige Arbeiten in Ferney einstellen müssen — auch gut, aber es ist so angenehm, Jesuiten zu jagen, zu schinden, ihre Börse zu erleichtern, das Maß ihrer Schande voll zu machen — daß man einem solchen frommen Werk Alles opfern muß." [3] Voltaire machte auch dießmal „viel Lärmen um Nichts", die Jesuiten hielten keineswegs unsinnig an ihrem Recht; sie nahmen den Kaufpreis zurück und überließen den Klägern gern das Grundstück. So wurde Voltaire seines „schönsten

[1] An Richelieu, 27. Nov. 1761.
[2] An Helvetius, 2. Jan. 1761.
[3] An Tronchin, 1. Dec. 1760.

und nöthigsten Vergnügens" beraubt, denn mitten im Prozesse noch schrieb er an seine Nichte: „Ich amüsire mich augenblicklich damit, die Jesuiten aus einem von ihnen usurpirten Gut zu verjagen und sie sowohl als einen ihnen befreundeten Pfaffen auf die Galeeren zu bringen. Diese kleinen Vergnügen sind nöthig, wenn man auf dem Lande lebt, denn man muß nie müßig sein." [1]

Unterdessen hatte man in Paris einen Scheingrund gefunden, gegen die französischen Jesuiten vorzugehen. Die Geschichte Lavalette-Lioncy ist zu bekannt, als daß sie hier wieder erzählt werden müßte [2]. Die Philosophen, Voltaire und Dalembert an der Spitze, schürten im Geheimen das Feuer der Leidenschaften. Aus Preußen kam der Kriegsgesang des „Pihihu" [3], worin Friedrich II. ebenfalls zum Kampf auffordert gegen „den Orden Ignatius', der in seinem Schooße Mord und Verderben schwört". Dalembert schrieb seine „Destruction des Jésuites", auf Verlangen (par ordre) desselben Friedrich, und empfing dafür wiederholt Dankesbriefe, „die noch besser waren, als das Buch" [4].

Voltaire ließ ebenfalls keine Gelegenheit vorübergehen, gegen die Jesuiten zu hetzen und selbst und durch andere Brüder Verleumdungen und Gehässigkeiten gegen den Orden zu verbreiten. Er beglückwünschte La Chalotais wegen seiner Anklageschrift, „dem einzigen philosophischen Werk, das jemals unter einer Advokatenmütze ersonnen sei" und das den Erfolg habe, „Frankreich von den Jesuiten zu säubern". Es war „eine schöne Epoche", als der Schlag gegen den Orden wirklich geschah, und Voltaire verlangte sein Theil an der Ehre, „denn er habe zuerst die Jesuiten in Frankreich angegriffen". Die ganze Sekte mußte Beifall klatschen, ja die Jesuiten, meinte er, müßten ihm noch Dank wissen, daß er ihnen die Freiheit wiedergegeben, und er bedrohte sie mit Demüthigungen, falls sie so närrisch sein sollten, sich zu beklagen. „Es ist nicht genug, verjagt zu sein," pflegte er zu sagen, „man muß auch bescheiden sein." Der gute, milde Mann! Er lud ja sogar die Verbannten ein, „auf seine Landgüter zu kommen und dort als Ochsentreiber mit gutem Gehalt — wo nicht mit noch besserem Gehalt als Ochsen zu dienen!" [5]

---

[1] An Frau de Fontaine, 27. Febr. 1761.
[2] Vergl. Crétineau-Joly, Buch V.
[3] Vergl. Ges. Werke Friedrich' II.
[4] Dalembert an Friedrich II., 17. Sept. 1764.
[5] Es ist bekannt, wie der Philosophenfürst einen der Exjesuiten, den er früher

Die Vertreibung der Jesuiten war jedoch von jeher nur ein Mittel zum Zweck gewesen; „sind erst die Jesuiten vertrieben, so haben wir mit der Infamen gutes und leichtes Spiel". Darum galt es, — in Erwartung der völligen Vernichtung des Ordens, — aus der theilweisen Unterdrückung desselben die besten Folgerungen zu ziehen. Das that Voltaire in seinem Flugblatt: „Lettre de Charles Gouju à ses frères"[1]. „Ich bitte," heißt es im Eingang dieses Briefes, „nicht bloß meine theuern Mitbürger, sondern auch alle lieben Brüder in Deutschland, England, und selbst in Italien, zu ihrer Erbauung mit mir wohl zu bedenken, was jetzt mit den hochw. Vätern der Gesellschaft Jesu vorgeht." Dann folgen verschiedene Anklagen gegen die Jesuiten, z. B. der Bankerott des P. Lavalette, die „Verschwörung" der portugiesischen Jesuiten, die „Betrügereien" des P. Letellier u. s. w., woraus der Schluß gezogen wird, daß diese Jesuiten, „die doch zwei Jahre Theologie studirt hätten", mit nichten das glaubten, was sie Anderen zu glauben vorstellten, daß es also überhaupt mit der christlichen Religion reine Betrügerei sei. Ähnliche, fast wörtlich gleichlautende Tiraden finden sich in anderen Werken aus jener Zeit[2]; andere Flugschriften, wie „Le petit avis à un Jésuite", „Extrait de la Gazette de Londres" u. s. w., übergehen wir, und möchten nur im Vorübergehen auf den „Avis à tous les Orientaux" aufmerksam machen, der, wie die Herausgeber mit Recht bemerken, als eine Art Manifest gegen die Gesellschaft angesehen werden muß[3].

Voltaire war um so kühner in seinem Auftreten, als er sich des Beifalls und der ausdrücklichen Aufmunterung seines königlichen Freundes Friedrich bewußt war.

---

im Elsaß hatte kennen lernen, nach Ferney berief. P. Adam war nach Voltaire's Ausdruck keineswegs „der erste Mann der Welt", und seine ganze Stellung in Ferney läßt vermuthen, daß er von einer an's Unglaubliche streifenden Naivität gewesen sein muß. Zugleich Hofkaplan und Gesellschafter seines Herrn, las er diesem die heilige Messe und spielte Schach mit ihm (An Damilaville, 27. Nov. 1765). Fremde, welche den Schachpartien des Philosophen und Exjesuiten zugesehen haben, behaupteten, P. Adam sei so schlau gewesen, Voltaire stets gewinnen zu lassen, sobald dieser bösen Humors war. Andere Ordensmänner konnte Voltaire nie bewegen, in Ferney einen Zufluchtsort zu suchen, so sehr es ihm auch darum zu thun gewesen wäre, sie wußten zu gut, was sie sich und ihrem Stande schuldeten, und wollten nicht die unfreiwilligen Handlanger des Unglaubens werden.

[1] Facéties et Mélanges littér.

[2] Vergl. Traité de la tolérance p. 478.

[3] Vergl. Facéties et Mélanges littér.

„Die Waffen," schrieb ihm dieser, „können die Infame nicht zerstören; sie muß zu Grunde gehen durch den Arm der Wahrheit und die Verlockungen des Eigennutzes. Soll ich Ihnen diese Idee entwickeln, so hören Sie, was ich damit meine. Ich sowohl wie Andere haben schon oft bemerkt, daß dort, wo es am meisten Klöster und Mönche gibt, das Volk auch dem Aberglauben am blindesten anhängt. Wenn man es nun dahin bringt, daß diese Asyle des Fanatismus zerstört werden, so wird ohne Zweifel auch das Volk in kurzer Frist gleichgiltig und lau in jenen Dingen werden, die es jetzt verehrt. Es kömmt also darauf an, daß man die Klöster zerstörte, oder wenigstens nach und nach ihre Anzahl verminderte. Dieser Augenblick ist da, denn Frankreich und Österreich sind in Schulden, sie haben schon alle Hilfsquellen der Industrie vergebens erschöpft, um ihre Schulden zu bezahlen. Die Lockspeise, welche reiche Abteien und gut fundirte Klöster darbieten, ist verführerisch. Wenn man ihnen (den Regierungen) überdieß vorstellt, wie sehr beim Cölibat ihre Bevölkerung leidet, ferner den großen Mißbrauch einer solchen Menge von C . . . . .[1], von denen ihre Provinzen wimmeln, und zugleich wie leicht sie ihre Schulden zum Theil bezahlen könnten, wenn sie die Schätze dieser Communitäten, die keine Erben haben, dazu verwendeten, so würden sie sich, glaube ich, leicht dahin bringen lassen, diese Reform anzufangen. Hätten sie erst die Säcularisation einiger Pfründen genossen, so würde ihre Habsucht wahrscheinlich auch den Rest nach und nach verschlingen. Jede Regierung, welche sich zu dieser Operation entschließt, wird die Philosophen lieben, und allen den Büchern anhangen, die den mannigfachen Volksaberglauben und den falschen Religionseifer der Heuchler angreifen. Sehen Sie da ein kleines Project, das ich der Prüfung des Patriarchen von Ferney unterwerfe. Er als der Vater der Gläubigen muß es berichtigen und ausführen. Vielleicht fragt mich der Patriarch, was man mit den Bischöfen anfangen soll? Ich antworte: die anzurühren ist noch nicht Zeit, man muß für's erste jene vernichten, die des Volkes Herz mit Fanatismus entflammen. Sobald das Volk erst abgekühlt ist, werden die Bischöfe schon zahm werden wie kleine Buben, so daß in der Folge die Monarchen mit ihnen nach Belieben umspringen können. Die Macht des Klerus beruht nur auf Meinungen und auf der Leichtgläubigkeit der Menge — man kläre diese auf, und der Zauber ist gelöst."[2]

Voltaire fühlte sich höchst geschmeichelt dadurch, daß Friedrich ihm den gewaltigen Schlachtplan so demüthig unterbreitete. Er fand das Project, „den christlichen Aberglauben in den Mönchen anzugreifen, eines großen Feldherrn würdig, denn, sind erst die Mönche verschwunden, so fällt das Übrige dem allgemeinen Gelächter anheim". „Als denkendes Wesen und Franzose ist er daher auch entzückt, daß Luc wieder auf sein

[1] Unübersetzbares Wort.

[2] Friedrich an Voltaire, 24. März 1767.

Thier gestiegen, daß ein sehr bigottes Haus (Österreich) Deutschland nicht verschlungen, und daß die Jesuiten nicht in Berlin Beicht hören. Leider herrscht an der Donau noch stark der Aberglaube." [1]

Da kam die Kunde von der Vertreibung der Jesuiten aus Spanien:

„Es leben die Philosophen!" jubelte da Friedrich, „die Jesuiten sind aus Spanien vertrieben. Der Thron des Aberglaubens ist stark angehauen — im folgenden Jahrhundert wird er stürzen." [2] An Voltaire hatte der König dieselbe Botschaft schon gemeldet. „O welch unglückliches Jahrhundert für den römischen Hof. Man greift ihn offen in Polen an; seine Leibgarde hat man aus Frankreich, Portugal und Spanien vertrieben. Die Philosophen untergraben offen die Grundpfeiler des apostolischen Thrones; man persiflirt das Zauberbuch des Magus (die heilige Schrift); man bespritzt den Urheber der Secte mit Koth; man predigt die Toleranz. Alles ist verloren. Die Kirche hat einen furchtbaren Schlaganfall erlitten, und Sie werden noch den Trost haben, sie zu begraben und ihre Grabschrift zu schreiben." [3]

Nach solchen Stellen mag man Dalembert nicht ganz Unrecht geben, wenn er Voltaire beglückwünscht, daß „dessen erlauchter Schüler (Friedrich) den Umsturz begonnen, die Königin von Schweden [4] ihn fortgeführt und Katharina beide nachgeahmt, ja sie vielleicht noch übertreffen würde". Allein so rasch ging es doch nicht mit der gänzlichen Zerstörung der Kirche, und man begreift wohl, warum die Philosophen 1768 noch klagen, „daß das Ungethüm noch immer nicht von tausend unsichtbaren Händen durchbohrt und von tausend Schlägen bezwungen zu Boden stürze". Mit dem Tode Clemens' XIII. endlich sollte ein Herzenswunsch der Secte in Erfüllung gehen und die „troupe de Jésus" auf dem ganzen Erdkreise vernichtet werden. Was die Philosophen und Voltaire an der Spitze zu dieser Vernichtung unmittelbar beigetragen, ist schwer zu ermitteln, „denn es wäre gefährlich gewesen," schreibt Dalembert, „die geheimen Triebfedern zu zeigen, welche den Sturz der gefährlichen Gesellschaft beschleunigt haben." Voltaire glaubte wenigstens vor seinen Freunden die Freude seines Herzens nicht verbergen zu sollen. „Ich weiß nicht," schreibt er an Dalembert, „was noch kommen wird, aber genießen wir unterdessen das Vergnügen, den Untergang der Jesuiten gesehen zu haben" u. s. w. u. s. w. Et ego in interitu vestro ridebo vos et subsannabo.

---

[1] An Friedrich, 5. April 1767.

[2] An Dalembert, Mai 1767.

[3] An Voltaire, 10. Febr. 1767.

[4] Friedrichs Schwester, der Voltaire einst galante Verse zu machen wagte.

Doch auch den Philosophen „kam der Hunger über dem Essen". Kaum waren die Jesuiten vernichtet, so sollten möglichst rasch die andern Orden und der Papst, „ihr André Ganganelli, der alte Seiltänzer", wie Voltaire ihn zum Dank nennt, nachfolgen. „Was nützt es, von den Füchsen befreit zu sein, wenn wir den Wölfen anheimfallen! Wozu sollten wir die Jesuiten verbannt haben, wenn man nun nicht auch alle andern Mönche ausrottet, die um nichts besser sind als jene Hundsf..... von Lojola, die ebenso für den Staat verloren sind und die Erde verschlingen, welche sie belasten." — Um seinerseits zu diesem frommen Zweck beizutragen, fuhr er fort, in den zahlreichen Flugblättern jener Zeit die Lauge seines Witzes und die Fluth der gröbsten Verleumdungen über das Ordensleben zu ergießen. Um hier nur Eines zu erwähnen, erinnern wir an jenes Pamphlet, dessen bloßer Titel schon eine Schmach ist: „Canonisation de Saint Cucufin." [1]

So groß daher seine Freude bei der Kunde von der Austreibung der Kapuziner aus Rußland gewesen war, so bitter war auch die doppelte Enttäuschung, als er erfuhr, wie sowohl Friedrich II. als Katharina II. den überall verfolgten, unterdrückten und geächteten Jesuiten ein Obdach gewährten, „um den kostbaren Samen nicht zu verlieren". Friedrich sah sich genöthigt, in zwei Briefen Entschuldigungen für seine Handlungsweise beizubringen, und wurde dennoch in der „Tactique" als der „letzte der Menschen" behandelt [2]. Katharina verlangte Aufschub vom Haupt

---

[1] Facéties et Mélanges littér. Vergl. auch mehrere Artikel im Dictionnaire philosoph.: Quête, Voeux, u. s. w.

[2] 24. Oct., 8. Nov., 10. Dec. f. 1773. Der Wahrheit sowohl wie dem Andenken Friedrichs II. schulden wir es, daß wir hier auch einige Fragmente mittheilen, die der König nach der Aufhebung des Ordens zu dessen Gunsten schrieb. Als Dalembert ihm die Vermuthung beibringen wollte, die Jesuiten hätten den Papst (Clemens XIV.) vergiftet, und es könne anderen Feinden des Ordens und anderen Königen Ähnliches widerfahren, antwortet Friedrich (15. Nov. 1774): „Ich bitte Sie, den Verleumdungen gegen unsere guten Patres nicht leichtfertig Glauben beizumessen. Nichts ist falscher als das Gerücht von der Vergiftung des Papstes . . . Dieser hat sich oft die Schwäche vorgeworfen, die er hatte, als er einen Orden wie den der Jesuiten der Laune seiner rebellischen Kinder opferte." So vertheidigt Friedrich II. schon im Voraus die Jesuiten gegen eine grund- und schamlose Anklage, welche die „Geschichte" nicht müde wird, nach der infamen Insinuation des Cardinal de Bernis gegen die geopferten Ordensleute zu erheben. Schon 1770 hatte Friedrich an Voltaire geschrieben: „Der gute Minderbruder im Vatikan (Clemens XIV.) läßt mir meine theueren Jesuiten, welche man überall verfolgt. Ich werde diesen kostbaren Samen bewahren, um einstens allen denen davon bieten zu können, die eine so seltene Pflanze bei sich einführen wollen." Drei Jahre später that er dieß

der Philosophen, und dieser Aufschub wurde nur unter der Bedingung gewährt, daß sie ihr Möglichstes thue, um „diese Spitzbuben von Jesuiten" anderwärts zu vertreiben. Nachdem diese armen Ordensleute nämlich zum größten Jubel Voltaire's aus China verbannt waren, blieben einige derselben noch in Peking und wurden als Mathematiker des Kaisers geduldet. Als jedoch einer derselben, P. Ko (?)[1], sich „erfrechte", in Paris ein antiphilosophisches Werk zu veröffentlichen, mußte auch über die letzten Reste der Gesellschaft in China der Stab gebrochen werden. Es schien dem alten Patriarchen „gar zu amusant, diese Strolche zu verhindern, recht viel Böses in China zu thun", und da er selbst bei „dem

---

wirklich — wenn auch hauptsächlich aus politischen Gründen. Er glaubte nämlich, es gäbe kein besseres Mittel, um das Haus Brandenburg in dem neu erworbenen Schlesien populär zu machen, als wenn er dieser katholischen Provinz die Jesuiten ließ, welche bei der Bevölkerung als Prediger, Beichtväter und Erzieher äußerst beliebt waren. Das setzte freilich, wie Dalembert schreibt, „die Philosophie einen Augenblick in Alarm" und sie versucht ihre Anschwärzungskunst nun in Berlin, wie sie es eben in Rom gethan. Allein Friedrich hatte keine Furcht vor seinen Pensionären: „Sie können," antwortet er 7. Jan. 1774, „ohne Furcht für meine Person sein. Ich habe nichts von den Jesuiten zu befürchten. Der Minderbruder Ganganelli hat ihnen die Krallen geschnitten und die Hauzähne ausgebrochen; sie sind also in einem Zustand, daß sie weder kratzen noch beißen können. Wohl aber können sie die Jugend unterrichten, wozu sie besser als die ganze Masse geeignet sind." Friedrich will, wie er in anderen Briefen an Dalembert sagt, daß seine Preußen eine gute, liberale Erziehung erhalten, er sei König und müsse deßhalb an die Zukunft seines Landes denken, die er durchaus nicht dem „Egoismus eines kindischen Hasses" opfern wolle. Die Franzosen kamen aber immer wieder darauf zurück, Friedrich schulde es der Philosophie, die Jesuiten zu vertreiben. Solchen Drängens müde, schreibt der König: „Kann denn so viel Galle sich in das Herz eines Weisen schleichen? würden die armen Jesuiten sagen, wenn sie sähen, wie Sie (Dalembert) von ihnen reden. Ich habe sie nicht beschützt, so lange sie mächtig waren; in ihrem jetzigen Elend sehe ich in ihnen nur Gelehrte, welche man beim Jugendunterricht nur höchst schwer ersetzen könnte. Dieser wichtige Grund macht sie mir geradezu nothwendig . . . Darum auch wird nicht der erste Beste von mir einen Jesuiten beziehen, denn ich bin durchaus interessirt, deren soviel als möglich für mich zu behalten" (15. Mai 1774). Dem selbst noch im Tode hassenden Voltaire aber gab Friedrich in Bezug auf die Jesuiten eine derbe Lehre der Dankbarkeit: „Gedenken Sie des P. Tournemine, der Sie mit der Milch der Musen genährt hat, und söhnen Sie sich doch endlich mit einem Orden aus, der im vergangenen Jahrhundert dem französischen Vaterlande so viele Männer vom höchsten Verdienst geschenkt hat!" (18. Nov. 1777.) So täuschte sich Friedrich nie über die Unschuld und die wahren Verdienste eines Ordens, den er einzig als Bollwerk des Katholicismus verfolgte, wenn die Politik dieß erheischte, den er aber für sich nützlich zu verwenden wußte, sobald dieser Nutzen ihm klar wurde.

[1] Ein Ordensmann solchen Namens ist als Schriftsteller nicht bekannt.

Poeten Kien-Long" keinen Einfluß hatte, so benutzte er das Petersburger Cabinet, um einen heilsamen Druck auf den Sohn des Himmels, behufs Austreibung der „Mathematiker", auszuüben [1].

So verfolgte Voltaire bis zu seinem Tode und bis in die entferntesten Länder mit dem ganzen Aufwande seines Ansehens eine Gesellschaft, die er in früheren Jahren gegen jeden Angriff vertheidigt, mit den höchsten Lobsprüchen gefeiert und ewig zu lieben geschworen hatte. Mit Recht sagt daher Dalembert in seiner Brandschrift, daß die Philosophen und besonders Voltaire mit dem besten Erfolg an der Unterdrückung des Ordens der Jesuiten gearbeitet haben [2]. Auch Jean-Jacques Rousseau versichert, daß die grausamen Verfolgungen, die er von den Voltaire'schen Philosophen erlitten, zum großen Theil daher kamen, weil er seine Feder nicht wider die Jesuiten habe gebrauchen wollen [3].

Auch das war „philosophische Toleranz".

---

[1] An Diderot und Dalembert, 8. Dec. 1776.

[2] Vergl. Sur la destruction des Jésuites en France.

[3] Oeuvres de J. J. Rousseau IX. p. 10. Brief an Christ. de Beaumont.

27. Die Sacrilegien.

(1768—1769.)

Wir erzählten bereits die sacrilegische Communion Voltaire's im Jahre 1753; nach einem Brief vom 22. December 1759 zu schließen, wiederholte sich dasselbe Verbrechen noch einigemale im Laufe der Zeit. 1761, den 16. Februar, schrieb er: „Wenn ich 100,000 Mann zur Verfügung hätte, so wüßte ich wohl, was ich thun würde, allein da ich sie nicht habe, so werde ich um Ostern communiciren, ob sie mich darum auch Heuchler schimpfen mögen. Ja, bei Gott, ich werde mit Madame Denis und mit Fräulein Corneille die Communion empfangen, und wenn sie mich erzürnen, so werde ich das Tantum ergo in gekreuzte Reime bringen." Die Stichelreden der Freunde blieben freilich nicht aus, allein Voltaire läßt sich nicht beirren: „Wissen sollen Sie, daß Ihre guten Witze mir keineswegs die Andacht rauben werden, und daß es gar kein anderes Mittel gibt, als sich strackswegs für einen besseren Christen auszugeben, als alle jene sind, die uns des Unglaubens anklagen." [1]

Keines der Sacrilegien Voltaire's ist indessen berüchtigter und folgenschwerer geworden, als jenes von 1768. Schon zu Anfang dieses Jahres kannte die Welt sich nicht mehr aus in Ferney. Ganz plötzlich verließen Madame Denis, der bekannte Literat Laharpe mit seiner Frau und alle anderen Parasiten das Schloß des Patriarchen und siedelten nach Paris über. Eine schmutzige Liebesintrigue lief bei diesen übereilten Abreisen ganz gewiß mit unter, hätte aber allein nicht ausgereicht, die Trennung Voltaire's von seiner Nichte zu erklären. Ganz Paris staunte und sprach die verschiedensten Vermuthungen aus, zumal da man erfuhr, daß der Patriarch ganz einsiedlerisch mit der nothwendigsten Dienerschaft in dem einsamen Schloß hause. Unliebsame Gerüchte wurden in Umlauf gesetzt und Voltaire schließlich gezwungen, eine Erklärung über so viele unerklärliche Geheimnisse abzugeben.

[1] An Dalembert, 27. Febr. 1761.

Er schrieb also nach allen Seiten, Mad. Denis sei krank, eine zwanzigjährige Abwesenheit von Paris habe zudem seine Vermögensverhältnisse in Unordnung gebracht — er selbst bedürfe der strengsten Ruhe. Bei seinen 74 Jahren sei er es müde, der Gastwirth von ganz Europa zu sein, und wünsche in Frieden zu sterben. Nun sei aber eine strenge Zurückgezogenheit weder nach dem Geschmack der Nichte, noch nach dem der jungen Corneille [1]. Mad. Denis habe seine Einsamkeit so lange getheilt, als sie dafür durch Feste und Unterhaltungen entschädigt worden, allein das gehe fürder nicht mehr an; er sei durchaus nicht im Stande, die Ausgaben eines Reichsfürsten oder eines Generalpächters auf die Dauer zu tragen. Er habe 3—400 Engländer aufgenommen, während mehr als eines Monates französische Colonels mit all' ihren Offizieren beherbergt, ohne dafür auch nur ein Wort des Dankes zu empfangen; er habe ein Schloß und eine Kirche gebaut, 500,000 Franken für öffentliche Zwecke verwendet; seine erlauchten Schuldiger aber vergäßen ihn zu bezahlen und vertrösteten ihn mit der Philosophie; er sei ganz beschämt über sein schönes Schloß, und suche nur eine Gelegenheit, es zu verkaufen und sich dann in eine, seinem Alter und Stande angemessene Einsamkeit zurückzuziehen. Da er aber beim Tode keine ungeregelten Vermögensverhältnisse hinterlassen wolle, so habe er seiner Nichte den Auftrag gegeben, die französischen Schuldner zum Zahlen zu bringen, während er selbst die deutschen, vorab den Herzog von Württemberg, bearbeiten wolle.

All' diese Klagen und Gründe beschwichtigten keineswegs die allgemeine Neugierde über den Wechsel der Dinge in Ferney. An einen Bankerott Voltaire's glaubte man nicht und erhielt auf verschiedene Anfragen über diesen Punkt vom Notar Delaleu die Antwort, daß an einen Ruin des Großindustriellen gar nicht zu denken sei, da er 80,000 Livres als Leibrente, 40,000 an Immobilien und 600,000 baar besitze. Nein, Geldnoth hatte nicht an erster Stelle die Wendung zur Ökonomie herbeigeführt, die einer Bekehrung um so ähnlicher sah, als man erfahren haben wollte, Voltaire habe die Garderobe seines Theaters dem Pfarrer geschenkt, damit Alben und Kaseln daraus gemacht würden! Man erfuhr ferner, „der alte Teufel" lasse sich bei Tisch Bourdalone und Massillon vorlesen, besonders wenn zufällig ein geistlicher Gast zugegen sei. Am 1. April schrieb Voltaire selbst an den Herzog von Choiseul: „Karthäuser bin ich freilich noch nicht geworden, da ich gar zu redselig bin; aber meine Ostern halte ich regelmäßig und lege zu Füßen meines Crucifixes all' die Freron'schen Verleumdungen und Pompignan'schen Verfolgungen nieder." An d'Argental, der ihn ebenfalls über seine Lebens-

[1] Ueber Marie Corneille vgl. unten Kap. 28.

weise zur Rede gestellt hatte, schreibt er: „Ich möchte zwei Jesuiten hier haben, und sollte man mich reizen, so werde ich zweimal des Tages von ihnen die Communion empfangen!“

Aus diesen intimen Briefen läßt sich in etwa des Räthsels Lösung herauslesen. Die ganze Komödie war nichts mehr und nichts weniger als eine der vielen infamen Intriguen Voltaire's, um sich einer drohenden Gefahr oder einer schon ausgebrochenen Verfolgung zu entziehen. Die zahlreichen glaubensfeindlichen Broschüren, die zwar nicht den Namen, aber das unverkennbare Siegel Voltaire's trugen, hatten die gläubigen Elemente Frankreichs, besonders den Klerus, gegen den gottlosen Spötter auf's Höchste aufgebracht; der Erzbischof von Paris hatte sich um Hilfe an die damals kranke Königin gewendet und diese, nach dem Empfang der Sterbsacramente, ihren Gemahl beschworen, mit der Bestrafung Voltaire's nicht zu zögern. Durch einen ihm befreundeten Höfling erhielt der bedrohte Philosoph noch zeitig genug Kunde davon, daß in Folge dieser Schritte des Klerus das Parlament von Burgund einen Haftbefehl gegen ihn erlassen, für den Fall, daß er sich auf französischem Boden antreffen ließe. Unter diesen Umständen galt es, den Hof, die Klerisei und das Parlament „eines Bessern“ zu belehren, und so verfiel Voltaire auf die herrliche Inscenirung einer Bekehrung. Madame Denis sollte im Stillen die Pariser bearbeiten und durch ihre Erzählungen „das Unglaubliche, was man aus Ferney erfahren würde, wahrscheinlich machen“ [1].

Das Unglaubliche geschah bald genug. Während der Charwoche wurde ein fremder Mönch nach Ferney eingeladen; diesem „beichtete“ Voltaire und schickte sich am Ostermorgen zu einem feierlichen Kirchgang an. Voraus wurde ein großes Weihbrod inmitten sechs schwerer Wachskerzen getragen; diesem für den Pfarrer und die Kirche bestimmten Geschenk folgte der Schloßherr zwischen zwei Jagdwärtern mit Hellebarden. Dann kamen die Leute Voltaire's, unter ihnen auch der Architekt mit dem Plan der Kirche in Form eines Exvoto. Den Zug beschlossen außer zwei anderen Jagdwärtern mit Gewehr und aufgepflanztem Bajonette mehrere Trommler und Musikanten. Die Haltung Voltaire's war außerordentlich erbaulich und reumüthig, besonders als ihn der Pfarrer und P. Adam an der Kirchenthür bewillkommneten. Die Messe begann; der Philosoph

[1] Vielleicht auch sah Voltaire ein, daß die Entfernung der vielen skandalösen Verhältnisse, welche durch die Denis, die Corneille und Laharpe und so viele anderen Frauen und Männer in Ferney an der Tagesordnung waren, eine erste Bedingung waren, um überhaupt zum Empfang der Sacramente zugelassen zu werden.

empfing die heilige Communion und erhob sich darauf gegen das Volk gewendet zu einer Predigt gegen den Diebstahl. Der Pfarrer am Altare wußte nicht, was er beginnen sollte, und seine Verlegenheit nahm noch zu, als der improvisirte Prediger mit der Phrase vom Naturgesetz anhob. Besonders hatte Voltaire einen Bauern auf's Korn genommen, den er im Verdacht eines jüngst im Schloß begangenen Diebstahles hatte. Diesen ermahnte er daher mit vieler Heftigkeit, in sich zu gehen, dem Pfarrer und ihm (Voltaire) sein Vergehen zu beichten und Ersatz zu leisten. Bei diesen Worten wendete sich der Priester rasch zum Altare und brachte glücklich ohne weitere Unterbrechung die Messe zu Ende, nach welcher Voltaire von ihm eine Bescheinigung über die erfüllte Osterpflicht verlangte und dann wieder in Prozession zum Schlosse zurückkehrte.

Durch eine solche sacrilegische Komödie meinte Voltaire jede Gefahr beseitigt zu haben und ahnte nicht, daß gerade sie ihm sehr gefährlich werden sollte.

Biord, der Bischof von Annecy, ein wahrer Nachfolger des großen Fürstbischofes von Genf, konnte ein Ärgerniß wie dasjenige von Ferney nicht ruhig hingehen lassen. Unter dem 11. April schrieb er mit einem sehr klugen und feinen Gemisch von Lob und Tadel, väterlicher Milde und bischöflicher Strenge an Voltaire und forderte diesen auf, seine Vergangenheit ausdrücklicher als bisher zu verdammen, das gegebene Ärgerniß in Schrift und Leben wieder nach Kräften gut zu machen und durch einen sittenreinen, christlichen Wandel die Aufrichtigkeit seiner Bekehrung darzuthun. Dann verlangte er geradezu Rechenschaft wegen jener Predigt, zu der weder das Gesetz noch der christliche Anstand ihn berechtigt hätten u. s. w. „Die Zeit drängt," schloß der seeleneifrige Hirt seine Ermahnung; „ein ausgedörrter, unter der Jahre Last gebeugter Körper ermahnt Sie, daß auch Sie sich jenem Punkte nähern, an dem alle berühmten Männer vor Ihnen, deren Gedächtniß sich heute kaum mehr bewahrt hat, angelangt sind. Die Mehrzahl von ihnen ließ sich durch den Glanz einer eiteln und flüchtigen Ehre blenden und so verloren sie die wahren Güter der unsterblichen Glorie, die all' ihr Verlangen und das Ziel ihrer Mühen hätten sein sollen."

Auf diesen Brief antwortet Voltaire unter dem 16. April mit einigen sehr demüthig und möglichst unbestimmt gehaltenen Sätzen, in denen er das Lob des Bischofs als eben so unbegründet zurückweist, wie er die „Verleumdung" der „literarischen Insekten" als unverdient bezeichnet. Er überläßt sich Gott, liebt den Nächsten, die Gerechtigkeit und jene Wohl-

thätigkeit, „die Cicero die Caritas generis humani nenne". Bloß in einer Nachschrift kommt er auf die eigentliche Frage, die Rechtfertigung wegen der „Predigt", zu reden, indem er sich auf ein französisches Recht in dieser Beziehung berufen zu dürfen glaubt.

Bischof Biord war nicht so leicht zufriedengestellt. In einem würdigen, ernstgehaltenen, von Auctorität und Furchtlosigkeit zeugenden Stile beantwortet er durch christliche Ermahnungen die philosophischen Versprechen und humanitären Ausführungen Voltaire's, woraus dieser ersah, daß er es mit einem Manne zu thun hatte, wie ihm bisher noch Keiner vorgekommen war. Er versuchte daher, den Bischof zu überzeugen, daß einige Priester ihm übel wollten und ihn deßhalb beim Prälaten verklagt hätten. Noch einmal wies der Bischof diese Insinuation Voltaire's als unbegründet zurück und forderte ihn wiederholt auf, „sein Christenthum durch unverkennbarere Zeichen darzuthun, als durch eine oder zwei Communionen, durch welche die Welt mehr geärgert als erbaut sei".

Über eine solche Sprache war Voltaire nach Bachaumonts Ausdruck „niedergedonnert" (atterré) und wagte keine weitere Antwort. Der Bischof seinerseits erkannte die Nutzlosigkeit seiner Schritte bei einem so durchtriebenen Heuchler und wandte sich unter dem 26. Mai direct an den König von Frankreich, um von ihm Schutz gegen den „Wolf im Schafsfelle" zu erbitten. Allein Ludwig XV. hatte entweder nicht mehr die nöthige Kraft, dieser Bitte zu willfahren, oder aber seine deßfallsigen Befehle wurden durch die Minister und Freunde Voltaire's vereitelt. Der einzige Erfolg der Schritte des Bischofs in Versailles war ein Brief an Voltaire, worin diesem „die Unzufriedenheit des Königs" angedroht wurde, wenn er sich nicht wegen der unbefugten Predigt rechtfertigen könne. Sofort war der Patriarch mit einer Rechtfertigung über diesen Punkt bei der Hand, indem er sich vom Pfarrer und mehreren einflußreichen Personen der Gegend ein Attest ausstellen ließ, daß „er nicht gepredigt, sondern bloß ein paar Worte über einen während des Gottesdienstes vorgefallenen Diebstahl gesagt und zum Gebet für die kranke Königin aufgefordert habe". Und diese Lüge genügte, um vor einem französischen Könige einem katholischen Bischof Unrecht und einem Voltaire Recht zu verschaffen! Wehe aber nun auch diesem armen Bischof, der es gewagt, Voltaire beim Könige zu verklagen: „Ich kann noch immer von meinem Staunen darüber nicht zurückkommen, wie dieser dumme Fanatiker von einem Bischof von Annecy, sogenannter Bischof von Genf, dieser Sohn eines sehr schlechten Maurers, sich herausgenom-

men, dem König seine Briefe und meine Antworten zu schicken. Diese Antworten sind von einem Kirchenvater, der einen Esel unterrichtet."[1] Es sollte noch besser kommen; unterdessen aber hatte Voltaire sich vor dem Publikum und den Philosophen zu verantworten, die in jener Communion eine feige Heuchelei und eine unwürdige Gemeinheit erblickten.

„Ich fürchte mit Recht," schrieb Dalembert, „daß Sie durch diese Komödie, die Ihnen sogar gefährlich werden könnte, nichts gewonnen haben" (31. Mai). An Friedrich hatte Dalembert schon vorher gemeldet, „der Patriarch habe Agar aus seinem Hause gestoßen, das göttliche Frühstück genossen und sich darüber ein Certificat ausstellen lassen, das er nach Versailles geschickt habe". Das sah auch Voltaire ein, in den Augen der gläubigen wie der ungläubigen Welt habe ihm der sacrilegische Act durchaus nichts genützt, die Einen verabscheuten ihn als Gottesräuber, die Anderen verlachten ihn als Feigling. Umsonst versuchte er zuerst das System des Läugnens, indem er einfach Alles in Abrede zu stellen suchte, er sah sich schließlich seinen eigenen Schülern gegenüber gezwungen, die Heuchelei principiell zu vertheidigen, und als philosophischen Grundsatz aufzustellen, daß man mit den Wölfen heulen müsse. Wenn er diesen Grundsatz so ausdrückt, daß er in Indien mit dem Kuhschwanz in der Hand sterben wollte, so ist das weder das unsauberste noch das gotteslästerischste Bild, in das er seine Überzeugung kleidet.

Aus dem Mißerfolg des ersten Versuches schloß jedoch Voltaire keineswegs auf die Nutzlosigkeit der Sache überhaupt, sondern glaubte bloß geschickter bei einem zweiten Male vorgehen zu sollen. Unterdessen aber nahm in den stillen Räumen von Ferney die Höllenarbeit der Pamphlete und Broschüren den regsten Aufschwung, nur war man noch vorsichtiger, als bisher, den wirklichen Verfasser zu verheimlichen. Der holländische Buchdrucker Rey, welcher allen Schund aus Ferney verlegte, erhielt einen ostensiblen Brief vom Patriarchen, welcher feierlich erklärte, daß Voltaire auch nicht ein einziges jener verderblichen Bücher geschrieben habe. „Ich schulde es meiner Religion, meinem Vaterlande, der französischen Akademie, meinem Amt als königlicher Offizier, und besonders der Wahrheit, daß ich so kräftig als möglich gegen jede Autorschaft betreffs jener Schriften protestire."[2]

---

[1] An d'Argental, 27. Juli 1768.

[1] An Rey, 7. Febr. 1769. Zu jener Zeit erschien auch in der „France littéraire" ein Artikel ‚Voltaire', in welchem viele gottlose Schriften und nicht mit Unrecht dem Philosophen von Ferney zugeschrieben wurden. Sofort ließ dieser seine

Nach solchen Protesten glaubte er bei einem zweiten Sacrileg mehr Glauben zu finden, nur war ihm dießmal das Sacrileg selbst erschwert. Bischof Biord hatte allen Priestern seiner Diöcese unter Strafe des Interdictes verboten, Voltaire ohne ausdrückliche Erlaubniß weder zur Beicht noch zur Communion zuzulassen. „So werde ich gegen seinen Willen und trotz seines Verbotes die Sacramente empfangen," rief Voltaire, legte sich zu Bett und stellte sich krank. Ein vorüberziehender Kapuziner wurde angehalten: „Mein Pater! Ostern naht und ich möchte bei dieser Gelegenheit meine Pflichten als Franzose, königlicher Offizier und Gutsherr erfüllen. Leider bin ich zu krank, um mich in die Kirche tragen zu lassen, und bitte Sie daher, mich hier zu hören." — „Leider," erwiederte der Priester klug, „erwarten mich mehrere Personen in der Kirche. In drei Tagen aber werde ich wieder kommen und bis dahin Gott bitten, Sie in diesen heiligen Gesinnungen zu erhalten." Damit wandte sich der Kapuziner zur Thüre. Voltaire war übler Laune. „Dieser Kauz hat mich gefangen," sagte er zu seinem Secretär; „er hat offenbar drei Tage Zeit verlangt, um sich beim Bischof Instructionen zu holen, und dieser wird ihm verbieten, zurückzukehren. Aber ich will schon fertig werden."

Während der drei Tage verließ also der Philosoph sein Lager nicht, dann rief er den Arzt, streckte ihm seine Knochenhand entgegen und verlangte eine Untersuchung des Pulses. „Ausgezeichneter, regelmäßiger Schlag," constatirte der nichtsahnende Doctor. — „Was, zum Henker," fluchte der Kranke, „Sie finden meinen Puls gut! Ignorantus, ignoranta, ignorantum!" — „Ach so," erwiederte der Arzt; „erlauben Sie die Hand noch einmal; — wirklich, Sie haben Fieber, starkes Fieber, sehr starkes Fieber." — „Donnerwetter noch einmal, ich wußte ja, daß ich krank war, drei Tage schon liege ich in diesem furchtbaren Zustand. Gehen Sie also zum Pfarrer, sagen Sie ihm dieß, er wird dann wissen, was er bei einem Kranken, der in Todesgefahr schwebt, zu thun hat."

Bugros, so hieß der feile Arzt, ging zum Pfarrer, der Pfarrer aber

Copisten Christin, Biger und Wagnière in seinem Namen an die Herausgeberin schreiben, daß sofort ein Carton eingelegt werde, da es die höchste Ungerechtigkeit sei, ihm solche Werke zuzuschreiben. „Dergleichen Schriften sind fähig, ihrem Autor und ihren Verlegern die exemplarischsten Strafen zuzuziehen. Es ist schon ein Verbrechen, die bloßen Titel derselben anzukündigen — und nun werden sie in jenem Artikel sogar einem Offizier des Königs zur Last gelegt!"

kam weder auf die erste noch auf die an sechs hintereinander folgenden Tagen wiederholte Hiobspost von dem „schrecklichen Fieber des Herrn von Voltaire". Schließlich, als das Drängen nicht nachließ, versprach der Pfarrer, unter der Bedingung kommen zu wollen, daß Voltaire einen förmlichen, rückhaltlosen Widerruf aller glaubens- und sittenlosen Bücher abgeben wolle. Darauf ließ der Philosoph dem Priester die „Ordonnanz in's Gedächtniß rufen, welche vorschrieb, beim dritten Fieberanfall dem Kranken die Sacramente zu spenden. Herr von Voltaire aber habe schon den achten Anfall überstanden und den Herrn Pfarrer von Ferney in Kenntniß gesetzt". Das klang officiell und drohend, allein der Pfarrer kam nicht und verlangte einen Widerruf vor Notar und Zeugen. Des Wartens überdrüssig, ließ Voltaire endlich mitten in der Nacht alle Leute des Schlosses wecken und alle zusammen zum Pfarrer mit der Botschaft schicken, ihr Herr liege im Sterben und verlange die Sacramente. Wagnière legte eine „Erklärung" vom 30. März mit Voltaire's Unterschrift vor, in welcher es hieß, „daß der Unterzeichnete sich in der Unmöglichkeit befinde, in der Kirche zu beichten und zu communiciren, und deßhalb den Pfarrer bitte, bei dieser Gelegenheit das zu thun, was in solchen Fällen die Ordonnanzen des Königs, die Beschlüsse des Parlamentes ebenso wohl als die Gesetze der katholischen Kirche, in der er geboren sei, gelebt habe und sterben wolle, vorschrieben. Er biete sich an, alle nöthigen Erklärungen, alle verlangten Protestationen, sei es öffentlich oder im Geheimen, abzugeben, und unterwerfe sich vollständig jeglicher Regel, da er keine einzige seiner Pflichten unterlassen wolle".

Der Pfarrer sah voraus, daß eine abermalige Weigerung seinerseits für ihn von schlimmen Folgen sein werde, aber er ließ sich von seiner Pflicht nicht abwendig machen. Er ging nicht in's Schloß, sondern verlangte den offenen Widerruf. Dazu entschloß sich denn endlich auch Voltaire und setzte einen solchen vor Notar und Zeugen in einer Weise auf, daß der Pfarrer daraufhin weitere Schritte thun zu dürfen glaubte und dem „Kranken" einen Kapuziner schickte. Man erlasse uns die Scene der Beicht, wie sie Wagnière, der ihr aus einem Versteck beigewohnt und Alles gehört haben will, erzählt. Die Hauptsache ist, daß der Kapuziner, seiner Instructionen eingedenk, die Absolution vorab von der Unterzeichnung eines Glaubensbekenntnisses abhängig machte, welches der Bischof selbst aufgesetzt hatte. In der Beicht unterzeichnete Voltaire wirklich nach langem Sträuben das bischöfliche Schriftstück und versprach, dasselbe öffentlich vor Zeugen thun zu wollen, bevor er die Wegzehrung empfange.

Dieß geschah am folgenden Tag (1. April 1769). Hier folgt diese öffentliche Erklärung des Hauptes der Philosophen:

„Ich glaube fest Alles, was die katholisch-apostolische und römische Kirche glaubt und bekennt. Ich glaube an einen einzigen Gott in drei Personen, Vater, Sohn und heiliger Geist, die wirklich verschieden und doch dieselbe Natur, dieselbe Gottheit und dieselbe Macht haben. Ich glaube, daß die zweite Person Mensch geworden ist, daß sie Jesus Christus heißt, für das Heil der Menschen gestorben ist und die heilige Kirche gestiftet hat, der allein es zusteht, den wahren Sinn der heiligen Schrift zu bestimmen. Ich verdamme auch alle Ketzereien, welche dieselbe Kirche verdammt und verworfen hat, ebenso alle Erklärungen und schlechten Auslegungen, die man hier geben kann. Diesen wahren katholischen Glauben, außer dem kein Heil ist, bekenne und erkenne ich als den einzig wahren an. Ich schwöre, verspreche und verpflichte mich, ihn zu bekennen und in ihm zu sterben, Alles mit der Gnade Gottes. Ich glaube auch fest und bekenne jeden einzelnen Artikel des apostolischen Symbolum, welches ich in lateinischer Sprache klar und deutlich soeben hergesagt habe. Ich erkläre ferner, daß ich dieses nämliche Glaubensbekenntniß gestern in die Hände meines Beichtvaters, des hochw. P. Joseph aus dem Kapuzinerorden, vor meiner Beicht abgelegt habe."

Auf dieses Bekenntniß, in Gegenwart des Notar Raffo, dreier Priester und anderer Zeugen hin, reichte ihm der Pfarrer das Abendmahl. Dann sagte Voltaire mit einer sacrilegischen und feigen Lüge: „Indem ich meinen Gott auf meiner Zunge habe, erkläre ich, daß ich aufrichtig Jenen verzeihe, welche dem Könige Verleumdungen über mich geschrieben, aber glücklicherweise ihr schlechtes Ziel nicht erreicht haben." Das galt an erster Stelle dem Bischof.

Kaum hatte der Pfarrer und die anderen Priester das Zimmer verlassen, so sprang Voltaire mit der ganzen Behendigkeit seiner 75 Jahre aus dem Bette und sagte freudig zu seinem Schreiber: „Es hat mich etwas gekostet mit diesem Kauz von Kapuziner, aber es freut mich drum nichts weniger und wird mir gut thun. Ich hatte Ihnen ja vorausgesagt, daß ich Beicht und Communion empfangen würde, trotz dem Herrn Biord. Kommen Sie, wir wollen jetzt einen Gang durch den Garten machen."

Bischof Biord mochte im Grunde des Herzens wohl wissen, was er von der Aufrichtigkeit des Neubekehrten zu halten hatte; um sich jedoch vor dem Papst und der Welt rechtfertigen zu können, verlangte er, daß der Pfarrer sein Versäumniß nachhole, einen notariellen Act über das, was sich am 1. April in Ferney zugetragen, aufnehmen lasse. Dieß geschah am 15. April vom Notar Raffo, vom Arzt Bugros und mehreren

anderen Zeugen, welche die Richtigkeit des Glaubensbekenntnisses und der Versprechungen Voltaire's durch ihre Unterschrift eidlich bestätigten. Dieses Protokoll und einige andere darauf bezügliche Schriftstücke ließ sodann der Bischof drucken, um der Welt zu zeigen, daß Voltaire entweder von Herzen zur katholischen Religion zurückgekehrt sei, oder aber sich einer neuen Lüge schuldig und daher in den Augen aller Ehrlichen verächtlich gemacht habe. In diesem Sinne schrieb der Prälat auch an Voltaire:

„Entweder," so lautet das Dilemma, „entweder enthält das Protokoll den Ausdruck Ihres wirklichen Glaubens, und dann verläugnen Sie dadurch allein die Gottlosigkeiten jener Bücher, welche man Ihnen zuschreibt, und verpflichten sich, künftighin vollständig auf Seiten der Katholiken zu stehen; oder aber es ist nur eine neue Lüge, und dann ist das Publikum in seinem Recht, wenn es Sie als einen Mann ohne Ehre und Ehrlichkeit betrachtet und die Philosophie der sogen. Starkgeister verachtet. Gehen Sie auf meine Ermahnungen ein, so werde ich Gott loben dafür; wo nicht, so sehen Sie selbst ein, daß ich nicht umhin könnte, meine Stimme zu erheben, um der ganzen Welt Ihre Heuchelei, Betrügerei und Treulosigkeit anzuzeigen, die zu gleicher Zeit die Gemeinheit der Profanation unserer erhabensten Geheimnisse darthun und die ganze Schlechtigkeit Ihrer Seele und Ihres Gemüthes beweisen würden." [1]

Das waren harte und wohlzubeherzigende Worte, allein sie kamen von einem Bischof, „dem Sohne des Maurers, der für Voltaire's Viehhof gearbeitet und dessen nahe Anverwandten augenblicklich an den Scheunen von Ferney arbeiteten u. s. w.", und somit glaubte der Philosoph das Schreiben ignoriren oder höchstens mit einigen Phrasen über Fehler gegen die Orthographie als unächt ablehnen zu sollen. Mehr Schwierigkeiten bereiteten ihm auch dießmal wieder die Freunde. Da war nun das Naheliegendste (wohlverstanden für einen Mann, wie Voltaire!), die vom Bischof veröffentlichten Documente einfach zu läugnen und das Protokoll als meineidig zurückzuweisen. Das geschah denn auch.

„Da sehen Sie nun wieder," heißt es in einem Briefe an Dalembert (24. Mai), was es mit den frommen Betrügereien auf sich hat. Ich empfange in meinem Bett das heilige Viatikum, das mein Pfarrer in Gegenwart der Hähne meiner Pfarrei mir bringt. Während ich noch meinen Gott im Munde habe, erkläre ich, daß der Bischof von Annecy ein Verleumder ist und lasse darüber ein Protokoll aufnehmen. Das aber mißfällt meinem Maurer von Annecy, der in Wuth geräth und verzweifelt wie ein Verdammter meinen guten Pfarrer, meinen frommen Beichtiger und meinen Notar bedräut. Was thun diese nun? Sie versammeln sich insgeheim nach 14 Tagen

[1] An Voltaire, 5. Mai 1769.

und setzen ein Actenstück auf, in dem sie eidlich aussagen, daß sie gehört, wie ich ein Glaubensbekenntniß abgelegt, und zwar nicht das des Savoyischen Vikars, sondern das aller Savoyischen Pfarrer (das Stück ist wirklich in einem Schornsteinfegerstil gehalten). Dieß Aktenstück wird nun ohne mein Wissen dem Maurer geschickt; dann kommen die Drei zu mir und bitten mich, sie nicht zu verläugnen. Sie gestehen freilich, daß sie einen falschen Eid abgelegt, um sich aus der Patsche zu ziehen; aber was will man? Ich hielt ihnen also die Verdammniß der Hölle vor, gab ihnen ein Trinkgeld und sie zogen zufrieden ab." [1]

Als dieses Lügen und Läugnen nicht verfing, griff Voltaire zu seiner zweiten Lieblingswaffe, dem Spott und Hohn. Hier können wir ihm nicht mehr folgen, der satanische Geifer und noch Ärgeres beschmutzt hier gar zu heilige Dinge. Der Schluß von Allem war, daß man „keinen größeren Beweis ablegen könne von der Verachtung, die man gegen das Komödienwesen (der Sacramente) hege, als wenn man mitspiele, und daß Jene, welche sich dessen enthielten, aus lauter Furcht so handelten".

Wir trauen selbst kaum einem Voltaire den satanischen Muth und das diabolisch Großartige des Sacrilegs aus Verachtung zu — er handelte wie ein gewöhnlicher armer Sünder aus interessirter Heuchelei und ganz erbärmlicher Menschenfurcht: „Gemeinheit", wie der Bischof schrieb, das war des Räthsels letztes Wort. Das Schlimmste für Voltaire war daher, daß, wie Grimm berichtet, „die frommen Vorstellungen in Ferney keinen Erfolg in Paris hatten, sondern im Gegentheil bei Freund und Feind ziemlich viel Ärgerniß erregten".

Friedrich in Potsdam war ebenfalls nicht zufrieden. Er beklagt sich bei Dalembert bitter darüber, daß Voltaire nach all' dem Schönen und Großen, was er für die Philosophie gethan, „so ganz gewöhnlich (platement) seine Ostern gehalten und vor dem Publikum eine so triviale Posse aufgeführt habe" [2].

---

[1] Ähnliche Lügen in den Briefen an Dalembert, 4. Juni; d'Argental, 7. Juli, Memoiren von Wagnière t. I. S. 86. u. s. w.

[2] An Dalembert, 2. Juli 1769. Der Ruf von Voltaire's Bekehrung war auch in's Ausland gedrungen, und hatte dort mehrere fromme Seelen, die nicht fähig waren, den ganzeu Abgrund der „Gemeinheit" eines Philosophen zu ahnen, mit wahrer Freude erfüllt. Zu diesen gehörte auch der greise Bischof von S. Agatha, der hl. Alphons von Liguori. In seiner Freude schrieb er einen Brief an den „Bekehrten", aber ehe er noch Zeit fand, ihn abzusenden, traf auch die Nachricht von der Heuchelei Voltaire's in Neapel ein. Hier einige Zeilen aus diesem sonst wenig bekannten Schreiben: „Derjenige, welcher Ihnen diesen Brief schreibt, ist ein von Krankheiten fast aufgelöster Bischof ... In meinen letzten Tagen, in dem vorgerück-

Da nach diesem zweimaligen Versuch Madame Denis in Paris nichts mehr zu hoffen hatte, kehrte sie im October nach Ferney zurück, denn ein drittes Mal wagte selbst Voltaire das gefährliche Spiel nicht mehr zu versuchen: „Man hat sich in Paris zu sehr über diese kleine Komödie lustig gemacht," schrieb er, „und der Sohn meines Maurers, der jetzt mein Bischof ist, hat zu stark gegen meine Frömmigkeit geschrieen." [1]

Wer das Vorausgehende gelesen, möge selbst über folgende Stelle im Leben Voltaire's von Condorcet [2] urtheilen:

„Man hatte der Frau von Pompadour die Überzeugung beigebracht, sie würde einen Meisterzug der Politik machen, wenn sie die Maske der Frömmigkeit annehmen wollte. Dadurch würde sie sich vor den Skrupeln und der Unbeständigkeit des Königs schützen und zugleich den Haß des Volkes beschwichtigen. Sie ging darauf ein und dachte aus Voltaire einen Hauptspieler in dieser Komödie zu machen. Der Herzog von La Vallière stellte ihm also das Ansinnen, er möge die Psalmen und die Bücher der Weisheit übersetzen; die

---

ten Alter von 83 Jahren war Ihre Bekehrung, die ebenso glücklich für Sie als wohlthuend für alle guten Katholiken ist, für mich besonders ein Grund zu so großer Freude, daß ich mich nicht enthalten konnte, Ihnen diesen Brief zu schreiben, um mich mit Ihnen in der Aufrichtigkeit meines Herzens zu freuen, denn ich war traurig und seufzte lange darüber, daß Sie das große Genie so arg mißbrauchten, das Gott Ihnen verliehen hat. Damit die gemeinsame Freude nun allgemein und in jeder Hinsicht vollständig sei, und um jede Zweideutigkeit betreffs Ihrer Bekehrung zu beseitigen, wäre es wohl mein Wunsch, daß Sie eine Schrift veröffentlichten, um Ihre eigenen Irrthümer und Sophismen zu widerlegen, ja noch mehr, ich wünschte, Sie möchten Ihre Waffen gegen einen anderen modernen Schriftsteller (J. J. Rousseau) wenden, der es gewagt hat, die Dogmen der Religion zum großen Schaden der Jugend anzugreifen . . . Irgend eine Schrift von Ihnen würde hinreichen, um alle Jene zu widerlegen, welche es noch wagen, einen Zweifel an der Aufrichtigkeit Ihrer Bekehrung aufzuwerfen . . ."

Als der Heilige von der Falschheit des ersten Gerüchtes überzeugt war, schrieb er an einen Freund: „Solche Bekehrungen (wie es diejenige eines Voltaire gewesen wäre) zählen nicht zu den gewöhnlichen Gnaden, dazu ist vielmehr sozusagen eine sehr seltene Anstrengung (des efforts très-rares) der göttlichen Barmherzigkeit nothwendig. Gott gibt diese außerordentlichen Gnaden höchstens Jenen, bei denen der Irrthum aus einer guten Meinung kam, wie beim hl. Paulus. Bei Voltaire aber ist Alles schlecht, Nichts entschuldigt ihn." Der hl. Alphons erlebte noch den Tod Voltaire's und Rousseau's: „Voltaire ist bekanntermaßen in seiner Unbußfertigkeit gestorben und nun befindet er sich in der unglücklichen Ewigkeit" . . . „Ich empfange die Nachricht vom Tode des unseligen Rousseau; Gott sei gelobt, daß er in kurzer Zeit seine Kirche von zwei ihrer größten Feinde befreit hat." — (Vgl. Jancard, Vie du B. Alphonse-Marie de Liguori, V. Partie II. Chap.)

[1] An Frau Necker, 23. April 1773. [2] S. 79.

Ausgabe solle im Louvre besorgt werden und der Auctor unter dem Schutze der frommen Favoritin nach Paris kommen. Voltaire aber konnte nicht zum Heuchler werden, selbst nicht um zum Cardinalat zu gelangen, worauf man ihm um dieselbe Zeit Hoffnung machte! Solche Vorschläge geschehen immer zu spät; aber würde man sie selbst zur rechten Stunde machen, so wären sie nicht immer sehr politisch: derjenige, welcher ein gefährlicher Gegner geworden, würde oft ein noch gefährlicherer Freund sein. Man denke sich Calvin oder Luther zum Cardinalat berufen, als sie diese Würde noch ohne Schande annehmen durften, was würden sie dann nicht gewagt haben?"

Voltaire ein Candidat des römischen Purpurs — die Idee ist wirklich zu originell und zu absurd, als daß sie irgend ein anderer Auctor gehabt oder auch nur nachzubeten gewagt hätte!

Eine andere Idee, die auf den ersten Blick wohl auch unglaublich scheinen möchte, hat nichtsdestoweniger einen geschichtlichen Anhaltspunkt. Es ist bekannt, daß Voltaire häufig seine Briefe seit 1770 mit der Unterschrift versah: „† Frère Voltaire, capucin indigne" und sich den Titel eines Pater temporalis der Kapuziner des Ländchens Gex beilegte. Er erzählt, in Folge einer Schadloshaltung, die er den Kapuzinern vom Minister Choiseul erbeten habe, sei ihm das Patent eines Pater temporalis des Ordens von Rom zugesandt worden [1]. Anderswo sagt er freilich, diese Ehre sei ihm zu Theil geworden für das schmutzige Pamphlet „Canonisation de St. Cucufin", eine infame Parodie auf die Heiligsprechung des hl. Joseph von Cupertino durch Clemens XIV. Es ist ferner wahr, daß Voltaire ein Patent seiner Ernennung als Pater temporalis besaß, es schön einrahmen und an der auffallendsten Stelle seines Zimmers aufhängen ließ. Falsch und erfunden aber sind alle Nebenumstände. Er hatte das Document weder vom General aus Rom erhalten, noch hatte ein Guardian ihm dasselbe überreicht; er selbst hatte sich ein unausgefülltes Exemplar durch einen Advocaten in Grenoble besorgen und auf seinen Namen ausführen lassen [2]. Ob er den Gürtel des hl. Franciscus wirklich aus der Hand eines Priesters empfangen, wissen wir nicht zu sagen, werden uns aber auch hüten, all' die unedlen und grobdummen Witze zu wiederholen, die Voltaire über Patent und Gürtel zum Überdruß anbringt. Sacrilegien und Verspottung des Heiligsten, das war stets so recht ein Herzensbedürfniß verkommener, durch Sinnengenuß

[1] An Audra, 26. März 1770.

[2] Vergl. Chaudon, Mémoires sur Voltaire, 1re partie p. 239.

abgestumpfter und durch jede Art der Lüge entwürdigter Menschen, wie Voltaire und seine „Brüder in Beelzebub".

Zum Schluß das Urtheil des Dr. Strauß über Voltaire's Sacrilegien [1]:

„Die Stellung, die sich Voltaire zu den Gebräuchen seiner Kirche gab, ist von der Art, wie sich in unseren Tagen Männer von entsprechender Denkart dazu stellen, so ziemlich das Gegentheil. Wir lassen uns mit jenen Dingen nur insoweit ein, als wir es ohne bürgerliche Verdrießlichkeiten für uns und die Unsrigen nicht vermeiden können. Voltaire im Gegentheil betrachtete es als Ehrensache, sich von der Geistlichkeit den Antheil an jenen Übungen, so lächerlich sie ihm auch im Inneren waren, nicht entziehen zu lassen (!?). Und das that er nicht bloß, um den bürgerlichen Nachtheilen zu entgehen, die sich an solche Ausschließung knüpften . . . sondern dieses Possenspiel mit der Geistlichkeit, sie zur Spendung ihrer Siebensachen an ihn zu zwingen, von dem sie wußten, daß ihm dieselben ein Spott waren, machte ihm ein unendliches Vergnügen. Dieß hängt mit dem zweiten Punkte zusammen, auf den ich aufmerksam machen wollte. Als er die soeben geschilderte Posse spielte, hatte Voltaire das vierundsiebenzigste Jahr zurückgelegt. Nun mag man die Sache moralisch beurtheilen wie man will; aber physisch genommen ist ein Naturell, das in solchem Alter noch zu einer so beschwerlichen Komödie sich aufgelegt fühlt, gewiß eine merkwürdige Seltenheit."

Was aus diesen Worten sehr klar hervortritt, ist die Verlegenheit des Schülers, einen Schritt des Meisters mit dem gehörigen Ausdruck zu bezeichnen, ohne weder der Verehrung Voltaire's, noch dem fortgeschrittenen Liberalismus zu nahe zu treten. Im Grunde der Seele mag wohl auch Strauß mit dem Bischof von Annecy gedacht haben über diese „fourberie, imposture et hypocrisie, qui en manifestant l'indignité des profanations que vous auriez faites de nos plus saints mystères, montreraient en même temps toute la *bassesse de votre âme et de vos sentiments*". „Gemeinheit der Seele und des Herzens!"

[1] A. a. O. S. 215. Auf die durchaus falsche Art, wie Strauß die Sache nach dem bloßen Zeugniß Wagnière's darstellt, lassen wir uns hier nicht ein.

28. Fréron und Marie Corneille.

1760—1777.

„Man hat," so hebt Condorcet seine Vertheidigung des Philosophenfürsten an, „Voltaire seine zahlreichen Streitigkeiten und Zänkereien zum Vorwurf gemacht, aber in keiner einzigen dieser Streitigkeiten war er der angreifende Theil.... Man hat behauptet, Voltaire sei neidisch gewesen auf Buffon, auf J. J. Rousseau, auf Montesquieu" und so viele, viele Andere. Daß derlei Anklagen, welche Condorcet sich vergebens zu widerlegen bemüht, nicht aus der Luft gegriffen, oder bloß von Gegnern des Philosophen erfunden wurden, ersehen wir aus folgenden Briefstellen Friedrich' II. und Dalemberts.

„Ich habe," schreibt Ersterer, „den vierten Band der encyklopädischen Fragen gelesen und war sehr erstaunt, darin einen furchtbaren Ausfall gegen Maupertuis zu finden. Es liegt etwas so Feiges in der Verleumdung eines Todten, es ist eine so schwarze Gemeinheit, das Andenken verdienter Männer anzugreifen, es liegt in diesem Vorgehen etwas so Widerwärtiges, Wildes, Unversöhnliches, daß ich beinahe die Statue bereue, die man ihm (Voltaire) errichtet . . . Ich versichere Sie, man ermüdet auf die Dauer, immer und bei jeder Gelegenheit Maupertuis, den Abbé Desfontaines, Fréron, Le Franc de Pompignan, den Dichter Rousseau, Abraham Chaumeix (u. s. w. u. s. w.) wiederzufinden; so oft wiederholte Schimpfereien ekeln schließlich den Leser an und enthüllen nur zu sehr den Grund der Seele Voltaire's [1]. Dalembert antwortet dem König, er habe sich schon lange und wiederholt Mühe gegeben, den Freund von diesem Fehler zu heilen, aber alle Mahnungen seien nutzlos [2]. „Ja," erwiedert Friedrich, „ich schließe aus dem jetzigen Betragen Voltaire's, daß er, wäre er König, mit allen seinen Nachbarn auf Kriegsfuß stehen würde (à couteau tiré); seine Regierung würde ein beständiger Krieg sein, und Gott weiß, was für Argumente er dann zusammenbrauen würde, um zu beweisen, daß der Krieg der natürliche Zustand der Gesellschaft sei, der Friede aber anormal." [3]

---

[1] An Dalembert, 25. Juli 1771.

[2] An Friedrich, 17. Aug.. 1771.

[3] An Dalembert, 16. Sept. 1771.

Es gehört in der That mehr als ein starker Band dazu, die Gegner und Streitigkeiten Voltaire's während seines langen Lebens im Einzelnen auch nur kurz zu skizziren, eine ausführliche Darstellung derselben würde geradezu eine vollständige und keineswegs von der vortheilhaftesten Seite aufgefaßte Lebensbeschreibung des Patriarchen erheischen[1]. Es ist leichter zu sagen, mit welchen von den damals in Frankreich irgendwie bekannten Schriftstellern oder Gelehrten Voltaire keinen Streit gehabt, als umgekehrt. Auch das ist das Zeichen eines schlechten Charakters, mit aller Welt in Zank zu leben, und von vorneherein kann man annehmen, daß unter den zahlreichen Opfern Voltaire'scher Ironie und Tobsucht die erste Schuld nicht immer auf Seiten dieser Opfer war. Wer möchte sie alle zählen, diese Opfer, die vom Abbé du Jarry, dem ersten, bis zu Foncemagne, dem letzten, d. h. vom Jahre 1710—1778, vom ersten Preisbewerben bis zur Todesstunde Voltaire's das Unglück hatten, durch Talent, Tugend, Ehrlichkeit und Charakter die Galle des Poeten und Philosophen zu reizen und in Ermangelung anderer Rache für ewige Zeiten an den Pranger der Lächerlichkeit und Gehässigkeit gestellt wurden? Wir geben hier eine keineswegs vollständige alphabetische Zusammenstellung der hauptsächlichsten unter jenen Unglücklichen, und glauben wohl keinen Namen angeführt zu haben, der nicht wenigstens 50 bis 100 Mal mit entehrenden Beiwörtern oder schmachvollen Insinuationen sich in Poesie und Prosa des Meisters findet, wenn dieser nicht gar, wie es bei den meisten der Fall ist, halbe und ganze Bücher mit deren Verleumdungen gefüllt hat: La Beaumelle, Bergier, Berthier, Boyer, Buffon, Chaumeix, Clement, Cogé, Crevier, Crébillon, Des Fontaines, Omer de Fleury, die beiden Le Franc de Pompignan, Fontenelle, Fréron, Garasse, Gresset, Guenée, Guyon, Helvetius, Houdart, Joannet, Languet, Larcher, Maupertuis, Moreau, La Motte, Montesquieu, Nonnotte, Patouillet, Piron, Palissot, Ribalier, Rousseau J. B. und J. Jacques, Sabatier, Trublet, Warburton u. s. w. — Wirklich wenn man diese bunte Reihe von Namen überblickt und bedenkt, wie deren Träger jeder Gesellschaftsklasse und Geistesrichtung angehörten und sie doch Alle das gemeinsame Loos hatten, Voltaire zu mißfallen, so muß man sich jenes Wortes erinnern, das der Patriarch an Dalembert schrieb: „Ich schlage mich nach rechts und nach links. Ich

[1] Einen Versuch dazu hat Charles Nisard in seinen Ennemis de Voltaire (Paris 1853) gemacht, ohne sich dabei immer der nothwendigen Unparteilichkeit zu befleißen.

lade mein Gewehr mit Salz gegen die Einen, mit schweren Kugeln gegen die Andern. Ich schlage mich besonders mit einer wahren Wuth der Verzweiflung, wenn man mich anklagt, ich sei kein guter Christ. Wenn ich mich aber tüchtig geprügelt habe, dann lache ich." [1]

Die eigentlich starke Seite der Voltaire'schen Wirksamkeit, die Waffe, die ihm angepaßt war und mit welcher er die meisten Gegner zu Boden streckte, war das Pamphlet in Prosa und Versen. Der Hauptreiz dieser Pamphlete ist der Scherz, oder besser noch der Hohn, denn der Scherz bei Voltaire ist nie gemüthlich, er lacht nie und macht nie lachen, er grinst und geifert. De Maistre sagt treffend: „Der Weise, welcher die Schriften dieses sacrilegischen Possenreißers liest, weint oft darüber, daß er gelacht hat." Die Muse, welche Voltaire's Heiterkeit inspirirt, ist gewöhnlich die Gottlosigkeit, die Unkeuschheit, die persönliche Racheluft — meistens thun sie es alle drei vereint; ist einmal ein Voltaire'scher Witz oder Scherz zufällig unanstößig und unverletzend, so kann man auch zehn gegen eins im Voraus sagen, daß er geistlos oder — anderswoher gestohlen ist [2].

Wie tief diese „Witze" oft in den Koth hinabstiegen, wurde bereits an einzelnen Beispielen in den Zänkereien mit Jarry (der Morast), J. B. Rousseau (die Crepinade) und Des Fontaines (Ode sur la Calomnie) gezeigt, und weit entfernt davon, sich mit dem Alter zu bessern, schien der Dichter mit zunehmenden Jahren auch unfähiger zu werden, den Kampf mit irgend einem Gegner in höhere Regionen zu verpflanzen, sondern immer tiefer und tiefer in den Schmutz und die Gemeinheit zu versinken. Zeugniß dafür ist unter Anderem der 18. Gesang der Pucelle, der uns ein ganzes Rudel literarischer Feinde und zwar mit vollem Namen vorführt. Wir begegnen hier Fréron, La Beaumelle, Chaumeix, Sabatier u. A. als Verbrecher, die gefesselt nach den provençalischen Galeeren transportirt, aber vom König Karl und der Pucelle auf Dunois' Rath begnadigt und als Soldaten engagirt werden. Während der ersten Nacht jedoch plündern sie dem König und seinem Gefolge Kisten und Kasten, rauben die Kleinode der schönen Agnes und die Kriegskasse des guten Bonneau und machen sich aus dem Staube. Hätte wohl ein Anderer als Voltaire eine solche Plattheit selbst in einer Pucelle zu bieten gewagt? Aber Voltaire durfte noch mehr wagen — er durfte sogar in

[1] An Dalembert 10. Aug. 1767.

[2] Schon bei Lebzeiten des Philosophen wurden ihm zahlreiche solcher Plagiate nachgewiesen. Maynard liefert im Verlaufe seiner großen Biographie Voltaire's noch mehrere Nachträge dazu.

seiner Rede gegen die Welschen behaupten: „die Franzosen seien die Excremente (la chiasse) des Menschengeschlechtes“, und dieser „Witz“ gefiel ihm so sehr und er war in seiner Bescheidenheit so sehr von der Wahrheit desselben überzeugt, daß er wiederholt darauf zurückkam und in einem Brief an Dalembert das ganze französische Literatenheer, die Encyklopädisten mit einbegriffen, einfachhin „den Morast und Koth der Jahrhunderte“ nennt und seinen Freund „umarmt, weil er verhindert, daß das Jahrhundert der Philosophie nicht ‚la chiasse du genre humain‘ werde“ [1]. Nach unseren heutigen Anstandsbegriffen scheint es uns fast unglaublich, wie die überfeinen nervösen Damen und Herren Frankreichs und der übrigen französisch redenden Welt bei einer so ungeschlacht trivialen Redensart nicht nach dem Riechfläschchen geschrieen haben sollten, allein die vertrugen bei ihrem Lieblingsauctor noch ganz andere Dinge selbst in dieser Kategorie des natürlich Unanständigen, und Dinge, die man heute selbst in den schmutzigsten Winkelblättern kaum beim Namen nennt, müssen mehr wie einmal zu „geistreichen“ Witzen und schmachvollen Benennungen für Voltaire's Gegner dienen. Doch genug davon. Heben wir nun aus der respektabeln Reihe dieser Gegner einen heraus, dessen Name unzertrennlich von demjenigen Voltaire's bleiben wird, weil es eben Voltaire aus verschiedenen sehr schlechten Gründen gefallen hat, diesem Namen den Stempel der Gemeinheit oder Lächerlichkeit aufzudrücken.

Elie-Catherine Fréron wurde zu Quimper 1719 geboren, bei den Jesuiten erzogen und trat nach seinen höchst rühmlich absolvirten Studien in den Orden seiner Lehrer. Nach einigen Jahren jedoch bat er um die Entlassung, die ihm auch in Anbetracht seines Charakters gewährt wurde. Zuerst arbeitete er mit Des Fontaines an dessen kritischem Journal, begann aber bald unter dem Titel: „Lettres de la comtesse de ***“ eine selbständige Revue, in welcher der junge Schriftsteller nicht bloß eine feine Ästhetik, umfassende Kenntnisse, sondern was die Hauptsache war, einen integren Charakter zur Schau trug und sich dadurch viele Freunde und — Feinde erwarb. Einer der letzteren, der Abbé de Bernis, ließ es sich beikommen, eine bissige Anspielung auf eine Pension von 1000 Thalern, die er von der Pompadour erhielt, so tief zu empfinden, daß er den unverschämten Kritiker für zwei Monate nach Vincennes schicken und, was schlimmer war, ihn seines Patentes für die Revue berauben ließ (1746). Erst 1749 durfte Fréron wieder mit seinen „Lettres sur quelques écrits

[1] An Dalembert, 12. December 1768.

du temps“ auftreten und gewann sich durch seine Unparteilichkeit und erklärte Furchtlosigkeit den Schutz des Königs Stanislaus und dessen unglücklicher Tochter, der Königin von Frankreich, die ihm auch treu blieben in all' seinen Verfolgungen und ihm mehr wie einmal die unzweideutigsten Beweise ihrer Huld und Achtung gaben.

Dieses allerhöchsten Schutzes bedurfte es übrigens für die künftigen schwülen Tage, die durch Voltaire über den Kritiker kommen sollten. Schon bei der ersten Kerkerhaft soll der damals bei der Pompadour noch mächtige Philosoph seine Hand im Spiele gehabt haben, weil Fréron sich in den „Briefen“ recht treffender, aber scharfer Ausdrücke gegen Voltaire bedient, und neben vielem Lob auch einigen Tadel angebracht hatte. Mit den neuen „Lettres“ brach der Streit offen aus. Am 24. Juli 1749 bereits schrieb Voltaire an d'Argental: „Warum erlaubt man denn dem Taugenichts Fréron, den Landstreicher Des Fontaines fortzusetzen? Ist Bicêtre vielleicht angefüllt?“ — Am 15. März 1750 verlangt er dann vom Polizeilieutenant Berryer und vom Minister d'Argenson einfachhin die Unterdrückung der Fréron'schen Revue. Als Friedrich von Preußen Fréron zu seinem Pariser Correspondenten machen will, ist Voltaire schnell bei der Hand, und in einem Brief vom 17. Mai weiß er über einen „gewissen, Fréron genannten Herrn“ so viel Schlechtes zu sagen, daß dem König die Lust vergehen mußte, jenem das Amt zu übertragen. Was hatte denn Fréron begangen, um so den Zorn Voltaire's zu reizen? Voltaire führt bei jeder Gelegenheit einen andern Grund an, und gibt dadurch zu verstehen, daß er den eigentlichen verschweige, und dieser war: gekränkte Eitelkeit; Fréron hatte, wie er sich ausdrückt, es gewagt, „diese Sonne mit festem Auge anzublicken, um ihre etwaigen Flecken zu finden“. Zwei Jahre vergingen. Voltaire war in Berlin und erfuhr durch seine Nichte, daß der Kritiker, bei Gelegenheit eines Lebens der berüchtigten Ninon de l'Enclos, ein ziemlich kenntliches Charakterbild Voltaire's skizzirt habe. Sofort erfolgt Befehl an die Nichte, Fréron bei Malesherbes zu verklagen; der Beamte erwiedert, Voltaire sei ja nicht genannt und es sei gerichtlich unerweislich, daß er damit gemeint sei. Vergebens; Voltaire hatte sich nun einmal in dem Artikel wiedererkannt und brachte es wirklich zu einer zeitweiligen Unterdrückung der Fréron'schen Blätter. Das nannte man Toleranz in der Literatur und Freiheit der Presse! Nach sieben Monaten durfte Fréron auf Verwenden Stanislaus' von Polen seine Publikation wieder beginnen und änderte endlich 1754 den Titel „Lettres“ in den bekannten der „Année

littéraire“ [1]. Diese kritische Zeitschrift, die den Haupttitel Fréron's auf den Dank und die Verehrung der Nachwelt ausmacht, war für ihn zwanzig Jahre hindurch eine Festung, aus der er, wie ein unermüdlicher, scharfzielender und wohlversorgter Kanonier, alle seine Feinde, die meistens auch die Feinde seines Landes und seiner Religion waren, mit den gefährlichsten Bomben zu erreichen wußte. Anfangs ging Alles so ziemlich glatt ab für Voltaire, wenn auch einige Kritiken nicht gerade nach dem Geschmack der Eitelkeit des Philosophen waren.

In seinem „Brief“ vom 10. September 1745 gab er eine ganz meisterhaft gemischte Charakteristik Voltaire's als Schriftsteller und Mensch; Lob und Tadel sind so eng mit einander verwoben, daß es für den Dichter unmöglich war, das Gesagte offen anzugreifen, aber im Geheimen kochte es doch vor lauter Wuth gegen den kühnen Buben, der es gewagt, sich an ihm zu vergreifen. Die Charakteristik ist fast nur eine Erweiterung, bisweilen sogar ein wörtlicher Abdruck eines vielcitirten Portraits, über dessen wahren Auctor man noch immer nicht im Klaren ist, und das wahrscheinlich ebenfalls aus Fréron's Feder stammte. Hier einige der Hauptzüge aus diesem Portrait:

„Herr von Voltaire bleibt unter dem Durchschnittsmaß großer Menschen, d. h. ein wenig über den Mittelmäßigen; er ist mager, von trockenem Temperament, hat eine verbrannte Galle, ein knochiges Gesicht, eine geistreiche, kaustische Miene und blitzende, schelmische Augen. Das ganze Feuer, das seine Schriften durchlodert, glüht ebenfalls in seiner Haltung. Er ist lebhaft bis zur Ausgelassenheit, feurig geht er hin und her, blendet und sprüht. Ein Mann mit solcher Naturanlage muß nothwendig kränklich sein, das Schwert verschleißt die Scheide. Heiter aus Complexion, ernst aus Gesundheitsrücksichten, offen ohne Freimüthigkeit, politisch ohne Feinheit, gesellig ohne Freunde, kennt er die Welt und vergißt sie. Morgens Aristippus und Abends Diogenes.

„Er liebt die Größe und verachtet die Großen, verkehrt ungezwungen mit ihnen, befangen mit seinen Standesgenossen. Sein Umgang beginnt mit Höflichkeit, fährt fort mit Kälte und endet mit Ekel. Gefühlvoll ohne Anhänglichkeit, sinnlich ohne Leidenschaft, hält er an Nichts fest aus Wahl, an Allem aber aus Unbeständigkeit. Er philosophirt ohne Principien, und sein Verstand hat bisweilen eben solche Anfälle, wie die Narrheit Anderer. Bei seinem geraden Geist und seinem ungerechten Herzen denkt er Alles und verlacht Alles. Wüstling ohne Naturhang, versteht er es, ohne Sitten Sittlichkeit zu predigen. Eitel ist er bis zum Übermaß, aber noch mehr eigennützig

[1] Daher der Name âne littéraire, den Voltaire nicht müde wird, dem Kritiker zu geben.

als eitel, und er arbeitet mehr um Gold als um Ehre; er hungert und dürstet nach Geld; er zwingt sich zur Arbeit, um sich zu zwingen, das Leben zu genießen; er war geschaffen, um zu genießen, sucht aber wirklich nur Schätze zu sammeln. Das ist Voltaire als Mensch, und Folgendes als Schriftsteller:

„Er ist ein geborener Dichter, und die Verse kosten ihm nur zu wenig. Diese Leichtigkeit schadet ihm, er mißbraucht sie und bietet kaum etwas Vollendetes. Da er ein leichter, geistvoller und feiner Schriftsteller ist, so sollte nach der Poesie die Geschichte sein Fach sein, wenn er nur weniger philosophirte und niemals Parallelen zöge . . .

„Man hat schon längst gesagt, daß ein Schriftsteller ohne Parteileidenschaft und Vorurtheile ein Mann ohne Religion und Vaterland sein müßte. Auf diesem Wege aber schreitet Herr von Voltaire mit großen Schritten der Vollkommenheit entgegen. Am allerwenigsten kann man ihn der Voreingenommenheit für seine Nation zeihen, man will im Gegentheil eine Art an ihm bemerkt haben, die der Krankheit des Alters nahekommt, vermöge deren die Greise immer das Vergangene loben und unzufrieden sind mit der Gegenwart. Herr von Voltaire ist immer unzufrieden mit seinem Vaterland, und lobt bis zum Übermaß Alles, was tausend Meilen von ihm entfernt ist. In dem Punkt der Religion glaubt man, daß er selbst unentschieden (?) ist . . .

„Herr von Voltaire besitzt viele Kenntnisse der in- und ausländischen Literatur und jene allgemeine Bildung, die heutzutage so sehr an der Mode ist. Er ist Politiker, Physiker, Geometer, er ist Alles, was er will, aber in Allem oberflächlich, jeder Gründlichkeit unfähig. Und doch, das muß ein reger Geist sein, der wie der seinige Alles auch nur obenhin berühren will. Sein Geschmack ist mehr fein als sicher. Als ein geistreicher Satiriker und schlechter Kritiker liebt er die abstracten Wissenschaften, und das kann Niemand wundern. Die Phantasie ist sein Element, aber Erfindung keineswegs seine starke Seite, und man staunt darüber. Man macht ihm zum Vorwurf, daß er sich niemals in einer vernünftigen Mitte halte; bald ist er Philanthrop, bald über die Maßen Satiriker. Um Alles in einem Worte zu sagen: Herr von Voltaire will ein extraordinärer Mensch sein und ist es auch ganz sicherlich."

Man urtheile, ob Voltaire mit diesem, wenn auch immer noch viel zu lobenden Portrait zufrieden sein konnte. Leider hatte Fréron einige Zeit später die Schwäche — es ist nicht ausgemacht, ob man sagen soll: die Feigheit — das schlechte Gedicht über „das Naturgesetz" gegen andere Kritiker in Schutz zu nehmen. So lavirte man gegenseitig eine lange Reihe von Jahren. Dann aber kam das Jahr 1760 mit der Recension über die Komödie Voltaire's: „Die Frau hat Recht". Fréron konnte weder die Kunst noch die Moral dieses Stückes loben, beide waren unter aller Kritik, und das sagte denn auch die Recension in ziemlich gemäßigten Ausdrücken, die aber immerhin stark genug waren, um den lange angesammelten Haß Voltaire's zu entflammen und jene schmachvolle Rache

der „Ecossaise“ hervorzurufen. Unter diesem Titel wurde nämlich im Mai 1760 ein angeblich aus dem Englischen übersetztes Machwerk auf die Pariser Bühne gebracht und mit unglaublichem Aufwand von Cabalen und Intriguen aufgeführt. Gegen wen dasselbe gerichtet war, zeigte hinlänglich der Name des Haupthelden Wasp-Frélon (Anspielung auf Fréron!). Fréron hatte schon vor der ersten Aufführung des Stückes Kenntniß davon erhalten und im Voraus eine Kritik desselben veröffentlicht. In Bezug auf das persönliche Moment heißt es darin mit feiner Ironie:

„Man gibt der Persönlichkeit Frélon's (in der Komödie) die Eigenschaften eines Blätterschreibers, eines Spitzbuben, einer Kröte, Eidechse, Natter, Spinne, Vipernzunge, eines Narrenkopfes, Schmutzherzens, Bösewichts, Hundsbuben, Ausgeschämten, Feiglings, Spionen, Bullenbeißers u. s. w. Nun ist mir gesagt worden, daß einige kleine Zeitungsschreiber behaupten, ich (Fréron) sei unter dem Namen Frélon's gemeint. Trefflich, mögen sie es glauben oder thun, als glaubten sie es, und mögen sie meinetwegen auch Andere davon zu überzeugen suchen. Aber sollte es wirklich der Fall sein, daß der Verfasser der Komödie mich gemeint habe, so schließe ich daraus allein schon, daß Herr von Voltaire dieser Verfasser nicht ist. Dieser große Dichter, der viel Genie besitzt und besonders viel Erfindungsgabe hat, würde sich niemals herabgelassen haben, ein Plagiat an Herrn Piron zu begehen, der schon lange Zeit vor der Ecossaise mich sehr geistreich mit dem Namen Frélon bedacht hat. Freilich hatte auch Piron dieses Witzwort, diese Blitzidee, dieses unglaubliche Wunder von Geistreichigkeit dem unsäglich witzigen Herrn Chevrier entlehnt. Würde zudem Herr von Voltaire es jemals gewagt haben, einen Menschen als Spitzbuben zu behandeln? Er kennt viel zu wohl die Rücksichten, die er sich selbst und Anderen schuldet. Würde ich mich bei diesem Haufen von Schmutzreden länger aufhalten, so könnte man noch glauben, ich fühle mich beleidigt, und doch kann ich gestehen, daß ich mich im Gegentheil vielleicht noch mehr als meine Feinde darüber freue. Ich bin seit lange schon an dergleichen gewohnt, und bitte Sie nur, eine kleine Anekdote, die aber *sehr wahr ist*, anzuhören. Vor neun oder zehn Jahren lebte am Hofe von Berlin ein sehr berühmter Dichter, von dem ich indessen ausgesagt hatte, daß eine seiner Tragödien nicht sehr gut sei. Eines Tages nun kam der verstorbene Prinz von Preußen, der meine Zeitschrift las, zu dem Dichter und fragte ihn, ob keine Nachrichten aus Paris gekommen seien, worauf dieser erwiederte, er habe durchaus nichts erhalten. Zufällig kam die Rede auf mich. ‚Ach,‘ rief da der Dichter gerührt aus, ‚dieser arme Fréron! Ich vergaß Eurer Hoheit zu sagen, daß Fréron zu den Galeeren verurtheilt ist; er ist, wie man mir heute Morgen schrieb, bereits mit Ketten beladen abgeführt worden.‘ Man fragte nun den Dichter nach den Ursachen eines solchen Unglücks und wünschte den Brief zu sehen, der eine so seltsame Kunde gebracht habe. Er antwortete, man habe ihm

bloß die Thatsache ohne weitere Begründung mitgetheilt, den Brief habe er leider nicht bei sich. Das war genug, um die ganze Nachricht in den Bereich der geistreichen Erfindungen zu verweisen, über die man höchstens lacht. Ich selbst wenigstens habe darüber gelacht, als der verstorbene Herr de La Mettrie, der Marquis d'Argens, Herr d'Arnaud und Herr Desormes mir von Berlin aus diesen glücklichen Witz mittheilten."

Über eine solche Kritik, die dem Stück und dem Auctor zugleich allen Boden unter den Füßen wegzunehmen schien und doch in der Form so unangreifbar wie in der Sache unwiderlegbar war, konnte Voltaire sich nur im Stillen ärgern, nach Außen aber nichts Anderes thun, als einige der gröbsten Ungerechtigkeiten gegen den Kritiker aus dem Stück ausmerzen und so der Recension womöglich die Spitze abbrechen [1]. Dann wurden Cabalen und Intriguen angesponnen, um der Aufführung wenigstens einen äußeren Erfolg zu geben. Fréron hatte den Muth, mit seiner Gattin dieser Aufführung auf dem ersten Platze beizuwohnen, allein die arme Frau fiel bereits nach den Ungezogenheiten der ersten Scene in Ohnmacht und mußte fortgetragen werden [2]. Der Kritiker selbst hielt bis zum Ende aus, trotz des Hohngeschreies, Pfeifens und Scharrens einer durch bestochene Söldlinge zum Lachen und Toben aufgereizten Menge. Aus dem Theater begab sich Fréron aber an das Pult und schrieb jenen berühmt gewordenen Theaterbericht „Relation d'une grande bataille", wohl eines der glänzendsten Stücke nicht bloß in der Sammlung Frérons, sondern der der Literaturkritik jener Zeit überhaupt. Die Folge war, daß bald die Lacher auf Seiten Frérons standen, das Stück sich im Ganzen nicht über 16 Abende halten konnte und Voltaire sich über die Maßen ärgerte, in Folge dessen auf Rache sann und wieder eine Ungezogenheit in Form eines Gedichtes „Der arme Teufel" beging. Um die Tonart dieses Gedichtes kurz zu geben, genüge es zu sagen, daß Fréron ein „Vermisseau né du c.. de Desfontaines" genannt wird. Man erlasse uns die Übersetzung und weitere Mittheilung. Es sollte übrigens noch besser kommen.

---

[1] Anfänglich hatte Voltaire der gedruckten Komödie ein Spottbild auf Fréron in Gestalt eines Esels vorsetzen wollen, der Kritiker kam aber auch diesem geschickt zuvor, indem er ankündigte, die Komödie werde mit dem Portrait des Autors geschmückt erscheinen.

[2] Das hinderte den „galanten" Voltaire durchaus nicht, die Gattin des Kritikers in einem Pamphlet als eine schmutzige Schlampel darzustellen, die nach der Aufführung der Ecossaise den Komödianten um den Hals fällt und ihren herzlichsten Dank ausspricht, daß man ihrem Manne endlich einmal die Wahrheit gesagt habe.

Im Jahre 1760 wurde Voltaire durch einige Herren und besonders durch den Odendichter Le Brun aufmerksam gemacht, eine „Enkelin" des großen Corneille lebe sammt ihren Eltern in der größten Armuth, es gezieme sich daher, daß Voltaire etwas für die Verwandten des großen Dichters thue. Voltaire antwortete, nichts könne einem alten Soldaten besser anstehen, als der Enkelin seines Generals einen Dienst zu erweisen. Freilich könne er, der Kirchen (!?), Schlösser und Theater zu bauen, und überdieß für eigene arme Verwandte zu sorgen habe (?), für Fremde nicht so viel thun, als er wohl möchte; trotzdem wolle er die kleine Corneille zu sich nehmen, sie erziehen und für ihre Aussteuer sorgen. Kaum hatte Le Brun diese Antwort des Patriarchen erhalten, so beeilte er sich auch, theils um sich selbst wichtig zu machen, theils um den wankelmüthigen Philosophen zu binden, seine Ode sammt der Antwort Voltaire's und einer Beantwortung derselben zu veröffentlichen. Diese Broschüre fiel natürlich bald in Fréron's Hände, und gerade Fréron hatte ein Recht, in dieser Angelegenheit ein Wort mitzusprechen. Kein Anderer als Fréron hatte nämlich zuerst von der Noth der sogenannten Enkelin Corneille's Kunde erhalten und die ersten Schritte gethan, dieser Noth zu steuern. Die Eltern erhielten eine starke Unterstützung, der Vater außerdem eine Anstellung, und die 16jährige Tochter wurde einem Kloster zur Erziehung übergeben. Das war doch von einem durchaus nicht reichen Literaten wie Fréron ganz gewiß schön gehandelt, noch schöner aber war es, daß er über dieses Werk der Nächstenliebe schwieg. Sollte nun einmal mit der vorgeblichen Enkelin des großen Corneille [1] Lärm geschlagen werden, so hätte die Gerechtigkeit es erfordert, die Handlungsweise Fréron's wenigstens im Vorübergehen zu erwähnen, nicht aber, wie es wirklich geschah, alles Gute auf Voltaire allein zu übertragen. Man kann sich nun sehr leicht denken, daß der Kritiker durch solches Vertuschen empfindlich berührt nnd deßhalb zu einer etwas bissigen Recension versucht wurde, allein die Angelegenheit bot außer dem persönlichen Moment eine ernste moralische Seite. Diese griff Fréron mit Geschick auf und endigte seine Besprechung der ohne Barmherzigkeit langen und bombastisch lobhudelnden Ode Le Brun's mit folgenden Worten: „Es scheint aus dem Lärm, den man

[1] Voltaire wußte recht wohl, daß das Mädchen, weit entfernt, eine Enkelin Corneille's zu sein, nicht einmal rechtlich diesen Namen tragen durfte, aber diese Kenntniß paßte ihm nicht in seine Rechnung und gegen besseres Wissen fuhr er fort, sie als die Enkelin Pierre Corneille's auszugeben.

über die Adoption der jungen Corneille schlägt, hervorzugehen, daß man bei Herrn von Voltaire derlei Beweise eines guten Herzens nicht gewohnt ist, und daß es zu den größten Seltenheiten gehört, wenn man ihn einen mitleidigen Blick auf eine Unglückliche werfen sieht. Aber vergißt man denn, daß er kaum vor einem Jahr dieselbe Wohlthat dem Herrn L'Ecluse, einem ehemaligen Schauspieler der komischen Oper, erwiesen, daß er diesen Herrn bei sich bewirthet, ihn nährt und wie einen Bruder behandelt? — Man muß zugeben, daß Fräulein Corneille bei ihrem Austritt aus dem Kloster in gute Hände geräth."

Die blutige Ironie dieses Schlusses war jedem Leser fühlbar, und wer dazu das Leben in Ferney, den cynischen Onkel und die noch cynischere Nichte kannte, mußte sich wirklich über das Loos eines bis dahin unverdorbenen Kindes entsetzen, das „beim Austritt aus dem Kloster in solche gute Hände gerieth". Dieser eine Gedanke war im Stande, Alles, was noch irgendwie christlich und edel dachte, die Handlungsweise Voltaire's nicht mehr für groß und schön halten zu lassen. Das fühlte der Patriarch sehr wohl; Beweis dafür sind die Hunderte von Briefen, die er zu seiner Rechtfertigung und Verleumdung Fréron's nach allen Seiten schrieb. Aber die Briefe, die sich zudem offen widersprachen, halfen nichts, besonders seit es ein öffentliches Geheimniß war, daß Fräulein Corneille in Ferney zur Komödiantin ausgebildet wurde. Man gab Fréron Recht und bedauerte das arme Geschöpf, das „in so gute Hände gefallen". Immer mehr gereizt, dictirt endlich Voltaire seiner Nichte eine Anklage auf Verleumdung gegen Fréron, eine andere deßgleichen dem Exkomödianten L'Ecluse, eine dritte endlich dem Vater der „Enkelin Corneille's". Letzterer sah keinen Grund zur Klage, die Anderen wurden als unberechtigt zurückgewiesen. Was war zu thun? „Das Anständigste, Mildeste und Gemäßigtste wäre noch, den genannten Fréron an der Thüre Corneille's mit Prügeln todtzuschlagen; es ist nicht genug, ihn lächerlich zu machen, das Plaisir besteht darin, ihn zu vernichten." Zu dieser Rache aber wollte sich Niemand anbieten, und es blieb kein anderes Mittel mehr übrig, als das Pamphlet. Und Voltaire setzte sich wirklich hin und schrieb „Anecdotes" über Fréron, Anekdoten, die im Privatleben des Kritikers von dessen frühester Jugend bis zum damaligen Augenblick auch keinen reinen Fleck ließen. Diebstahl, Unzucht, Unmäßigkeit, Grausamkeit, kurz, die sieben Hauptsünden figurirten in diesen Anekdoten in den abschreckendsten Beispielen. Das Ganze war zudem in einem Stile gehalten, daß Voltaire nicht bloß jede Verantwortung dafür auf Andere schob, sondern

auch in Übereinstimmung mit der Wahrheit bekannte, „diese Anekdoten seien etwas so Gemeines, Erbärmliches und Schmutziges, bildeten ein solches Gemengsel von ekelhaften Markt- und Sakristei-Abenteuern, daß nur ein Pfaff („Porte-Dieu“), oder ein Lumpensammler eine ähnliche Geschichte hätte schreiben können“ [1]. Der Lumpensammler aber war Voltaire selbst. Jede Kritik hört natürlich hier auf, wo nach dem Urtheil des Autors selbst der Ekel und Schmutz beginnt. Nicht zufrieden mit diesen „Anekdoten“, ließ Voltaire bald darauf den „18. Gesang der Pucelle“, die Capilotade, folgen [2]. Fréron begnügte sich mit einer gemäßigten Kritik und dem Hinweis auf das Plagiat, das Voltaire am Don Quixote begangen hatte. Allein bald sollte Fréron eine andere Art der Rache Voltaire's und seiner Genossen empfinden. Die Sache hat ihre lehrreiche Seite und darum erzählen wir sie.

Im Jahre 1770 schrieb der Kritiker in seiner „Année littéraire“ folgende geheimnißvolle Worte: „Sollte man während der letzten Jahre einige Nachlässigkeit in der Redaktion dieser Blätter bemerkt haben, so werden Publikum und Literaten eines Tages erfahren, daß dieß nicht die Schuld des Herausgebers war.“ Publikum und Literaten warteten freilich noch zwei Jahre, dann aber kam auch die ganze Enthüllung einer infamen Cabale. Da nämlich kein Mittel genützt hatte, den Kritiker, „der ebenso wenig der Philosophen Lehre, als ihren emphatischen Stil ausstehen konnte, der, obgleich ein schwaches Rohr, die Frechheit hatte, sich nicht vor den majestätischen Cedern beugen zu wollen“, auf legalem Wege mundtodt zu machen; da selbst die unwürdigsten Verleumdungen nicht hinreichten, Fréron's Credit zu untergraben, beschloß man, auf eine andere Weise gegen den „literarischen Esel“ vorzugehen. Bereits hatte man dem bisherigen Censor Fréron's, den Abbé Trublet, so zugesetzt, daß er, der Sache überdrüssig, seine Demission gab. Um nun einem ähnlichen Übel zu entgehen, bat Fréron den Minister um einen Censor, der sowohl dem Publikum als ihm selbst unbekannt, und so vor jeder Art von Gehässigkeit und Beeinflussung sicher sein sollte. Ein dem Censor und dem Auctor bekannter Mann sollte die Artikel übermitteln. Der Minister erklärte sich einverstanden und Alles ging eine Zeitlang trefflich, bis die Philosophen das Geheimniß erfuhren und den vermittelnden Artikelträger bestachen. Dieser brachte die Arbeiten zu irgend

[1] An Dalembert, 8. April 1777.

[2] Vgl. oben S. 349

einem Vertrauten; was irgendwie der Philosophie schaden konnte, wurde bezeichnet und als von der Censur verworfen dem Auctor zurückgestellt. Fréron verlor auf diese Weise nicht nur die markantesten und schneidendsten seiner Aufsätze, sondern sah sich auch genöthigt, schnell hingeworfene Lückenbüßer in das Blatt zu rücken, um das regelmäßige Erscheinen desselben nicht zu stören. Die Übelstände machten sich bald sehr fühlbar, das Interesse des Publikums und der Werth des Blattes nahmen natürlich ab, und Voltaire triumphirte. Endlich nach vier Jahren (1766—1770) entdeckte Fréron den Betrug, theilte ihn aber dem entrüsteten Publikum erst zwei Jahre später in einer beredten und durchschlagenden Weise mit.

Unterdessen war Hochzeit in Ferney gewesen. Lange schon, bereits kurz nach der Ankunft Marie Corneille's in Ferney, hatte Voltaire nach einem Freier für sie gesucht, und sich nicht gescheut, eine so intime Angelegenheit in die Öffentlichkeit seiner Streitigkeiten mit Fréron hineinzuziehen. Bald stellte sich ein „Halbphilosoph“ als Bewerber ein, die Zukünftige war eben auch „noch keine fertige Philosophin. Sie fing an, ein wenig zu schreiben, konnte mit einiger Mühe lesen, und lernte mit leichter Mühe Verse auswendig, sie war ein gutes Kind“. Allein „da es für die Mädchen eine eigene Vorsehung gibt“, entdeckte man mit ihrer Hilfe noch im entscheidenden Augenblick, daß der Halbphilosoph kein Geld, aber viele Schulden habe, und damit ist auch ein Philosoph nur ein — Lump. Also fort mit ihm. Die „Verlassene“ mußte sich trösten. Im Jahre 1763 war endlich ein rechter Bräutigam gefunden:

„Ich verheirathe Frl. Corneille nicht an einen Halbphilosophen, der des Dienstes überdrüssig, mit seinen Eltern und mit sich selbst zerfallen und voller Schulden ist, sondern mit einem jungen Dragonercornet, Dupuits, einem höchst liebenswürdigen Edelmanne von angenehmen Sitten, sehr hübschem Äußern, verliebt, geliebt und von hinreichendem Vermögen. Wir sind einig und waren es im ersten Augenblick, ohne Erörterung, wie man ein Souper arrangirt ... Ich denke, es wäre passend, wenn Seine Majestät erlaubte, in den Contract zu setzen, daß dieselbe die 8000 Livres für Ihre Subscription (auf den Commentar) als Mitgift für Marie gebe. Ich werde die Clausel aufsetzen. Das macht furchtbares Aufsehen: der Name des Königs in einem Heirathscontract im Jura! Die Kleine ist entzückt und sagt ganz naiv, sie habe den Halbphilosophen nicht ausstehen können!“

Man muß gestehen, „die Kleine“ war in gute Hände gefallen und hatte sich bilden lassen. Es stand nun der Heirath nichts mehr im Wege, Philosophie und Geld waren vorhanden, es fehlte noch die Zu-

stimmung des Vaters, um den sowohl Voltaire als die Tochter sich bisher so wenig gekümmert hatten, daß sie nicht einmal seine Adresse kannten. Als diese nach vielem Suchen aufgetrieben war, stellte man dem armen Manne die folgenden Bedingungen: für sein Jawort solle er 25 Louisd'or erhalten, sich damit in einen verborgenen Winkel der Provinz zurückziehen und sich beileibe nicht unterstehen, zur Hochzeit seiner Tochter zu kommen. Auf solche Forderungen aber wollte der ärmste Vater nicht eingehen, und erst als man ihn all' seiner Hilfsmittel zu berauben drohte, unterzeichnete er den schmachvollen, grausamen Contract. Die Eltern zogen in die Verbannung nach Evreux; in Ferney feierte die Tochter, mit deren Znstimmung Alles geschah, ihre fürstliche Hochzeit. — Und man redet bis heutigen Tages noch immer von der Großmuth Voltaire's gegen die Nachkommen des großen Corneille! Vierzehn Tage nach der Hochzeit traf in Ferney ein wirklicher Urenkel Pierre Corneille's ein, hungrig und arm, aber mit guten Papieren versehen. Er hatte in seinem Elend von dem Glück Mariens gehört, und im Glauben, es sei seiner gleichnamigen Schwester, die bis dahin als Küchenmagd irgendwo diente, begegnet, war er herbeigeeilt, an diesem Glücke theilzunehmen. Gegen die Richtigkeit seiner Aussage konnte Voltaire nichts einwenden, trotzdem wurde der Knabe nicht einmal zu seiner Verwandten vorgelassen, sondern mit einem kleinen Zehrpfennig abgewiesen. Wir werden jedoch weniger hart über Voltaire's Verhalten gegen die wahren Abkömmlinge Corneille's urtheilen, wenn wir erst sehen, mit welchem Mangel an Pietät er den großen Dichter selbst behandelte. Um nämlich der vorgeblichen Urenkelin eine Mitgift zu verschaffen, kündigte Voltaire eine von ihm mit Noten versehene Ausgabe der Dramen des Urgroßvaters an. Der „Commentar" ist weiter nichts als eine verblümte Satire auf Corneille, und eine solche ist bei keinem andern französischen Auctor in gleichem Maße zu fürchten, wie bei dem von Natur etwas gar sublimen, emphatischen Dichter des Cid. Voltaire schrieb in der That diesen Commentar aus keinem andern Grunde, als weil er, wie Diderot sagt, „Feind jeglicher Art von Piedestale war" (das eigene ausgenommen). Selbst Dalembert mußte von diesem Commentar gestehen, „daß es nicht genüge, Recht zu haben — man müsse auch anständig sein". Und in der That, anständig war es gerade nicht, wenn Voltaire den großen Dichter „den Vater des Galimatias und des Theaters" nennt, ihn „bald als Gott und bald als Karrossengaul" behandelt. Allein die Franzosen haben nicht das ausschließliche Recht, auf Voltaire zu zürnen; war dieser doch „Feind aller

Piedestale" und jeden Ruhmes. Homer ist ihm „ein Schwätzer, unlesbar, sterblich langweilig, ohne Affect und Gefühl, tief unter dem Tasso und dem Ariost stehend"; Virgil „kalt, unangenehm", Dante „ein Narr", sein Werk „ein Monstrum, obgleich es Päpste in die Hölle setzt"; Milton „ein Barbar, der in 10 Büchern harter Verse einen Commentar über das erste Kapitel der Genesis schreibt, ein grober Nachahmer der Alten u. s. w.; Shakespeare — doch das wissen wir schon, „ein betrunkener Dorfhanswurst"; Camoëns „nicht werth, von Laharpe übersetzt zu werden". So dachte Voltaire, der Begründer der neuen Bildung, über die Meisterwerke der Nationen!

Daß Fréron solche offenbaren Blößen des Patriarchen nicht schonte, versteht sich; auch die andern Philosophen, die immer kecker mit ihren unheilvollen Lehren hervortraten, fürchtete er nicht, und so kam es denn endlich 1776 zu einer förmlichen Unterdrückung der Année littéraire. Fréron überlebte diesen Schlag nicht, er starb 57 Jahre alt und sein letztes Wort soll gewesen sein: „Die Unterdrückung meiner Revue ist ein persönliches Unglück, das Niemand abhalten soll, auch künftig die Monarchie zu vertheidigen; das Glück Aller hängt mit ihrem Schicksal zusammen." Durch diesen Satz gab Fréron klar die ganze Tendenz seiner schriftstellerischen Thätigkeit und sein Verständniß der Zeit zu verstehen. In der Literatur seiner Tage sah er mehr als eine Verirrung des Geschmackes, ja selbst mehr als einen Abfall von der ächten Philosophie; Glaube und Vaterland sah er bedroht, hinter dem Altar, den die Philosophen stürmen wollten, stand der Thron, und mit diesem Thron und Altar hing das Wohl der französischen Gesellschaft zusammen.

Fréron's Name war geraume Zeit nur noch den Lesern Voltaire's geläufig, und es ist leicht abzunehmen, welches Bild diese von dem Kritiker haben mußten. In neuerer Zeit jedoch ist man auch diesem Opfer Voltaire'scher Verleumdung gerechter geworden, und erklärt ihn mit vollem Recht für einen der besten, geistreichsten und charaktervollsten Kritiker des achtzehnten Jahrhunderts [1].

„Fréron," sagt Maynard, „ist die stolzeste und kühnste Figur der Literatur des letzten Jahrhunderts. Was der großartige Christoph de Beaumont in der Kirche war, das war Fréron auf dem journalistischen Gebiet. Wahr=

[1] Vergl. Monselet Fréron ou l'illustre critique. Paris 1864. — Fréd. Godefroy, Hist. de la littér. franç. t. III. p. 381 ss. Auch einzelne Artikel in der Revue des deux Mondes, Monde catholique u. s. w.

hafter Ismael der Literatur, erhob er seine Hand gegen Alle, und Aller Hand war erhoben gegen ihn. Während dreißig Jahren kämpfte er an gegen alle Gewalten seiner Zeit, gegen den König Voltaire und gegen die (Theater-) Königin Clairon, zu deren Füßen selbst ein Voltaire seine Krone niederlegte; er kämpfte an gegen die Encyklopädie und gegen die Minister, welche die Encyklopädie bedienten! Weder Drohungen noch Versprechen vermochten ihn zu beugen."[1]

Voltaire selbst hat zum Ruf und zum Einfluß Fréron's unwillkürlich sehr viel beigetragen durch die Furcht, die der dictatorische Dichter vor dem unbeugsamen Kritiker zeigte. Öffentlich zwar gab Voltaire sich Mühe, den Journalisten, seinen Namen und sein Blatt zu ignoriren, „es war ihm stets nur durch Zufall ein Blatt eines gewissen Fréron in die Hände gefallen" u. dgl., in Wirklichkeit aber wußten die Freunde von Ferney und das Publikum recht wohl, „daß es die Blätter Fréron's vor allen periodischen Schriften aus Paris waren, die Voltaire am eifrigsten las. Wenn er eine neue Nummer erhielt und sie in die Hand nahm, so bemerkte man mehr wie einmal, daß diese Hand zitterte, gleich derjenigen eines Verbrechers, der sein Urtheil zu halten glaubt. Der Prinz de Ligne erzählt seinerseits, wie Voltaire in ruhigen Augenblicken die Überlegenheit Fréron's zugestehen mußte und auch wirklich behauptete, daß die Année littéraire die erste vortrefflichste Zeitung sei"[2]. Trotz dieses Zeugnisses aber wird Fréron immer der „literarische Esel" bleiben, denn dort, wohin das Meer seinen Gischt spritzt, wächst kein Gras mehr, und wessen Ruf einmal, wie derjenige Des Fontaines', J. B. Rousseau's oder Fréron's mit Voltaire'schem Spott begeifert wurde, der mag auf die ewige Vergeltung hoffen, die zeitliche wird ihm nicht gegeben werden.

---

[1] Voltaire t. II. p. 323.
[2] Prince de Ligne, Mél. t. XXVII. p. 198.

29. Letzte Reise nach Paris. Der Tod.

1778.

Mit der Abreise des jungen Ehepaares ward es einsam auf Ferney. Es wäre nichts leichter gewesen, als neue Gäste einzuladen, aber die lächerliche, leider nicht grundlose Eifersucht der beiden Alten erlaubte es weder dem Patriarchen noch der Nichte, junge Leute zuzulassen. Noch in seinem zweiundachtzigsten Jahre hatte Voltaire ein Verhältniß angeknüpft, das ihm hätte verhängnißvoll werden können, von dem jedenfalls die eleganten Salons in Paris recht viel Unerbauliches und Lächerliches zu erzählen wußten. So vertrauerten und verkümmerten sich die Alten eine geraume Zeit das Leben, bis sie es schließlich nicht mehr allein aushielten. Eine junge Person, Fräulein von Varicourt, wandte sich an Voltaire um Hilfe gegen ihren mit Kindern reich gesegneten Vater, der sie in's Kloster stecken wollte. „Diese Seele muß man dem Teufel entreißen," entschied der Patriarch, und das Fräulein kam nach Ferney, wo sie unter dem Namen von Belle-et-Bonne der Nichte zur Erziehung übergeben wurde. Im December 1777 wurde sie an den Marquis de Villette verheirathet, blieb aber mit ihrem Mann in Ferney, wo sie fortan, zugleich mit der Nichte, an einem gemeinsamen Plan arbeiteten. Es galt nichts Geringeres, als den Onkel zu einer Reise nach Paris zu bestimmen, auf das alles Sehnen der Nichte und der Villette stand. Auch Voltaire trug ein großes Verlangen, die Hauptstadt wiederzusehen, allein die Furcht hatte ihm bisher den Gedanken daran als Unmöglichkeit erscheinen lassen. Die jungen Leute suchten geschickt diese Furcht zu bekämpfen. Man ließ sich Briefe aus Paris und Versailles schreiben, die von nichts als von Huldbeweisen allerhöchster Personen erzählten, unter denen sogar die junge Königin, Marie-Antoinette, und mehrere königliche Prinzen genannt waren. Voltaire lauschte mit begierigem Ohr auf so süße Lockungen, allein sein Herz war skeptisch geworden, er glaubte den Briefen nicht recht. Als er nebst anderen Stücken nun auch seine Spätlingsfrucht „Irene", die Tragödie seines dreiundachtzigsten Jahres,

nach Paris schickte, wußte man ihn zu überreden, daß seine persönliche Gegenwart nöthig sei, um die Aufführung zu überwachen. So wurde also endlich nach langen Bedenken die Reise beschlossen, wenn auch vorderhand nur eine sechswöchentliche Abwesenheit von Ferney in Aussicht genommen wurde.

Um nicht im letzten Augenblick eine Sinnesänderung möglich zu machen, reisten die Nichte und die Villettes am 3. Februar 1778 voraus und Voltaire mußte ihnen zwei Tage später wohl oder übel nachfolgen. Der Abschied von Ferney soll ihm schwer geworden sein, allein auf der weiteren sechstägigen Reise war er äußerst aufgeräumt, plauderte, ließ sich vorlesen und versuchte es sogar, in einer Anwandlung von Übermuth, dem Secretär einen Rausch anzuhängen, um sich vor dessen griesgrämigen Bemerkungen gegen die Reise zu bewahren[1]. Auf der ganzen Reise, die so viel wie möglich im strengsten Incognito gemacht wurde, war der Philosoph nichtsdestoweniger überall erkannt und mit wahrem Triumph begrüßt worden, was ihm jedoch insofern minder angenehm war, weil er immer fürchtete, es möge ein Befehl des Königs ihm den Eintritt in die Hauptstadt verwehren. Als man endlich am 10. Febr. an der Barrière von Paris der Gewohnheit gemäß nach Contrebande fragte, gab Voltaire zur Antwort, es sei keine da, als er selbst. Man ließ ihn passiren und Nachmittags halb vier Uhr stieg er im Hotel des Marquis de Villette ab; er fühlte sich noch so rüstig, daß er sich bereits nach einer halben Stunde zu Fuß aufmachte, um seinen alten Freund, d'Argental, zu besuchen, den er jedoch nicht zu Hause traf.

Kaum war er in sein Hotel zurückgekehrt, so begann auch eine wahre Prozession vor diesem Hause aufzuziehen. Die Nachricht seiner Ankunft hatte sich wie ein Lauffeuer durch Paris verbreitet und Alles wollte ihn sehen, ihn begrüßen und ein geistreiches Wort von ihm vernehmen. Die Akademie sandte eine Deputation, die Schauspieler, die soeben den berühmtesten unter ihnen und den besten Interpreten Voltaire'scher Stücke, Le Kain, verloren hatten, erschienen vollzählig. „Ich kann künftighin nicht ohne euch leben!“ rief ihnen der Meister zu, und gab sich sofort daran, Irene zu lesen, oder vielmehr seiner Gewohnheit gemäß durchzuheulen. Die Nacht brachte er mit der Correctur

[1] Wagnière war theils aus Vorsorge für Voltaire, seinen Brodherrn, theils auch aus Liebe zu Weib und Kind, die er in Ferney ließ, durchaus gegen die Übersiedlung.

der letzten Acte zu, und legte dann die Rollen so zurecht, daß er sie am folgenden Morgen sofort an die Spieler vertheilen konnte. An diesem Morgen begannen die Besuche noch zahlreicher, als am vorigen Abend, und man zählte bis zu dreihundert Personen auf einmal in den Vorzimmern und Gängen; das Journal von Paris erschien Abends mit einer langen Reihe von geistreichen Bemerkungen, die bei diesen Besuchen gemacht worden waren, wobei besonders die Damen reich bedacht wurden, „die sich nach der Bemerkung der Frau von Genlis abmühten, träumten und quälten, irgend ein sinniges Wort anzubringen, oder eine Schmeichelei zu erhaschen, und sich dann einbildeten, einen Theil vom Ruhme ihres Abgottes heimzutragen". Unter andern Damen erschien auch die gefallene du Barry, die Voltaire noch kaum fünf Jahre vorher wegen ihrer bekannten Stellung am Hofe gefeiert hatte. Bis zu welcher Tollheit die Verehrung des Philosophen getrieben wurde, zeigt so recht jene Anecdote von dem Enthusiasmus, welchen die allergewöhnlichsten Worte Voltaire's hervorriefen. Einmal rieth er einer Dame, sie solle bei ihrem Magenleiden oft „Eidotter mit Erdäpfelmehl und Wasser" nehmen. Eine hochgestellte Person rannte bei diesen Worten wie bezaubert von dannen und rief: „Welch ein Mensch! welch ein Mensch! Aber auch kein einziges Wort seines Mundes entbehrt des Witzes! Eierdotter, Kartoffelmehl und Wasser!" [1]

Während sich jedoch die Hauptstadt in dieser kindischen Weise in Huldigungen gegen den Bannerträger jeder sittlichen Schmach und Gottlosigkeit wegwarf, kamen von Versailles ganz andere Nachrichten, als jene, die man in die untergeschobenen Briefe hineingeschrieben. Im Palais war man über Voltaire's Ankunft betreten, den Einen war sie zuwider, die Anderen setzte sie in Verlegenheit. Man hatte viel von der Vorliebe Maria-Antoinette's für Voltaire gesprochen, und es ist nicht zu läugnen, daß die junge Königin in diesem Punkte nicht vorsichtig genug war und ihre Neugierde, das Phänomen Voltaire zu sehen, etwas zu stark merken ließ. Sie hat später diese Schwäche nicht bloß erkannt, sondern auch beweint und mit ihrem Blute gesühnt. Ihr Gemahl, Ludwig XVI., hielt sie übrigens vor größeren Unklugheiten zurück; er allein blieb im Palais unangefochten von der allgemeinen Krankheit und weihte, wie sein Vater, dem Philosophen eine unwandelbare Abneigung und Verachtung. Er ließ sogar in den Registern der Verhaftsbefehle

[1] Me. de Ségur, Mémoires tom. I. p. 175.

nachschlagen, ob sich denn kein Actenstück finde, das Voltaire den Aufenthalt in Paris verbiete. Leider fand sich nichts, und ein solches jetzt zu erlassen, schien nicht rathsam. Die Prinzen waren auch getheilt, der Graf von Artois war Voltairianer, der Graf von Provence verhielt sich kalt. Außer dem König war es nur die Geistlichkeit, die in diesen Tagen der allgemeinen Tollheit — es war gerade während der Fastnacht — die Ehre der Vernunft und Sitte aufrecht erhielt. Der Erzbischof ging zum König und bat ihn, dem Ärgerniß im Hotel Villette ein Ende zu machen; die priesterlichen Mitglieder der Akademie besuchten seit Voltaire's Ankunft keine Sitzung mehr; der Pfarrer von St. Sulpice, in dessen Pfarrei das Hotel liegt, begehrte Zutritt zu Voltaire, wurde aber von den eifersüchtigen Freunden, besonders von Dalembert, der Nichte und dem Secretär, abgewiesen; ein anderer Priester, der schon in das Zimmer getreten war, wurde mit Gewalt fortgeschafft. Ein ehemaliger Jesuit, Abbé Gaultier, damals Kaplan der Unheilbaren, betrachtete Voltaire als sein Schäflein und legte es klüger an, um zu ihm zu gelangen. Er schrieb ihm am 20. Februar einen Brief, worin er von dem Gericht und der Ewigkeit sprach, und um eine Unterredung bat. Dieser Brief entging der Wachsamkeit der Umgebung, gelangte zu Voltaire und machte diesen so hinterdenklich, daß er dem Priester für den folgenden Tag die gewünschte Unterredung zusagte. Gaultier erschien, zahlreiche Besucher harrten im Vorsaal, Voltaire verabschiedete sie kurz, faßte den Abbé bei der Hand, führte ihn in sein Zimmer, ließ ihn neben sich Platz nehmen und fragte freundlich, was er ihm zu sagen habe. Gaultier erklärte dem Philosophen rundweg, er sei gekommen, um an ihm dieselbe Heilung vorzunehmen, die er vor wenigen Tagen an einem durch seine Liederlichkeit verrufenen Dichter[1] mit Gottes Gnade glücklich zu Stande gebracht habe, und stelle sich deßhalb vollständig zu Voltaire's Verfügung.

Kaum hatte Voltaire erfahren, daß Gaultier weder vom Erzbischof noch vom Pfarrer von St. Sulpice geschickt war, so wurde er die Freundlichkeit selbst und bot sich nun auch dem Priester zu jedem Gegendienste bereitwilligst an. Das war es nicht, was dieser wünschte. „Ich liebe Gott!" erklärte Voltaire. „Aber kann eine Liebe, die nicht thätig ist, wohl aufrichtig sein?" Voltaire wollte antworten, als ein Emissär der Secte eintrat, welchem das lange Gespräch mit einem Priester durchaus

[1] De Lattaignant.

nicht gefiel. „Herr Abbé, so endigen Sie doch," sagte der Eintretende, „Sie sehen wohl, daß Herr von Voltaire Blut speit und nicht viel reden kann." — „Aber mein Herr," unterbrach ihn Voltaire sehr lebhaft, „lassen Sie mich bei Herrn Gaultier, meinem Freunde; er schmeichelt mir nicht." Nun erschien auch Madame Denis und sagte mit einem süßsauern Lächeln: „Mein Onkel muß recht müde sein; ich bitte Sie, Herr Abbé, verschieben Sie das Geschäft auf ein andermal." Der Priester erhob sich und erhielt von Voltaire die Erlaubniß, bald wiederkommen zu dürfen. Kaum war Gaultier zur Thüre hinaus, so fragte Wagnière seinen Herrn, wie er mit dem Pfaffen zufrieden gewesen. „Er ist ein guter Schafskopf," war die Antwort.

Am folgenden Tage ließ Voltaire die Schauspieler rufen und in seiner Gegenwart die Rollen wiederholen, wobei er sich jedoch dergestalt ärgerte und in Folge dessen so laut schrie und tobte, daß er nach der ziemlich langen Sitzung ganz erschöpft war, und am 25., während er von seinem Bette aus dictirte, von einem heftigen Blutbrechen befallen wurde. Sofort schickte man zum Arzt, welcher das Übel durch einen starken Aderlaß hemmte. Nun gab Voltaire seinem Secretär den Auftrag, auch gleich an den Abbé Gaultier zu schreiben, und ihn um seinen Besuch zu bitten, da er (Voltaire) durchaus nicht auf den Schindanger geworfen werden wolle. Wagnière that dergleichen, als habe er den Auftrag erfüllt, und kündigte dann nach einiger Zeit an, der Priester sei nicht zu Hause gewesen. Bei dieser Nachricht sagte Voltaire zu den Umstehenden: „So nehme ich wenigstens diese Herren zu Zeugen, daß ich das, was man hier seine Pflichten heißt, redlich habe erfüllen wollen."

Er hatte übrigens diesen Schritt nicht zu thun gewagt, ohne Dalembert vorher consultirt und von ihm die Erlaubniß erhalten zu haben: „Thun Sie unter den vorliegenden Umständen, wie alle anderen Philosophen, welche mit vieler Ehrerbietigkeit ‚das Bewußte' empfangen haben." — „So denke ich auch," hatte Voltaire erwiedert, „ich darf nicht auf den Schindanger geworfen werden, wie es bei der armen Lecouvreur geschehen!"

Der Abbé Gaultier hatte sich unterdessen auch mit den nöthigen Vollmachten und Weisungen versehen, indem er sowohl den Erzbischof als den zuständigen Pfarrer über seine bisherigen Schritte bei Voltaire aufklärte und von ihnen zur Beharrlichkeit aufgemuntert wurde. Das Billet vom 25. Febr. hatte Gaultier nicht erhalten; ein von Voltaire eigenhändig geschriebenes, noch heute aufbewahrtes, vom 26. Febr. wurde ihm

ebensowenig zugestellt, dafür aber empfing er am 27., schon Morgens in der Frühe, eine dringende Bitte von Madame Denis. Sofort eilte der Priester zum Hotel Villette, sprach aber Niemand, als die Nichte, welche ihm erklärte, Voltaire habe dem Pfarrer von St. Sulpice auf dessen wiederholtes Drängen geantwortet, daß er für die Beicht all' sein Vertrauen auf den Abbé Gaultier gesetzt habe. Da er nicht vorgelassen wurde, entfernte sich der Priester und stattete dem Pfarrer Bericht ab. Voltaire sah jetzt, daß es schließlich doch zu einer Art von Beicht und einem Widerruf kommen werde, und faßte am 28. Febr. schon im Voraus eine Erklärung zum Gebrauch seiner Secte ab, die jeden Zweifel an seiner wahren Gesinnung trotz aller Beicht u. s. w. zerstören sollte: „Ich sterbe in Anbetung Gottes, in Liebe zu meinen Freunden, ohne Haß gegen meine Feinde und mit Verwünschung des Aberglaubens. 28. Febr. 1778. Voltaire."[1]

Am 2. März befiel den Kranken ein neues Blutbrechen. Gaultier eilte sofort zum Hotel und wurde dießmal zugelassen; zahlreiche Freunde standen im Vorzimmer. „Erschrecken Sie ihn nicht!" mahnten die Einen. „Vernachlässigen Sie ihn nicht!" soll Richelieu den Priester gebeten haben. Voltaire ergriff die Hand des Kommenden und bat ihn, seine Beicht zu hören. „Sehr gerne," erwiederte Gaultier, „und ich habe dazu alle nöthige Vollmacht, aber bevor wir damit beginnen, bedarf es eines Widerrufs." — „Ich werde Ihnen," antwortete Voltaire, „sofort eigenhändig einen solchen schreiben, und Sie werden damit zufrieden sein. Man bringe mir das Nöthige."

Einige Verwandte und der Secretär verließen nun auf des Kranken Befehl das Zimmer und Voltaire schrieb unter des Priesters Augen einen Widerruf, in dem er erklärte, „daß, da er sich nicht zur Kirche habe schleppen können, und der Pfarrer von St. Sulpice die Güte gehabt, ihm den Herrn Gaultier zu schicken, er diesem Priester gebeichtet habe; würde Gott über ihn verfügen, so wolle er in der katholischen Religion sterben, wie er darin geboren sei, und hoffe von der göttlichen Barmherzigkeit, sie werde ihm alle seine Fehler verzeihen; sollte er je die Kirche geärgert haben, so bittte er deßwegen Gott und die Kirche um Verzeihung". Er unterzeichnete, ließ zwei Freunde kommen, welche ebenfalls als Zeugen unterschreiben mußten, und schrieb dann noch weiter

---

[1] An dieser Erklärung bezweifelt Strauß die Aufrichtigkeit der Stelle bezüglich der Feinde, „worin ihm (Voltaire) nicht zu trauen ist" (a. a. O. S. 229).

folgende Erklärung: „Da Herr Gaultier mich aufmerksam gemacht hat, man behaupte in gewissen Kreisen, ich habe im Voraus gegen Alles protestirt, was ich im Tode thun würde, so erkläre ich, daß ich dergleichen niemals gesagt habe, daß dieß eine mir schon längst angedichtete Scherzrede ist, welche man gleichfalls auf Rechnung anderer viel gelehrterer Männer schrieb, als dieses zu sein die Ehre hat Voltaire." Das ganze Schriftstück, sammt einem Billet von 600 Frcs. für die Armen der Pfarrei, überreichte er dem Priester und fügte bei: „Sie werden diesen Widerruf wahrscheinlich in die Zeitungen einrücken lassen, ich habe nichts dagegen." — „O es eilt damit nicht so," erwiederte Gaultier. — „Sie sind doch zufrieden?" fragte Voltaire ängstlich. — „Nicht ganz, die Erklärung ist nicht deutlich genug; übrigens werde ich mit der zuständigen Behörde darüber reden, ehe wir weiter voran gehen." Damit wandte sich der Priester zur Thüre und ging [1]. Da weder der Erzbischof noch der Pfarrer die Erklärung für genügend erachteten, kehrte Gaultier am andern Morgen zum Kranken zurück, wurde aber durchaus nicht vorgelassen. Dadurch keineswegs zurückgestoßen, stellte der treue, seeleneifrige Priester sich vom 2. bis 30. März tagtäglich an der Pforte des Hotels ein, wurde aber regelmäßig abgewiesen. Da er auch auf zwei seiner Briefe an Voltaire keine weitere Antwort erhielt, als daß der Pförtner Weisung habe, jeden Priester, mit Ausnahme des Pfarrers von St. Sulpice, abzuweisen, stellte der Exjesuit seine Besuche ein.

Wenn Voltaire auf diese Weise Ruhe vor den „Pfaffen" hatte, so blieb er darum doch nicht ganz unbehelligt. Seine Freunde, und besonders sein Secretär Wagnière, waren außer sich über die unerhörten Zugeständnisse des Meisters an die „Infame". „Je nun," erwiederte Voltaire, „Sie wissen ja, wie es hierzulande zugeht. Man muß ein wenig heulen mit den Wölfen, und wenn ich an den Ufern des Ganges wäre, wollt' ich mit einem Kuhschwanz in der Hand sterben." Den Abgesandten der Akademie, die sich Tag um Tag nach seinem Befinden erkundigten,

[1] Wenn einige Schriftsteller erzählen, Voltaire habe wirklich gebeichtet, so beruht das einfach darauf, daß Voltaire sich schon im Voraus in der angegebenen Erklärung einen Beichtzettel ausgestellt hatte. Andere Geschichtschreiber behaupten ohne den mindesten Grund, Gaultier habe dem Kranken die heilige Wegzehrung geben wollen. Strauß schreibt natürlich alle diese Märchen als klare Geschichte hin, und warnt die „Kirchlichen, dieses Bekenntniß doch ja nicht als Beweis dafür geltend zu machen, daß mit Voltaire eine Sinnesänderung vorgegangen sei". A. a. O. S. 229.

sagte er: „Ich glaubte die Güte der edlen Körperschaft nicht besser erwiedern zu können, als daß ich treu alle meine Christenpflichten erfüllte, damit ich in heiliger Erde begraben werde und ein Todtenamt bei den Cordeliers empfange.“ — „Ich will nicht, daß man meinen Leib auf den Schindanger werfe,“ das war seine gewöhnlichste und unwiderleglichste Antwort.

Inzwischen erholte sich jedoch der Kranke wieder in etwa, und da ihn die „Intriguen der Pfafferei“ und besonders die vollständige Nutzlosigkeit seiner Heuchelei langweilte, wollte er plötzlich wieder nach Ferney. Darin bestärkte ihn sein Secretär sowohl als sein Arzt, allein die Nichte war außer sich. „Ist es möglich?“ rief sie aus, „er will wieder nach Ferney zurück und ich soll ihn dahin begleiten!“ Madame Denis hatte lange Jahre gehofft, mit dem Hingang ihres Onkels als reiche Erbin nach Paris zurückkehren zu können und dort ihren Nachsommer noch recht zu genießen. Aber der Onkel hatte immer noch „keine Anstalten zur Abreise“ getroffen, während sie in der Einsamkeit der Schweizerthäler nachgerade aus dem Spätsommer in den Herbst des Lebens eingetreten war und somit keine Zeit zu vertändeln blieb, wenn sie ihre Ansprüche auf die Gesellschaft nicht ganz aufgeben wollte. Darum hatte sie so sehr auf die Pariser Reise gedrungen, und jetzt einmal an dem erwünschten Ziele angekommen, hätte sie eher Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, als wieder nach Ferney zurückzukehren. Mit ihr verbanden sich die Villettes nebst anderen Freunden, welche mit vereinten Kräften versuchten, den Kranken in der Hauptstadt zurückzuhalten. Während Dalembert die Akademie veranlaßte, Voltaire für das nächste Vierteljahr zum Director zu wählen, verstand es die Nichte, ihn vollständig in der Vorbereitung der Irene aufgehen zu lassen, so daß er jeden anderen Gedanken vergaß. Unterdessen kaufte sie schnell in der Straße Richelieu ein im Bau begriffenes Haus und ließ sich von einem Hofmann ein Billet des Inhalts schreiben, daß, wenn Voltaire Paris verließe, man auf der Stelle ein Verbot erlassen werde, das ihm jede Rückkehr dahin unmöglich machen solle. Dieß wirkte; Voltaire gab sofort jeden Gedanken der Abreise auf und schickte Wagnière nach Ferney, um dort das Nöthigste zu ordnen und einige Papiere zu holen.

Am 16. März fand die erste Aufführung Irene's statt und das überfüllte Haus rechnete mehr darauf, den Auctor als das Stück zu sehen. Der Graf von Artois und der Herzog von Bourbon, die sich so-

eben duellirt hatten, erschienen versöhnt im Theater; die Herzogin von Bourbon, Madame und Monsieur, der Prinz von Condé und selbst die Königin saßen erwartungsvoll in ihren Logen. Es fehlten nur die beiden „Könige“ — Ludwig XVI. und Voltaire; den Einen hielt Vernunft und Anstandsgefühl, den Anderen die Krankheit zurück.

Am 21. März ließ sich eine Deputation von 40 Freimaurern unter Anführung des Ehrw.·. Br.·. Lalande bei Voltaire anmelden, um ihn von seiner nahe bevorstehenden Aufnahme in die Loge zu den „neun Schwestern“ zu benachrichtigen. Voltaire sagte zu für den 7. April.

Unterdessen fuhren die armen, verblendeten Pariser fort, ihrem Abgott Weihrauch zu streuen und den Carneval der Thorheit für Voltaire bis in die heilige Woche hinein fortzuführen. Die Besuche im Hôtel Villette hörten nicht auf, die Zeitungen füllten ihre Spalten mit Lobeserhebungen des Mannes und seiner Werke, und wenn Voltaire sich einmal würdigte, auf der Straße zu erscheinen, folgte Hoch und Nieder mit Andacht seinen Spuren. Es ist entsetzlich komisch, sich diese Aufzüge vorzustellen. Von zwei Pferden gezogen bewegte sich der „Empyreumswagen“, eine von Ferney mitgebrachte Kutsche mit azurblauem Grund und goldenen Sternen, langsam voran; drinnen saß der Patriarch in scharlachrothem Kleid, mit Hermelin gefüttert, schwarzer, ungepuderter Lockenperrücke, auf dem Kopfe eine rothe, viereckige Mütze, gleichfalls mit Pelz besetzt, in der Hand den berühmten Stock mit dem Rabenschnabel, auf den er die beiden Hände und das spitz vorstehende Kinn stützte, während die beiden Karfunkel-Augen siegesstolz über die tolle Menge schweiften.

Um jene Zeit hielt sich Benjamin Franklin als Abgesandter der jungen nordamerikanischen Republik in Paris auf. Auch er kam, Voltaire seine Ehrfurcht zu bezeigen, und bat für seinen Enkel um den Segen des Patriarchen. Dieser legte die Hand auf das Haupt des knieenden Knaben und sprach mit feierlicher Würde die Worte: „Gott, Freiheit, Toleranz!“ über ihn aus; dann umarmten sich die beiden Alten unter Thränen der Rührung, und Voltaire versprach, nie eifersüchtig auf Franklin werden zu wollen, wofür dieser, so oft Voltaire in der Öffentlichkeit nieste, feierlich sein „Gott segne Sie“ rief, was den Parisern so wunderbar großartig erschien, daß sie es in ihre Chroniken setzten [1].

Wer hätte damals gedacht, daß die Blutgerüste der Revolution bereits am Horizonte auftauchten? Und doch, es fehlte nicht an Propheten

[1] M. d'Epinay, 3. Mai 1778. Mémoires de Bachaumont, tom. III. p. 430.

auch in jenen Tagen. Den 12. April, am Palmsonntag, predigte in Notre-Dame der ehemalige Jesuit de Beauregard, und sagte alle Schrecken der nahen Zukunft voraus, indem er ausdrücklich unter einer furchtbaren, die ganze Zuhörerschaft auf's Tiefste erschütternden Handbewegung gegen den Hochaltar die Vernunftgöttin beschrieb, die in einigen Jahren dort thronen werde. In Versailles erhob derselbe Prediger kühn seine Stimme gegen die schmachvolle Abgötterei, die selbst Personen des Hofes dem Bannerträger des Unglaubens, der Unsittlichkeit und Revolution zu bezeigen sich nicht schämten. Das war in den Augen Vieler eine Gotteslästerung und der Siegelbewahrer Miromesnil sprach von nichts weniger, als den unliebsamen Prediger in die Bastille zu sperren. Allein Ludwig XVI. sagte entschieden: „Der Prediger hat seine Pflicht gethan, thun Sie die Ihrige." Als sogar ein Prinz mit neuen Drohungen gegen den Priester kam, beschied ihn der König ziemlich unsanft: „Der Prediger hat gesprochen, was er sprechen mußte, Sie haben zu schweigen und sich zu bessern." [1] Aber weder die Prinzen noch das Volk besserten sich; jeden Abend war die Comédie-Française überfüllt, denn immer noch hoffte man endlich den Auctor der Irene im Theater erscheinen zu sehen. Endlich, endlich kam denn auch dieser große Tag, der es wirklich verdient, als geschichtliches Datum der Nachwelt aufbewahrt zu werden mit dem berühmten Zusatz de Maistre's: „Heute hat Paris einen Mann gekrönt, den Sodoma gesteinigt hätte!"

Es war am 30. März. Voltaire bestieg seinen Empyreumswagen und fuhr in die Akademie, wo ihm der Directorssitz angewiesen wurde und Dalembert das Lob Despréaux', oder vielmehr Voltaire's, las. Dann ging's in die Comédie-Française. Der weite Hof des Louvre war mit Menschen angefüllt; kein Weichenstein, kein Schlagbaum, kein Fenster, die nicht mit Neugierigen besetzt gewesen; sobald der Wagen sich zeigte, ging der einstimmige Schrei durch die Menge: „Da ist er! Es lebe Voltaire!" Der ganze Weg bis zum Theater war ebenfalls mit Menschen bedeckt, man stieg auf die Kutsche hinauf, griff in die Räder, trat auf das Trittbrett, nur um den Abgott näher sehen zu dürfen. Villette und der Procurator Clos empfingen den Triumphator an den Pforten des Theaters und führten ihn feierlich in seine Loge. Die ganze vornehme Gesellschaft zitterte vor Enthusiasmus, die Damen besonders

[1] Vgl. die Quellen bei Maynard II. S. 611.

drängten sich vorauf, suchten einen Blick Voltaire's zu erlangen oder wenigstens den Saum seiner Kleider zu streifen, wenn sie nicht gar so weit gingen, wie Einzelne, die ein Haar aus seinem Pelz zu erwischen wußten und als Reliquie heilig hielten. Endlich, nach langem Drücken und Drängen, sah man Voltaire in der Loge der königlichen Kammerherren auftauchen und sich hinter Mad. de Villette und Mad. Denis niederlassen. „In die erste Reihe!" brüllte der Pöbel des Parterre; „neben die Damen!" schrieen die Inhaber der Logen. Voltaire gehorchte. „Die Krone, die Krone!" erschallte es wieder aus dem wilden Haufen; der Schauspieler Brizard nahte mit einem Kranz und setzte ihn auf das Haupt des Abgottes. „Sie wollen mich unter Rosen ersticken!" seufzte dieser tief erschüttert, mit Thränen in den Augen, und reichte den Kranz der jungen Belle-et-Bonne. Aber der Prinz Beauvau nahm ihn wieder aus ihrer Hand und legte ihn auf die ungepuderte Lockenperrücke Voltaire's, der sich gezwungen sah, so der Aufführung Irene's gekrönt beizuwohnen. Das Publikum war aufgestanden; vor der Loge Voltaire's lag man buchstäblich auf den Knieen, um besser sehen zu können; die beständige Bewegung der Massen, die sich drängten und drückten, hatte im Saal solche Staubwolken aufgewirbelt, und zwanzig Minuten herrschte ein solcher Wirrwarr und Tumult, daß an eine Aufführung auf dem Theater nicht zu denken war. Endlich ward es ruhiger, Irene wurde schlecht wie niemals gegeben und doch lebhaft wie niemals beklatscht. Mit dem Sinken des Vorhangs schickte Voltaire sich an, eine Dankrede zu halten, aber noch hatte er den Mund nicht geöffnet, da erhob sich der Vorhang wieder, auf dem Theater stand eine große Marmorbüste des Dichters, umgeben von der ganzen Schauspielerbande, die Palmen und Kränze in den Händen trugen. Ein unbeschreibliches Getümmel von schreienden Menschenstimmen, Trommelwirbeln und Trompetenstößen erhob sich in dem dichtgedrängten Saale. Bei der ersten Unterbrechung trat die Schauspielerin de Vestris vor, recitirte einige Verse und ließ dann dem als Mönch (!) verkleideten Brizard den Vortritt, um den ersten Kranz auf die Stirn der Büste zu drücken. Alle anderen Schauspieler folgten, mehrere drückten außer dem Kranz einen Kuß auf den Stein, was besonderen Beifall bei dem sinnlosen Pöbel fand und einen nicht endenwollenden Applaus hervorrief. Während des Nachspiels blieb die gekrönte Büste auf dem Theater stehen, aber Aller Augen hingen unverwandt an dem Original, das nur Einen Mangel an der glänzenden Ovation fand — die Abwesenheit der Königin. Sie hatte sich ansagen

lassen, war jedoch im letzten Augenblick durch ein strenges Handbillet des Königs am Besuch verhindert worden.

Beim Verlassen des Saales huben die tollsten Ehrenbezeugungen wieder von Neuem an. Voltaire wurde mehr getragen, als daß er ging. „Fackeln, Fackeln!“ schrie es von allen Seiten, und als er endlich bei der Kutsche angekommen und Platz genommen, warf man sich über Wagen und Pferde und küßte diese — weil nicht Alle zum eigentlichen Handkuß zugelassen werden konnten. Einige redeten davon, die Rosse auszuspannen, um selbst den Wagen des Apollo zu ziehen, was jedoch unterblieb, da der Kutscher die Pferde antrieb und voranfuhr. „Es lebe Voltaire!“ so scholl es von allen Seiten. „Es lebe der Dichter der Henriade! Es lebe Mahomet! Es lebe die Pucelle! Es lebe Voltaire!“ [1]

Noch einmal: „Sodoma hätte ihn gesteinigt, Paris krönte ihn“, und in ihm krönte es den Unglauben, die Verfolgungssucht und die greulichste Verkommenheit.

Voltaire sank zusammengebrochen unter der Last dieser Ovationen auf sein Lager. Als Marmontel ihn am folgenden Morgen fragte: „Sind Sie gesättigt von Ruhm?“ erwiederte er tief aufseufzend: „Ach, mein Freund! Sie reden von Ruhm, ich bin auf der Folter, ich sterbe in entsetzlichen Qualen!“ [2]

Am 7. April begab er sich dem Versprechen gemäß in die Loge zu den neun Schwestern, dem ehemaligen Noviziatshause der Jesuiten (!), um sich dort nach dem neuen Ritual in die Maurerei aufnehmen zu lassen, denn man war der Ansicht, daß die erste „Einweihung in das Licht“, welche nach Condorcet's Bericht schon in England stattgefunden, nicht hinreichend sei. Die lächerlichen Ceremonien dieser Aufnahme übergehen wir [3] und erwähnen nur noch, daß Voltaire einige Tage später sogar bei dem Herzog von Chartres, dem nachherigen Egalité, und bei dem Herzog von Orléans zum Besuch geladen wurde!

Kaum von diesen Ehren in etwa zu sich selbst gekommen, fühlte Voltaire mit dem herannahenden Ende auch das Bedürfniß nach Arbeit und Thätigkeit wachsen. Mit vollem Eifer warf er sich in das ihm über-

---

[1] Vgl. Grimm, Corr. lit. tom. X. S. 176 ff.; Bachaumont, Mémoires tom. XI. S. 175 ff.; Vorrede zur Pucelle.

[2] Marmontel, Memoiren III. 208.

[3] Siehe deren Beschreibung bei Grimm a. a. O. X. 322; Bachaumont a. a. O. S. 186, 195.

tragene Amt eines Directors der französischen Akademie und setzte es in seiner dictatorischen Weise durch, daß nach dem Beispiel des Wörterbuches della Crusca eine neue Bearbeitung des officiellen Dictionnaire unternommen werde. Er hoffte, daß man die Mehrzahl der Beispiele und Redensarten, die jedem Worte beigefügt werden sollten, seinen Werken entnehmen, seine Nebenbuhler aber, besonders Crébillon und Rousseau, als uncorrect vollständig unbeachtet lassen werde. Da die Akademiker nicht gleich auf den Vorschlag eingingen, redete Voltaire sie ziemlich heftig über ihre Saumseligkeit an, brachte das erzwungene Decret eigenhändig zu Protokoll und übernahm selbst den Buchstaben A zur Bearbeitung. „Die Trägheit seiner Mitbrüder" von der Akademie ärgerte ihn so, daß er sich vornahm, „sie marschiren zu lehren", und um das Beispiel mit der Mahnung zu vereinigen, überanstrengte er sich, verschlang so entsetzliche Dosen Kaffee und Elixire, daß er endlich vor lauter Aufregung nicht mehr schlafen konnte und gezwungen war, Beruhigungsmittel zu nehmen, zu welchem Zwecke ihm Richelieu eine Arznei gab, in welcher auch Opium war, und welche Voltaire, statt sie tropfenweise zu nehmen, auf einen Zug austrank. Die Folgen stellten sich bald ein, und seit jenem Augenblick war er in einem beständigen Zorn entweder gegen die Akademie oder gegen den unschuldigen „Kain", den Brudermörder Richelieu; er befand sich nach dem Zeugniß Tronchin's „in einem kläglichen Zustand der Verzweiflung und Raserei". Dalembert besuchte den Kranken, „er fand ihn sehr erschrocken nicht bloß über seinen Zustand, sondern auch über die übeln Folgen, die er für ihn haben könnte". „Sie verstehen mich," fährt Dalembert in diesem Schreiben an den Arzt Tronchin fort, „und diese moralische Krankheit unseres Greises benöthigt vorzugsweise Ihrer Aufmerksamkeit und Ihrer Sorgen!"

Sollte Voltaire wirklich mit dem herannahenden Ende einige Regungen der Reue empfunden und dadurch die Furcht des „Bruders" erweckt haben? Die Vorsicht dieser „Brüder" am Krankenbett ihres Obersten hat etwas Furchtbares; wenn man sie mit den Aussprüchen Voltaire's in gesunden Tagen zusammenstellt, dann erscheint sie als eine wunderbare Rache der ewigen Gerechtigkeit, die sich nicht ungestraft verspotten läßt. Früher hatte er immer geschrieben und gesagt, „daß nicht der Tod, sondern die Vorbereitung ihm entsetzlich sei, jene Barbarei der letzten Ölung u. s. w. Man sage bisweilen von einem Menschen, er sei gestorben wie ein Hund, aber in Wahrheit sei ein Hund sehr glücklich, weil er ohne all' den Hocuspocus sterben könne, mit dem man die letzten Augenblicke

eines Menschen verfolge"[1]. Die „Brüder" sorgten durch ihre infernale Wachsamkeit wirklich dafür, daß Voltaire sterben könne wie — ein Hund.

Auf den Brief Dalemberts hin schickte sich Tronchin an, dem Kranken seinen Zustand auseinanderzusetzen. Der Arzt, obgleich Protestant, war gläubig und sogar religiös zu nennen im Vergleich zu seinem Patienten, und sah daher auch mit ganz anderen Augen die Geistesverfassung desselben an. „Voltaire," so schrieb er seinem Bruder, „ist sehr krank. Stirbt er heiter, wie er es versprochen hat[2], so habe ich mich gewaltig getäuscht. Für seine Freunde wird er sich nicht verstellen, vor ihnen wird er sich gehen lassen in seiner Laune und Feigheit, besonders in der Furcht, die er hat, das Gewisse für das Ungewisse zu verlassen. Der Himmel des zukünftigen Lebens ist in der That nicht ganz so klar, wie jener von Hyères oder Montauban, besonders für einen Greis von 80 Jahren, der ein geborener Feigling und ein wenig mit dem ewigen Leben verfeindet ist. Ich glaube, daß er sehr betrübt ist über sein nahes Ende, ich wette, daß er darüber nicht spotten wird. Das Ende wird für Voltaire ein verflixter Moment (fichu moment) sein; behält er den Kopf bis zum Schluß, so bekommen wir einen trivialen Tod."

So ging also Tronchin endlich zu Voltaire und sprach ihm sein Todesurtheil. „Ziehen Sie mich heraus! Retten Sie mich!" beschwor ihn dieser. „Unmöglich," erwiederte der Arzt, „unmöglich — Sie müssen sterben!" Es war der 30. Mai, gerade zwei Monate nach der feierlichen Krönung Voltaire's im Theater. Abbé Gaultier hatte von der Verschlimmerung der Krankheit Kunde und bat in einem Briefe um Zulaß zum Sterbebett; dieser Brief wurde von den Freunden zwar aufgehalten, der Abbé aber von eben diesen Freunden auf den Abend zum Kranken gerufen. Gaultier erschien in Begleitung des Pfarrers von St. Sulpice und legte den Freunden den Entwurf eines Widerrufes vor, den Voltaire zu unterschreiben habe. Die Freunde sagten zu, denn sie wußten, daß der Kranke nicht mehr unterzeichnen konnte. Und wirklich, als die beiden Priester an das Lager traten und der Pfarrer zuerst redete, ward er nicht wiedererkannt; Gaultier empfing zwar einen leisen Händedruck, aber auch die deutliche Antwort: „Herr Abbé Gaultier, ich bitte

[1] An Frau du Deffand, 9. Mai 1764.

[2] „Ich werde lachend sterben, wenn ich kann", hatte Voltaire oft gesagt.

Sie, dem Herrn Abbé Gaultier meine Empfehlung zu machen." Voltaire lag im Delirium; die Priester wurden verabschiedet.

Nach einiger Zeit kam der Kranke für Augenblicke wieder zum Bewußtsein. „Ich bin verlassen von Gott und den Menschen!" rief er dann mit bitterer Verzweiflung, oder, sich an die Umstehenden wendend: „Weg, weg von mir! Ihr seid schuld daran, daß ich in diesem Zustand bin! Fort! Ich konnte euch Alle entbehren, aber ihr hattet mich nöthig. O die schöne Ehre, die ihr mir eingebracht!" Andere Male wälzte er sich in Angst und Schmerz auf seinem Bette herum und bald jammernd bald lästernd den Namen Gottes im Munde. Mit Schaudern vernahmen die Freunde, wie er mit halberstickter Stimme rief: „Jesus Christus! Jesus Christus!" Als Richelieu den heiligsten Namen von dieser Zunge mit Verzweiflung und Wuth aussprechen hörte, verließ er das Zimmer und sagte: „Wahrlich, das ist zu stark — das hält Niemand aus."

Das furchtbare Schauspiel dauerte fort. Der Sterbende krümmte sich, wie ein getretener Wurm, und zerfleischte sich mit seinen eigenen Nägeln. Er jammerte nach dem Abbé Gaultier, aber die Freunde blieben unerweicht. Nun nahte der letzte Augenblick. Ein neuer Anfall der Verzweiflung kündigte ihn an: „Ich fühle eine Hand, die mich erfaßt und zum Richterstuhle Gottes zerrt!" Dann schaute er stieren Blickes gegen den Bettgang: „Der Teufel ist da — er will mich packen — ich sehe ihn — ich sehe die Hölle — o verbergt sie mir!" Endlich, im Übermaß der Verzweiflung und eines fieberhaften Durstes, griff er zum Geschirr, setzte es an die Lippen und leerte es aus. Dann sank er unter einem letzten entsetzlichen Schrei zurück — Blut und Schmutz brachen aus Mund und Nase hervor — Voltaire war gestorben [1].

---

[1] Es ist bekannt, wie sorgsam die Freunde des Patriarchen die Todesscene zu verschönern suchten und statt der historischen Verzweiflung ein phantasiereiches Hinüberschlummern eintreten ließen. Die Darstellung Dr. Strauß' ist ein Muster der Art. Wir halten es daher nicht für überflüssig, die sichern und authentischen Quellen für unsere Darstellung mit Band- und Seitenzahl anzugeben. Es sind: Harel, Recueil des particularités curieuses de la vie et de la mort de Voltaire; Martin Abbé, Histoire de M. Vuarin. I. 372. — Depery, Biographie des hommes célèbres du departement de l'Ain, p. 163 s. — D'Allonville, Mémoires I. p. 71 s. — Baruel, Mémoires sur le Jacobisme I. p. 260. — Maynard II. p. 614 ss. Dr. Tronchin, der Arzt Voltaire's, schrieb an einen Freund: „Wenn ich den Tod des rechtschaffenen Mannes, der nur das Ende eines schönen Tages ist, mit dem von Voltaire vergleiche, so würde ich deutlich den Unterschied zwischen einem schönen Tage und einem Sturme gesehen haben. Dieser Mensch war also bestimmt, unter meinen Händen zu sterben. Ich habe ihm oft die Wahrheit gesagt, aber zum

„Könnte der Teufel sterben, so würde er nicht anders enden", sagten später einige bekehrte Augenzeugen.

„Ja, Voltaire ist endlich gestorben. Der Triumph hat ein Ende, die große Stunde Gerechtigkeit hat geschlagen. Voltaire läßt auf Erden in einem schmutzigen Morast eine alte, häßliche Leiche, welche die abgestumpfte Menge binnen Kurzem in's Pantheon schleppen wird. Die Seele ist vor Gott erschienen. — O Gerechtigkeit! O Schrecken! O Erbarmen! Diese Seele erschien vor Gott, vor Jesus Christus, dem Ewigen, umgeben von seinen ewig glorreichen Heiligen. Jesus hat Voltaire angeblickt — Voltaire hat Jesus gesehen, und der Unselige hat dieses Bild mit sich genommen in die Nacht seiner Verdammniß." [1]

Voltaire schrieb 1758 an Dalembert: „In zwanzig Jahren wird der liebe Herrgott Feierabend haben." Und zwanzig Jahre später, 1778, war Voltaire — gestorben.

Unglück für ihn bin ich der Einzige gewesen. ‚Ja, mein Freund,' hat er mir sehr oft bemerkt, ‚Sie sind es allein, der mir guten Rath gegeben hat. Hätte ich ihn befolgt, so wäre ich nicht in dem scheußlichen Zustande, worin ich bin. Ich habe nichts als Rauch verschluckt: ich habe mich in dem Rauch berauscht, und der hat mir den Kopf verdreht. Sie können mir nichts mehr nützen. Schicken Sie mir den Irrenarzt! Erbarmen Sie sich mein, ich bin ein Narr' ...... ich kann nicht ohne Schauder daran denken. Sobald er sah, daß Alles, was er gethan, seine Kräfte zu vermehren, den entgegengesetzten Erfolg hatte, war der Tod beständig vor seinen Augen. Von diesem Augenblck an hat sich seiner Seele Wahnsinn bemächtigt. Denken Sie an die Raserei des Orestes. So starb Voltaire. Von den Furien gepeinigt verschied er." Vgl. Bungener, „Voltaire et son temps".

[1] L. Veuillot.

30. Begräbniß und Apotheose. — Schluß.

Voltaire war gestorben, was sollte mit seiner Leiche geschehen? Da man dieß wegen der unchristlichen Umstände seines Sterbens nicht gleich wußte, so hielt man für's Erste den Tod geheim. Die Zeitungen, welche jedes Wort des Philosophen der Welt zu verkünden sich beeilt hatten, brachten die Nachricht seines Endes volle acht Tage zu spät, und selbst intime Freunde [1] wußten nichts Genaues über Tag und Stunde desselben. Der Pfarrer von St. Sulpice weigerte sich, den Leichnam in geweihte Erde zu bestatten, der Erzbischof gab ihm Recht; der König entschied, „man müsse die Priester gewähren lassen, nur solle man Aufsehen und Ärgerniß vermeiden"; der Minister Amelot gab daraufhin dem Neffen Voltaire's, Abbé Mignot, die Erlaubniß, den „Körper nach Ferney oder sonstwohin zu bringen". An Ferney [2] aber, an das Grab, „das weder drinnen noch draußen war", durfte man nicht denken, denn der Bischof von Annecy hatte seinem Pfarrer das strengste Verbot gegeben, auch nur das Geringste für den Verstorbenen in der Kirche zu thun. Eine letzte Lüge sollte dem großen Lügner zu einem Grabe verhelfen.

Schnell wurde nun die Leiche einbalsamirt, mit Festkleidern geschmückt, mit Lederriemen wie eine Gliederpuppe in dem Empyreumswagen festgeschnallt, und fort ging es nach der Abtei Scellières bei Troyes, deren Titularabt Mignot war. Bei den Cisterciensern angekommen, erklärte der Neffe, sein Onkel sei auf der Reise gestorben, ließ durch einen Arzt die Nothwendigkeit einer raschen Bestattung constatiren, die

---

[1] So schrieb Frau du Deffand an Walpole: „Wahrlich, ich hätte beinahe etwas Wichtiges vergessen. Voltaire ist nämlich gestorben, man weiß weder Tag noch Stunde, Einige sagen gestern, Andere vorgestern. Die Dunkelheit soll daher kommen, weil man nicht weiß, was man mit seinem Leichnam anfangen soll."

[2] Mad. Denis, welche als Universalerbin des Onkels auch in den Besitz von Ferney kam, verkaufte das Schloß an den Marquis de Villette, der es nicht lange behielt. Der Ort sank bald wieder in seine alte Armseligkeit zurück. Die 68jährige Nichte aber heirathete nach Schluß des Trauerjahres einen gewissen Duvivier.

Leiche in einen Sarg legen und die kirchlichen Exequien beginnen. In einer Gruft inmitten der Kirche ward dann am folgenden Tage der Leichnam des Philosophen feierlich beigesetzt. Vierundzwanzig Stunden nachher traf in der Abtei ein Brief des Bischofs von Troyes ein, der jede kirchliche Betheiligung am Begräbniß eines Excommunicirten wie Voltaire verbot. Es war zu spät, Voltaire hatte durch List sein Grab und seine „kirchlichen Ehren" empfangen, und durch neue Listen verstand man es, ihm dieselben zu wahren [1].

Als unterdessen in Paris der Tod des Meisters bekannt wurde, wollten die Schauspieler zum Zeichen der allgemeinen Trauer die Theater für einen Abend schließen, mußten aber auf ausdrücklichen Befehl des Königs diesen Gedanken aufgeben. Nun meinten sie, man solle ein Stück des Verstorbenen geben; auch das ward ihnen bis zum 20. Juni verboten. Die Minderbrüder, welche sonst ein feierliches Seelenamt für die verstorbenen Akademiker halten mußten, weigerten sich, für Voltaire dieses Amt zu singen, trotz Dalembert und Minister Amelot, und behielten Recht bei König und Erzbischof. Das Volk vergaß Voltaire rasch; schon einen Monat nach dem Tode mußte Wagnière die Erfahrung machen, „daß man seinen Namen nicht öfter ausspreche, als ob es nie einen Voltaire gegeben".

Dreizehn Jahre vergingen. Es kamen die Tage, von denen Condorcet sagt, daß Voltaire sie nicht gesehen, aber geschaffen hat, und es war nicht mehr als billig, daß man sich seiner wieder erinnerte. Ein Decret des Convents hatte die Schutzpatronin der Stadt, die hl. Genovefa, aus ihrem Heiligthum verdrängt und diese Kirche in einen Erinnerungstempel, ein Pantheon, umgewandelt. Noch heute besteht die Inschrift: „Aux grands hommes la patrie reconnaissante". Hier sollten diese „großen Männer" beigesetzt werden, und Voltaire war nach Mirabeau der Erste, dem diese Ehre widerfuhr. Am 10. Juli 1791 langte die vermuthliche [2] Leiche des Philosophen aus Scellières in Paris an.

„Am Schlagbaum empfing der Stadtrath den Sarg, auf welchem ein Wachsbild des Philosophen ruhte. Er wurde sodann auf einen mit zwölf

---

[1] Man sagt freilich nicht ohne Wahrscheinlichkeit, daß man aus Furcht, der Bischof möge den Leichnam erheben und „auf den Anger" werfen lassen, zur Beschleunigung der Verwesung den Sarg mit Kalk gefüllt habe.

[2] Denn wahrscheinlich hat man anstatt der verwesenen Leiche Voltaire's den Körper seines Nachbarn, eines Cistercienfermönches, genommen.

schneeweißen Rossen bespannten Triumphwagen im römischen Stil gesetzt und umgeben von der Nationalgarde auf den mit Kränzen geschmückten Bastilleplatz überführt. In der Mitte desselben erhob sich ein aus Trümmern der Bastille erbautes Piedestal mit der Inschrift: ‚Hier, wo Dich der Despotismus einst gefesselt hielt, erwarte, o Voltaire, die Ehren, die das dankbare Vaterland Dir widmet.‘ Dort ruhte Voltaire's Leiche drei Tage lang auf dem Paradebett. Am 13. Juli begann dann, angekündigt vom Donner von 300 Kanonen und dem Geläute aller Glocken, die feierliche Beisetzung. In 52 Trauerwagen begab sich der Stadtrath nach dem Bastilleplatz, von wo aus sich der Zug nach dem Pantheon in Bewegung setzte. Er bestand aus den Vertretern der Clubs, der Handwerke, der Bürgerschaft, des Schauspielerstandes, des Militärs, aus allen möglichen Deputationen; im Ganzen aus fünfunddreißig Abtheilungen; dazwischen Allegorien aller Art, die Musen in Trauerflören, Amazonen mit Streitäxten als ultima ratio populi, Sessel, von ‚Römern‘ und ‚Syracusanern‘ getragen, worauf die Vaterlandskrone, das Protokoll über die Erstürmung der Bastille ruhte, u. s. w. u. s. w.

„In der Nähe des Hauses der Pflegetochter Voltaire's, der Frau von Villette, wurde Halt gemacht. Es war für diesen Tag besonders geschmückt worden. Eine grünende Halle, an deren Deckenwerk eine Bürgerkrone in Guirlanden hing, bildete den Eingang. Inmitten derselben gruppirte sich auf einem Amphitheater ein Kreis von Nymphen in weißen Gewändern, mit Rosenkränzen auf der Stirn und himmelblauen Schärpen um den Leib; unter ihnen Frau von Villette in tiefster Trauer, das Haupt gesenkt und mit weißen Rosen umwunden, eine Schnur von solchen über Schultern und Hüften und ein weißes Tuch in der Hand. Daneben ihre Tochter in gleichem Costüm zwischen den beiden Töchtern des unglücklichen Calas. Als Voltaire's Bildniß, von Houdon gefertigt, sich nahte, stieg Frau von Villette mit Würde vom Amphitheater herab, näherte sich ihr in sichtbarer Erregung, neigte ihr Haupt an die Brust derselben und schien einige Minuten ganz stillem Schmerz hingegeben. Sie nahm darauf ihr Töchterlein in ihre Arme und weihte es feierlich dem ‚Gotte der Pucelle‘. Dann ergriff sie die Bürgerkrone und bedeckte damit die Statue. In diesem Moment brachen die Empfindungen aller Anwesenden in lauten Strömen aus. ‚Es war,‘ schreibt der Augenzeuge Wekhrlin, dem wir die Schilderung entnehmen, ‚eine der erhabensten Scenen von der Welt.‘“[1] (!)

Nicht bloß die „Empfindungen“, sondern auch der Regen brach mitten während des Umzugs in solchen „Strömen“ aus, daß die Statue des Philosophen, welche bloß aus Gyps gefertigt war, mitten auf der Straße zusammen brach und man sich beeilen mußte, das Pantheon zu

[1] Belle-et-Bonne bekehrte sich später und beweinte bis in ihr höchstes Alter diese Abgötterei. Die Sterbescene Voltaire's, der sie beigewohnt, trug nicht wenig zu ihrer Bekehrung bei.

erreichen. Hier wurde der Sarg, ein Holzkasten mit Granitanstrich und der Inschrift: „Dichter, Geschichtschreiber und Philosoph, erweiterte er den menschlichen Geist und lehrte ihn, frei zu sein; er vertheidigte Calas, Sirven, de La Barre, Montbailly; er bekämpfte die Atheisten und Fanatiker; er begeisterte für die Toleranz und forderte die Menschenrechte gegen die Knechtschaft der Feudalität", feierlich beigesetzt.

„Gelogen wie eine Grabrede", kann man auch von dieser Inschrift sagen, besonders da seit dem Jahre 1814 nicht einmal mehr die vermuthlichen Reste Voltaire's in diesem Kasten enthalten sind, weil sie zugleich mit denen seines Rivalen J. J. Rousseau in einer schönen Mainacht in die Pariser Cloaken geworfen wurden [1]. Das Herz Voltaire's kam später in die Nationalbibliothek und bildet den einzigen Erdenrest Voltaire's. Leider ist die Inschrift, die auf dem Behälter dieses Herzens steht, weniger lügenhaft, als jene des Sarges: „Sein Herz ist hier, sein Geist ist überall."

Dank der wiederholten Auflagen der Werke Voltaire's [2] ist wirklich sein Geist in alle Welttheile verbreitet und wirkt auch heute noch fort zum Unheil der Völker; das hat das Jahr 1878 mit seinem Centenarium nur zu deutlich gezeigt. „Auch in unserem deutschen, politischen Kalender," so schrieb damals ein deutscher Liberaler, „steht Voltaire's Name roth und leuchtend angeschrieben. Die Richtung unserer Tage ist keine solche, daß er so ganz überholt erschiene, und daß es sich nicht empfähle, manchmal zu seinem Gedächtniß in seinen eigenen Werken eine stille Messe zu lesen!" [3] Und als es sich darum handelte, die Volksausgabe

---

[1] Vgl. die Belege Études religieuses historiques et littéraires. Lyon. Jahrg. 1878. Mai.

[2] Die erste Gesammtausgabe, die sogen. Kehler, wurde unter den Auspicien der Kaiserin Katharina II. von dem bekannten Panckouke veranstaltet und von Beaumarchais besorgt (1785—89). Eine eigene Druckerei wurde zu diesem Zwecke in Kehl gegründet, und um allen Börsen gerecht zu werden, zog man die Ausgabe (70 Bände 8°) auf fünf verschiedene Sorten Papier ab in 28,000 Exemplaren. Während des Kaiserreiches ruhte der Eifer für Voltaire, aber mit der Restauration begann eine neue unbegreifliche Voltairomanie. Von 1817—24 zählte man nicht weniger als neun verschiedene Gesammtausgaben, von den verschiedenen „Anthologien" nicht zu reden, die wie Pilze über Nacht aufschossen und von einem gierigen Publikum verschlungen wurden. Die letzte dieser Blüthenlese aus Voltaire's Werken, wie sie von dem Comité des Centenarium veranstaltet wurden, ist wegen der energischen Interpellation des jüngst verstorbenen Bischofs von Orléans noch in Aller Gedächtniß. — Deutsche Übersetzungen, deren jedoch keine einzige vollständig ist, gaben Mylius, Gleich, Hell, Ellisen, Förster, Ungewitter u. s. w.

[3] Frankfurter Zeitung 1878, Nr. 152 (Morgenblatt).

einer Auswahl aus Voltaire's Werken zu besorgen, da wurde auch im Jahre 1878 noch das Losungswort ausgegeben: „man dürfe nicht eher ruhen, als bis diese Auswahl in jeder Hütte den Katechismus verdrängt habe".

So ist leider auch heute noch Voltaire nicht todt. Aber das dürfen wir nach der objectiven, meist autobiographischen Darstellung des Philosophen fragen: Wer wird sich nicht mit Abscheu und Ekel von den Werken eines Mannes abwenden, der wie Voltaire der verkörperte Gotteshaß, Stolz, Eigennutz, Cynismus und Neid, die verkörperte Lügenhaftigkeit, Menschenverachtung und Gemeinheit, kurz die „eingefleischte Infamie"[1] war? „Andere Cyniker erschreckten durch ihre Ausschreitungen die Tugend — Voltaire verblüfft selbst das Laster."[2] Soll man es Blindheit oder Heuchelei nennen, wenn der Liberalismus mit Strauß zum Schlusse seiner Schrift ausruft: „Es ist viel leichter, anzugeben, was Voltaire gesollt und was er geleistet hat, als was er gewesen ist."

Was Voltaire „gesollt und geleistet hat, besonders was er gewesen ist", das sagt uns die tiefe Ehrfurcht der Revolution in allen ihren Formen für den Patriarchen von Ferney. Die Blutrevolution vergötterte seine Leiche, die zahme Revolution vergötterte seine Schriften, die Söhne der Petroleums-Revolution vergöttern sein Standbild. Wo immer sich eine revolutionäre Tendenz offenbart, da zieht es sie mächtig, instinctmäßig zu Voltaire. Und sie läßt uns keinen Augenblick zweifelhaft, worauf diese Blutsverwandtschaft sich gründe. „Wir haben immer gewollt, und wollen auch heute noch in Voltaire nur den Verfasser des philosophischen Dictionnaire, den Apostel der Toleranz, den Feind des Aberglaubens. Die Feier Voltaire's als eines Dichters hätte keinen Sinn."[3]

„Voltaire als Dichter — ist er nicht kalt, gemacht, rhetorisch, unspontan, gekünstelt?

„Voltaire als Hofhistoriograph — ist er bei allem Reiz der Darstellung, bei allem Ideenreichthum nicht längst überholt durch positives Quellenstudium, durch eine weitere und gerechtere Auffassung von Geschichtsepochen, die seinem Verständniß schon principiell verschlossen blieben?

„Voltaire als Philosoph — kann er mit seinem zähen Deismus,

---

[1] Msgr. Dupanloup.

[2] De Maistre.

[3] Bien public de Paris, 12. April 1878.

seinen abgedroschenen Gottheitsbeweisen, seinen unklaren Vorstellungen von der Natur der Willensbestimmung nach Kant und Schopenhauer uns noch ein anderes als culturhistorisches Interesse abgewinnen?

„Und schon gar Voltaire als Mensch — fluctuirt nicht sein Temperament verwirrend vor unserem Blick, der edelsten Regungen der Menschenliebe und des Gerechtigkeitssinnes fähig, wie der niedersten Bosheit, der Gewinnsucht, der Lüge?"

So urtheilt selbst der Liberalismus — aber dann fährt er fort:

„Voltaire ist bei all' seiner unglaublichen Vielseitigkeit eine ganze, in sich abgeschlossene Individualität, deren Wirkung sich auf einen einzigen Zweck concentrirt: die Erringung religiöser Toleranz und politischer Freiheit. Dahin zielen ab die Tendenzen seiner Dichtungen, die Beweisführungen seiner Philosophie, die letzten Gründe seiner Geschichtsauffassung, was er geschrieben hat in der tiefsten, begeistertsten Empörung und in der witzigsten, kaustischsten Laune" [1] — sein ganzes Dichten und Leben.

„Religiöse Toleranz und politische Freiheit", d. h. Auflehnung gegen Altar und Thron, religiöser Unglaube und politische Empörung, Atheismus und Anarchie — das sind von jeher die Postulate der Revolution gewesen; das Schlagwort mag mit dem Charakter der Empörung ändern, die Sache bleibt immer dieselbe, und diese Sache hat nie einen vollständigeren, allseitigeren und verwendbareren Vertreter gefunden, als in Voltaire.

Luther und Calvin, Marat und Robespierre, Mirabeau und Mazzini sind alle nur Vertreter je einer Richtung der Revolution — Voltaire vereinigt sie alle in einer Person. In allen anderen „Helden" findet die Revolution noch eine „schwache Seite", einen Zug, der nicht ihr gehört, irgend eine edle Tendenz, und wäre sie auch nur Selbsttäuschung, einen Rest von Ehrfurcht gegen irgend Etwas, eine unwillkürliche Unterwerfung unter ein Gesetz, und sei es nur jenes der Logik, irgend eine Begeisterung, die nicht aus bloßem Haß hervorgeht; das ist anders bei Voltaire, in Voltaire gehört ihr Alles. Ein Stolz, der den Gottmenschen höhnend zum Zweikampf fordert — eine Gemeinheit, die sich unter den Füßen der Courtisanen windet — eine Lügenhaftigkeit, die sich als politisches Princip aufdrängt — eine Habsucht, die vor dem Betrug und Diebstahl ebenso wenig, als vor dem Menschenhandel zurückscheut — eine

[1] Frankfurter Zeitung a. a. O.

Unsittlichkeit, die nicht bloß in Thaten das Unaussprechliche leistet, sondern sich mit diabolischer Wuth gerade am Heiligsten versucht und das Unschuldigste verderben möchte — ein Neid, der kein Piedestal neben dem seinigen duldet und eher eine Stadt in blutigen Aufruhr und einen Nebenbuhler in's äußerste Elend bringt, als eine andere Größe neben sich anzuerkennen — eine Heuchelei endlich, der keine Maske zu heilig, kein Bubenstück zu gemein ist — kurz, in Voltaire findet die religiöse Revolution ihren Bannerträger mit dem Kriegsruf: „Ecrlinf", die politische ihren Großmeister mit dem Princip vom guten Recht des Stärkeren.

Darum hat die Revolution Voltaire zu ihrem Abgott erwählt; darum aber auch hält der Liberalismus, dieser Sohn der Revolution, so eng zu Voltaire, und wird nicht müde, ihm zu danken, ihn zu preisen. Sie mögen es thun, da sie ein Recht dazu haben.

Wir aber glauben mit de Maistre, daß es nach Voltaire nichts Erbärmlicheres und Verachtungswertheres gibt, als Voltaire's Bewunderer.

